AUF DEM SIEGESZUGE

VON BERLIN NACH PARIS

VON

Dr. K. PIETSCHKER



Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs u. von Preußen

Kupferätzung u. Druck Electrochemische Graviranstalt (B. Fischer) Berlin S.W.

Auf dem Siegeszuge

von Berlin nach Paris.

Schlachtenbilder und biographische Silhouetten

von

Dr. Karl Pietschker. p.

Zugführer bei der mobilen Johanniterkolonne im Hauptquartier der III. Armee, Inhaber des Eisernen Kreuzes und des Anhaltischen Bären-Ordens „mit Schwertern“.

2. Auflage.

Potsdam und Leipzig.
R. Hachfeld.
(Bonneß & Hachfeld.)



Friedrich Wilhelm Kronprinz des Deutschen Reichs u. von Preußen

Auf dem Siegeszuge

von Berlin nach Paris.

Schlachtenbilder und biographische Silhouetten

von

Dr. Karl Pietschker. p.

Zugführer bei der mobilen Johanniterkolonne im Hauptquartier der III. Armee, Inhaber des Eisernen Kreuzes und des Anhaltischen Bären-Ordens „mit Schwertern".

2. Auflage.

Potsdam und Leipzig.

R. Hachfeld.

(Bonneß & Hachfeld.)

Dem Andenken

meines verehrten Schwiegervaters

Werner von Siemens,

des treuen und opferwilligen Patrioten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

I.

1. Mobilmachung und Einschiffung nach Speyer 7
2. Leben und Erlebnisse in Speyer 20
3. Vor und nach der Schlacht bei Weißenburg 30
4. Schlacht bei Wörth 45
5. Ein Moribund 56
6. Im Bivouac bei Wörth 62
7. Quartier in Zützendorf 67
8. Marsch durch die Vogesen und Quartier in Lohr 72
9. Blamont 82
10. Lüneville, 15. August 93
11. Ein lyrischer Tenor 97
12. Lüneville, 16. August 100
13. Nancy 101
14. Ohne Bedeckung 109
15. Vaucouleurs 113
16. Ligny 116
17. Brabant le roi (Revigny) 124
18. Große Rechtsschwenkung 125
19. St. Ménéhould 129

II.

20. Gewaltmarsch nach Norden 137
21. Bei Stonne in Reserve 143
22. Quartier in Fontenoy 150
23. Bivouac bei Malmy 156
24. In der Schlacht bei Sedan (1. Septbr.) 160
25. Das Schlachtfeld von Sedan (2. Septbr.) 177
26. Ragonet 194
27. In der Hauptstadt der Champagne 199
28. Schloß Boursault bei Epernay 208
29. Montmirail 216

III. Biographische Silhouetten.

30. Der Kronprinz und sein Stab 226
31. Die „deutschen Erbkaiser“ 240
32. „Hauptquartier für deutsche Litteratur und Kunst“ 250
33. Unsere Engländer 261
34. Unsere Johanniter 268

IV.

35. Coulommiers 279
36. Gutes Quartier 286
37. Nachtwache in Chaumes 295
38. St. Germain-Corbeil 300
39. Palaiseau 302
40. Versailles 310
41. Klein-Trianon 327

V.

42. Allein auf der Etappenstraße 339
43. Nancy 353
44. Vorläufig heimgekehrt 357
Nach 25 Jahren 365

Auf dem Siegeszuge

von Berlin nach Paris.

Einleitung.

Bornstaedt bei Potsdam.

Wenn ich es noch einmal unternehme, mit kleinen Schilderungen aus dem „Einheitskriege“ vor das Publikum zu treten, so möchte ich gleich im Voraus bemerken, daß Alle die, welche in denselben die Mittheilung kühner Heldenthaten zu finden hoffen, sich arg getäuscht sehen werden. Ich war ein schlichter Felddiakon, habe zwar viel Elend und Leid vor Augen gehabt, Arbeit und Strapazen genug ertragen, bin auch öfters im Kugelregen gewesen, — aber zu Heldenthaten im „Männer-mordenden Kampfe“ bot sich mir keine Gelegenheit dar. Unsere Arbeit war im Gegentheil oft eine recht stille und unbemerkte. Doch bei alledem trage auch ich das schöne Bewußtsein in mir, nach Kräften und mit hingebender Liebe meiner selbstgestellten Aufgabe genügt zu haben, so daß auch ich mit ausrufen kann:

Ich tausche mit Keinem, wer es auch sei,
Der im Herzen nicht fühlt einst, auch ich war dabei! —

Vor der Wucht der Ereignisse und der Größe ihrer Folgen tritt zwar die einzelne Persönlichkeit vollständig zurück, auch weiß ich wohl, wie schwierig es ist, von großen historischen Vorgängen, denen wir fast nur als mitempfindende Zeugen beigewohnt haben, alle Strahlen der gewaltigen Ereignisse gleichsam nur in einer Linse zu sammeln und die erhaltenen Eindrücke in die persönlichste Form der Darstellung zu kleiden; aber wenn

man im vollen Bewußtsein seines Laienthums auf alle strategischen Auseinandersetzungen und auf die übersichtliche Schilderung der Kriegsszenen gern verzichtet, so wird auch wohl die Schilderung des persönlich Erlebten, die Wiedergabe individueller Eindrücke, die mit offenem Auge gemachten Beobachtungen des Einzelnen eine bescheidene Berechtigung zum Hervortreten beanspruchen dürfen. — Die gewaltigen Ereignisse haben einen Jeden mit den verschiedensten Leuten aus Süd und Nord zusammengeführt und so manchen Blick in das Volksleben unseres feindlichen Nachbars thun lassen; die gemeinsam getragenen Leiden und Freuden einer schönen, doch opferreichen Zeit haben uns so manchen lieben Kameraden oder Vorgesetzten kennen und achten gelehrt, der nun wieder in die Häuslichkeit und Heimath zurückgekehrt und damit uns aus den Augen geschwunden ist. Da mögen denn diese Blätter die Aufgabe übernehmen, in Gestalt kleiner Mittheilungen die Grüße an all' die geehrten Freunde oder die von uns Gepflegten zu übermitteln.

Dies als Entschuldigung; nun auch die persönliche Vorstellung!

Der Verfasser dieser Skizzen hatte das Glück, einer mobilen Johanniterkolonne anzugehören, welche während des Feldzuges dem Hauptquartier Sr. kaiserl. und königl. Hoheit des Kronprinzen folgte und hier allen Schlachten und Gefechten der dritten Armee beiwohnte. Später wurde diese Kolonne von Versailles aus ins Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg gesandt und theilte fortan, in engster Verbindung mit der 17. und 22. Division stehend, alle Strapazen des Loire-Feldzuges. Den Namen Weißenburg, Wörth, Sedan, Petit-Bicêtre, Sceaux und Bougival reihten sich nun die Tage von Chateauneuf und Dreux (17. November), Chartres, Bretoncelles und La Madeleine (21. November), Bazoches, Loigny (2. Dezember) und Beaugency als ebenso viele Arbeits- und Ehrentage der Kolonne an. Auf den Feldern von Bazoches, Poupry und Loigny lagen 4—5000 Verwundete; Lebensmittel waren in den durch den

Kampf verwüsteten, zum Theil in Brand stehenden Dörfern nicht vorhanden; die Einwohner geflohen; außer zwei preußischen Aerzten, von denen der eine noch 12 Stunden, der andere noch 3 Tage auf dem Schlachtfelde verweilte, und außer etwa 6 militairischen Krankenträgern gab es keine helfenden Kräfte. Unter diesen Umständen übernahm die Kolonne das Schlachtfeld und damit die schwerste Verantwortlichkeit und Arbeit, die sie je übernommen. Was unsere Felddiakonen, unser damaliger Kolonnenarzt und der Johanniterritter v. Frankenberg-Proschlitz in den Tagen vom 2. bis 6. Dezember geleistet haben, das spiegelt sich in den Worten des Großherzogs von Mecklenburg ab, welcher geradezu erklärte: „Wenn Sie nicht gewesen, ich hätte bei Bazoches und Poupry nicht gewußt, was ich auf den Schneefeldern mit meinen armen Verwundeten anfangen sollte." — Und auch früher schon, so lange unser erster Kommandeur v. d. Knesebeck-Carwe, mit streng-militairischer Zucht die Leitung der Kolonne hatte, sind wir sowohl von Sr. kaiserl. und königl. Hoheit dem Kronprinzen, als auch von den Generalärzten Böger und Wilms stets mit anerkennenden Worten belohnt und mit Vorliebe verwendet worden. Die Baiern, unser 5. und 11. Armeekorps und zuletzt auch die Mannschaften der Batterie Nr. 1 (der sogen. Todtenbatterie, welche vom Mont Valerien und dem Point du jour täglich mit einem Granatenhagel überschüttet wurde) werden sich gewiß noch mit Dank der Leistungen unserer Leute erinnern.

Wenn wir nun wirklich etwas geleistet haben, so danken wir dies nächst der Gunst unserer Stellung, welche uns immer den Aufenthalt in unmittelbarer Nähe der Ereignisse ermöglichte, ganz besonders noch der energischen Führung unseres schon durch seine Leistungen im schleswig-holsteinschen und böhmischen Kriege bekannten Kommandeurs Major von dem Knesebeck-Carwe. Dieser, auch als langjähriger Abgeordneter (Neu-Ruppin) und als einer der Gründer der frei-konservativen Partei bekannte Herr verband mit einer eisernen Zucht und fast peinlicher Pünkt-

lichkeit im Dienste eine väterliche Liebe und Aufopferung für seine Untergebenen. Sein offenes und biederes Wesen, verbunden mit den Eigenschaften eines tüchtigen Militairs und eines Kavaliers im edelsten Sinne des Wortes, wußte sich die dauernde Verehrung und das unbegrenzte Vertrauen aller mit ihm in Berührung Kommenden zu erwerben. Wenn er auch hohe Anforderungen an die Leute stellte, bei Gefahren und den größten Strapazen keine Rücksicht nahm, so trug er doch auf der andern Seite alle diese Mühen selbst geduldig mit und suchte uns durch seinen Humor und seine herzige Theilnahme Alles zu erleichtern, eilte uns furchtlos in den Kugelregen voraus und wußte (was zu einer freudigen Arbeit nicht unwesentlich ist), auch den Militairärzten gegenüber taktvoll und energisch unsere Stellung zu wahren.

Chefarzt unserer Kolonne war Dr. Hirt aus Breslau und nach dessen Erkrankung Dr. Ritter aus New-York, welche Beide Vortreffliches leisteten, im Interesse der Verwundeten unermüdlich thätig und uns Allen treue Freunde und Berather waren. Den sorgfältigen Bemühungen des Ersteren verdankten wir auch unsere Kenntnisse in der Verbandslehre, während die Handgriffe an unseren Handkarren und den bekannten, höchst praktischen Transportwagen uns von unserem Kommandeur streng militairisch eingeübt waren, um beim Aufheben, Transport und Verladen der Verwundeten möglich schnell und exakt und mit der größten Sorgfalt für die Pflegebefohlenen arbeiten zu können. Da unser Führer aus Erfahrung wußte, daß derartige, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Abtheilungen nur dann etwas zu leisten und sich beim Heere Achtung zu verschaffen vermögen, wenn sie auch militairisch organisirt sind, so waren hiernach alle Anordnungen getroffen. Die Mannschaften waren außerdem in zwei Wagenabtheilungen getrennt, denen als Zugführer vorzustehen der Verfasser dieses (Abtheilung 27) und Herr Dr. Bauer (Abtheilung 28) die ehrenvolle Pflicht hatten. Die bei jeder Abtheilung befindlichen Apotheken waren zur speziellen

Verwaltung den Pharmazeuten Regehly, Manno und Schuster übertragen, während für Kutscher, Pferde, Wagen und Proviant ein besonderer Quartiermeister ernannt war. Dieses wichtige Amt wurde einem pommerschen Gutsbesitzer E. überwiesen, welcher durch seine Riesengestalt und seine rücksichtslose Energie (die ihm auch den Beinamen „le grand voleur“ verschaffte) der Schrecken aller requirirten Bauern und der mit uns in Berührung kommenden Maires wurde, der aber später, eben in Folge seiner praktischen Eigenschaften und seiner kernigen Grobheit, als Führer der Wagenkolonne, welche den größten Theil des Verkehrs zwischen Lagny und Versailles besorgte, noch tüchtige Dienste geleistet und das eiserne Kreuz sich erworben hat. — Zum Train unserer Kolonne gehörten zwei Johanniterwagen mit je zwei Räderbahren, zu welchen später noch zwei Middeldorpf'sche Wasserwagen und bis Versailles ein in Nancy requirirter und für Leichtverwundete sehr geeigneter Omnibus hinzukamen.

Die Kolonne selbst bestand nach Abzug der Zugführer und des Quartiermeisters aus 16 Mann: 8 Studenten der Medizin, Philosophie und Pharmacie, 1 Offizier der Handelsmarine, 1 Forstmann, 1 Maler, 1 Kaufmann und 4 sog. Heilgehülfen, von welchen sich mehrere schon im böhmischen Feldzuge die nöthigen Kenntnisse und Handgriffe angeeignet hatten.*)

Da diese Kolonne im Laufe des Krieges mehr als 16 Schlachten und Gefechten beigewohnt, außerdem aber auch noch auf dem Marsche Fuß- und Brustkranke, an Dysenterie Leidende u. s. w. unterzubringen hatte, so wird es nicht Wunder nehmen, wenn die von ihr aus der Fechtlinie geholten, verbundenen, evakuirten und vorübergehend versorgten Mannschaften sich auf 5—6 Tausend belaufen. Verwundet ist sonderbarer Weise keiner von unseren Leuten, doch haben die gehabten Strapazen auf die meist jugend-

*) Wie das Kommando, so wechselte natürlich auch in Folge der Strapazen theilweis das Personal der Kolonne; den Stamm derselben bildeten aber bis zum März 1871 Mitglieder der ersten Schaar. Auch der vom Major v. d. Knesebeck eingeimpfte, streng militärische Geist blieb zum Segen der Kolonne fast bis zu ihrer Auflösung in ihr vorherrschend.

lichen und zum Theil unmittelbar vom Studirtisch geholten Mannschaften ihre bösen Folgen ausgeübt: Rheumatismus, Typhus, Pocken und Schwindsucht haben über die Hälfte der Mitglieder ergriffen, und zwei siechen noch langsam dahin. — Die Schmähungen, welche zu Anfang des Feldzuges auf die freiwillige Krankenpflege gehäuft wurden, sind auch uns, besonders von jungen Militairärzten der Reservelazarethe und selbst von Landwehrabtheilungen, reichlich zu Theil geworden; aber unsere stille Arbeit fand je länger je mehr Anerkennung beim Heere und besonders den Höchstkommandirenden und den verehrten Generalärzten. Fünf eiserne Kreuze und vier goldene Medaillen des mecklenburgischen Militair-Verdienstordens bezeugen auch äußerlich die Anerkennung, welche sich die Kolonne durch ihre neunmonatige Thätigkeit zu verschaffen gewußt hat.

I.

Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie lernen nur erst wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

1. Mobilmachung und Einschiffung nach Speyer.

Commilitonen!

Die Würfel sind gefallen! Die Truppen sind um ihre Fahnen versammelt. Unsere Brüder, Couleur- und Studiengenossen stehen schon im Felde, um unserm alten Erbfeind das heimzuzahlen, was er in früheren Zeiten der Uneinigkeit und Ohnmacht unserm deutschen Vaterlande hat bieten dürfen. Andere unserer Genossen haben sich freiwillig zum Eintritt in die Armee gemeldet.

Während nun Jene Gelegenheit finden, ihren beim „Landesvater" so oft gethanen Schwur zu erfüllen, indem sie Gut und Blut einsetzen zum Schutze der Ehre und Freiheit des Vaterlandes — sollten wir, die wir noch zurückbleiben, die Hände in den Schooß legen und unthätig zuschauen?!

Commilitonen! Wir sind vielmehr der festen Ueberzeugung, daß auch Ihr den Drang, die Verpflichtung fühlt, in diesem Nationalkampf das Eure zu thun. — An uns ist es, zur Milderung des Elends beizutragen, das im Gefolge des Krieges ist, die Wunden zu heilen, die er geschlagen. — Bald werden von den Schlachtfeldern und aus den Feldlazarethen die Rufe um schnelle Hülfe ertönen. Da giebt es zu trösten, zu pflegen und die letzten Grüße und Andenken der Verwundeten nach der Heimath zu befördern.

Bei diesem großen Felde der Thätigkeit rede daher keiner von unnützem Thun, ziehe sich keiner zurück unter Hinweis auf andere Hilfe. Sondern kommt, folgt unserer Aufforderung zur Bildung von Sanitätskompagnien und zeigt dadurch dem Vaterlande, daß auch die Studenten kein Opfer scheuen, wenn es das Wohl desselben gilt; beweiset, daß ihr in Wahrheit die Blüthe der Jugend seid!

Berlin, 15. Juli 1870.

Karl Pietschker, stud. theol.
Hans Droysen, stud. hist.

Alle diejenigen Commilitonen, welche dieser Aufforderung Folge zu leisten gewillt sind, werden freundlichst ersucht, sich in der bei dem

Portier der Universität ausgelegten Liste zu unterzeichnen und dabei zu bemerken, ob sie für „Dienst im Felde" oder „im Lazareth" verwandt sein wollen.

Ueber die bei den maßgebenden Personen in dieser Hinsicht gethanen und noch zu thuenden Schritte werden wir in einer durch Anschlag am schwarzen Brett, zusammenzuberufenden Versammlung berichten, wo dann zugleich über die Organisation berathen und Beschluß gefaßt werden soll.

Karl Pietschker.
Hans Droysen."

Mit diesem am schwarzen Brett der Universität veröffentlichten und durch mehrere Zeitungen vervielfältigten Aufruf begann der Verfasser dieses seine Thätigkeit zur Bildung akademischer Sanitäts-Kompagnien. Er sowohl, als sein Kollege glaubten damit einem allgemein gehegten Wunsch ihrer Commilitonen entgegenzukommen und unternahmen diesen Schritt nur, nachdem sie von vielen Freunden dazu aufgefordert waren. Und siehe da, sie hatten sich nicht getäuscht. Kaum war der Aufruf erlassen, als von allen Seiten so viel Zustimmungen und Anmeldungen eingingen, daß das Unternehmen als gesichert angesehen und die weiteren Schritte zur Konstituirung eingeleitet werden konnten.

Es kamen nun für mich Tage schwerster, aufregender Arbeit, aber auch voll unvergeßlicher Eindrücke. Da mein Freund Droysen, trotz seiner zarten Natur und großen Kurzsichtigkeit, schließlich doch noch von den Gardefüsilieren als Kriegsfreiwilliger angenommen wurde, so ruhete die ganze Correspondence zur Weiterführung unseres Planes auf meinen Schultern. Schon das früheste Morgengrauen fand mich am Schreibtisch; es galt alle die Stöße von Eingängen und manchmal recht thörichten Anfragen zu erledigen, um pflichttreu um 8 Uhr doch noch im Colleg zu sein und Tags über die zur Erledigung organisatorischer Fragen nöthigen Besprechungen im Johanniter-Bureau und der Feld-Diaconie zu halten oder in Trarbachs Weinstuben mit den einberufenen lieben Freunden und Couleurbrüdern jene Abschiedsfeiern zu begehen, bei denen immer und immer wieder, unter Thränen und Freudengejauchze, der Schwur erneuert wurde: „Nur als Sieger kehren wir heim oder — nie!!"

Am Abend des 15. Juli war König Wilhelm in seiner Hauptstadt angelangt und fand sie, gleich allen durchreisten Provinzen, bereit, bis zum letzten Blutstropfen für König und

Vaterland zu kämpfen. „Es werden schwere Opfer von meinem Volke gefordert werden," antwortete er auf die Ansprache des Berliner Magistrats; „wir wollen es uns nicht verhehlen, wir sind durch den unter Gottes Beistand erlangten raschen Sieg in zwei glücklichen Kriegen verwöhnt. So leichten Kaufes werden wir diesmal nicht davon kommen!" — Wir standen an jenem Abend dichtgedrängt unmittelbar vor der Rampe des Palais und empfingen so, während markerschütternde Hurrah's ihm zujauchzten und die Hände zum Treuschwur emporgereckt wurden, aus seinen milden, thränenfeuchten Augen den königlichen Dank für die Beweise opferwilliger nationaler Begeisterung. Als dann der König sich zurückgezogen und ein Adjutant von der Rampe herab uns aufgefordert, nun Sr. Majestät die nöthige Ruhe zu gönnen, da in einem soeben zusammen gerufenen Kriegsrath die wichtigsten Entscheidungen getroffen werden sollten, zogen die festgestaueten, soeben noch wildbewegten Volksmassen fort, um noch vor dem Kronprinzlichen Palais durch eine stürmische Huldigung die Familie desselben ans Fenster zu rufen und dann still, in feierlichem Ernste nach allen Seiten der Stadt sich zu zerstreuen.

In dieser Nacht vom 15. zum 16. Juli sprach König Wilhelm die Mobilmachung der norddeutschen Armee aus, und getreu den im Jahre 1866 geschlossenen Allianceverträgen folgten seine süddeutschen Bundesgenossen dieser Maßregel sofort nach. Der Strom der Volkskraft, die Begeisterung der Massen kam in Bewegung; aber Dank den trefflichen Einrichtungen und Dank der pflichttreuen Hingebung jeder Behörde, vollzogen sich alle durch jenen Befehl hervorgerufenen, so unendlich tief in das Volks- und Familienleben eingreifenden Bewegungen mit der altpreußischen Genauigkeit und Pünklichkeit, die an keiner Stelle etwas zu wünschen übrig ließ. — Schon am 16. Juli erließ der Bruder des Königs, Prinz Carl, als Hochmeister des Johanniter-Ordens einen Aufruf an seine Ordensglieder, sich wie 1864 und 1866 zum Dienst bei den Verwundeten zu rüsten. Am Tage darauf trat das Central-Comitee des deutschen Hülfsvereins seine Thätigkeit an; am 18. Juli forderte die Königin Augusta die Mitglieder des Vaterländischen Frauen-Vereins in einem Telegramm mit innigstmahnenden Worten auf, ihre Pflicht und Schuldigkeit zu thun; am 19. Juli trat die Kronprinzessin Victoria an die Spitze der

Liebessammlungen des Invaliden-Vereins, der von da ab ihren Namen trägt, und am selben bedeutungsvollen Tage wurde, in Erinnerung an die Heldenthaten der Befreiungskriege, der Orden des eisernen Kreuzes erneuert, nachdem der König am Grabe seiner Mutter im Charlottenburger Mausoleum gebetet hatte. Die Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Wilhelm III. mußte von selbst unterbleiben, wie der König es geahnt hatte; aber die Versammlung des Reichstages fiel auf diesen 19. Juli, den Sterbetag der edlen, unvergeßlichen Königin. —

Bei den Besprechungen im Bureau der Feld-Diaconie lernte ich auch den schon längst verehrten und geliebten Wichern kennen, sowie sein treues alter-ego Prediger Oldenberg und seine Gehülfen, Herrn Pastor Fischer (ein Typus des eleganten Geistlichen aus dem Geheimraths-Viertel) und den liebenswürdigen Pastor Rathmann mit seinem schönen Johanneskopf und seinem Wesen voll Thatkraft und Schaffensfreude. Wichern selbst ist eine imponirende und gewinnende Erscheinung, und wenn er Einen bei der Hand faßt, so spürt man, daß er im Interesse seiner Liebeswerke, Einen gleich für's ganze Leben gewinnen und festhalten will. Seine stattliche Gestalt trägt einen bedeutenden Kopf, dessen gesunde, frische Farbentöne im Gesicht, dessen klare, reine Stirn unter dem vollen, weißen Haar, dessen treue blauen und doch auch klugen Augen, dessen sympathische Stimme mit ihren vollen, weichen Brusttönen sofort ahnen lassen, daß die schöne, stattliche Hülle auch einen großen Geist und ein weites Herz voll Liebe d. h. einen christlichen Charakter in sich birgt. — Prediger Oldenberg mit seinem scharfgeschnittenen Nußknackergesicht nimmt sich neben ihm sehr unscheinbar aus; und doch, welch' gediegene Persönlichkeit, unermüdliche, weitumfassende Thatkraft steckt in ihm! Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend thätig, rathend, ordnend, tröstend und leitend, hat er sich doch niemals ausgegeben, und seine zähe Natur scheint keine Nerven zu haben und keines Schlafes zu bedürfen. —

Nach den im Jahre 1866 gemachten Erfahrungen konnte nur dann etwas Ersprießliches geleistet werden, wenn die Freiwilligen-Kolonnen sich eng an die bestehenden militärisch organisirten Hilfsvereine d. h. also an die Johanniter anschlössen, zumal da nach den Eröffnungen des kgl. Kommissars und Militär-Inspekteurs der freiwilligen Krankenpflege, Fürsten von

Pleß, man nicht wieder dulden würde, daß einzelne Vereine und Korporationen auf eigene Hand auf den Schlachtfeldern und innerhalb der Armeen thätig seien, da dadurch im böhmischen Feldzuge viele Unzuträglichkeiten entstanden waren. Man meldete sich nun im Johanniterbureau an und das Anerbieten ward mit Freuden dort aufgenommen, zugleich auch versprochen, daß man uns in geschlossenen Abtheilungen zu je 20 bis 30 Mann verwenden wolle. Kurz darauf kam jedoch von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Pleß folgende Anweisung: „Ew. Wohlgeboren erwiedere ich hiermit auf die Zuschrift vom 23. d. Mts., daß von der dankenswerthen Bereitwilligkeit, mit der Sie und Ihre Herren Commilitonen Ihre Mitwirkung für unsere kämpfende Armee zur Verfügung gestellt haben, nur in der Weise Gebrauch gemacht werden kann, in welcher es durch das Bureau für Felddiakonie, mit dem Sie bereits in Verbindung getreten sind, vermittelt wird. Eine gemeinsame Dienstleistung der von Ihnen gesammelten Herren Studirenden auf dem Kriegsschauplatze, die Sie im Auge zu haben scheinen, wird jedenfalls unzulässig sein. Doch werde ich von dem Dienste der Herren gern Gebrauch machen, wo die Verhältnisse es gestatten ꝛc. —" Man wollte uns also in kleineren Abtheilungen den einzelnen Krankenträger-Kolonnen, welche sich aus Männern aller Stände und Berufsarten rekrutirten, zugesellen, ein Plan, dem wir uns im Interesse der guten Sache unterwarfen, dessen Ausführung aber sich später als praktisch und empfehlenswerth nicht erwiesen hat.

Ueber die in dieser Angelegenheit noch veranstalteten Studentenversammlungen berichtete unter anderen Zeitungen die Norddeutsche Allgemeine wie folgt:

„(Akademische Sanitätskompagnie.) Infolge eines am schwarzen Brett der Universität angeschlagenen Aufrufes der Studiosen Pietschker und Droysen hat sich aus den nicht eingezogenen und als Freiwillige nicht angenommenen Studenten eine akademische Sanitätskompagnie gebildet, welche sich durch Vermittelung der Felddiakonie den Johannitern zur Verfügung gestellt hat. Bis jetzt haben sich zu diesem Dienst in den Feldlazarethen und auf den Schlachtfeldern über 40 opferbereite Studenten gemeldet, bereit, jeden Augenblick und auf jedem Posten ihre Pflicht zu thun. — Nach der am 19. stattgehabten zahlreich besuchten Studentenversammlung wächst die Anzahl

der Mitglieder von Stunde zu Stunde, so daß die Sanitäts-Kompagnie bis Sonnabend hoffentlich 100 Mann stellen wird. Aus den lebhaften Debatten dieser Versammlung sei noch die unerhörte Thatsache konstatirt, daß in diesem Augenblicke, wo alle Parteien Deutschlands wie ein Mann zusammenstehen, wo alle kleinlichen Rücksichten, aller Hader geschwunden, ein in der Versammlung Anwesender sich erkühnte, politische Motive und konservative Parteiinteressen den Mitgliedern vorzuwerfen, um schließlich noch von „alten Weiber-Diensten in den Lazarethen" zu reden. Aber ein wahrer Sturm von Rufen „zur Ordnung" und von Ausbrüchen des Abscheues und der Verachtung belehrte den sauberen Herrn, mit welchen Faktoren er gerechnet, und nur dem parlamentarischen Takte der Anwesenden hat er es zu danken, daß man ihm nicht auf handgreifliche Weise klar gemacht hat, wie man bei unseren Studenten gesinnt ist. — In der gestrigen zweiten Abendversammlung der akademischen Sanitätscompagnie hat man sich noch über die feldmäßige Ausrüstung und den etwa nothwendig werdenden Ersatz an Mannschaften verständigt. Eine große Freude bereitete auch die Mittheilung, daß in gleicher Weise an der Leipziger Universität eine akademische Sanitätskompagnie sich bildet, und man auch an anderen Universitäten aus den nichtangenommenen Freiwilligen derartige Korps zu bilden sucht. — Schließlich können diese unter eine gehörige Leitung zu stellenden Abtheilungen für unsere Feldlazarethe von der größten Bedeutung werden, zumal da unter diesen jungen Leuten sich auch viele Mediziner befinden."

Innerhalb weniger Tage hatten sich über 60 unserer Commilitonen gemeldet und eine noch größere Anzahl ihren Zutritt nach erlangter elterlicher Erlaubniß zugesagt. — Und als die Herren vom Bureau der Felddiakonie am 24. Juli die Mannschaften für die zur Nord- und Südarmee zu entsendenden mobilen Johanniterkolonnen auswählten, waren es gerade unsere Leute, welche zunächst dabei berücksichtigt wurden.

Die Kolonne der Nordarmee wurde unter den Befehl des Grafen Solms gestellt, die der Südarmee unter Baron von dem Knesebeck, Major a. D. Zur letztern gehörte auch ich. — Wir wurden noch am Abend des 24. unserm zukünftigen Kommandeur überwiesen und vorgestellt; dieser empfing uns mit einer kräftigen, herzlichen Ansprache, und sein offenes, biederes Wesen,

verbunden mit den Eigenschaften eines alten Militärs und eines Cavaliers im besten Sinne des Wortes wußten sich in der ersten Stunde des Beisammenseins das Zutrauen und die Zuneigung aller ihm Uebergebenen zu verschaffen. — Noch an demselben Tage begannen unsere Exercitien an den Wagen und Handkarren der Johanniter, welche beim Erfinder derselben, dem bekannten Hofwagenbauer Neuß, aufgestellt waren. Andern Tages wurde nach Abfassung des Nationales und nach Mittheilung unserer Pflichten und Rechte die Kolonne im Hofe des Palais Pleß auf die Kriegsartikel vereidigt. Diese Kriegsartikel mit ihrem strengen tod-mahnenden Refrain machten zwar einen tiefen Eindruck auf uns, auch schien es uns, momentan wenigstens, sehr eigenthümlich, daß man uns sehr viel von hohen, schweren Pflichten sprach, hinterdrein aber ausdrücklich betonte, daß wir keine Rechte, d. h. bei etwaiger Verwundung keine Ansprüche auf Invalidenpension hätten; aber das Alles konnte die jugendliche Begeisterung und reinste patriotische Stimmung auf die Dauer nicht herabdrücken.

Die Ausrüstung an Verband- und Lazarethutensilien, die Adjustirung der Leute mit Decken, Medizinkasten, Bestecks, Feld- und Labflaschen rc. ward durch das jetzt auch in weitern Kreisen bekanntgewordene Bureau der Felddiakonie im Namen des Johanniterordens auf das vortrefflichste besorgt. Aber dadurch, daß von gewisser Seite nicht nur Reisetaschen, Hemden, Leibbinden und dergleichen Sachen, sondern sogar Bekleidungsgegenstände und Taschengelder von dem in dieser Hinsicht fast zu freigebigen Bureau entnommen wurden, ließ sich die Mehrzahl unserer Leute, d. h. diejenigen, welche sich ohne Nebenabsichten zu diesem schönen Beruf gemeldet hatten, abschrecken, außer den nothwendigen Medizinalsachen etwas anzunehmen; zwar eine sehr erklärliche Handelsweise, die sich aber später, ebenso wie der Drellanzug der Berliner Turner, bitter rächen sollte.*)

Nachdem wir durch unsern Chefarzt Dr. Hirt in den Rudimenten der Verbandlehre und der ersten Behandlung von Ver-

*) Da die pekuniären Ausgaben, wenn man beim zeitweiligen Ausbleiben der Proviantkolonne aus der Tasche leben und daneben auch seine Kleidung bestreiten sollte, für die meisten Mitglieder zuletzt doch zu hoch wurden und für den Loire-Feldzug geradezu unerschwinglich gewesen wären, so wurde vom Fürsten Pleß schon im October zu Versailles der Befehl gegeben, daß sämmtliche Mitglieder der mobilen Johanniter-Colonnen eine bestimmte Löhnung anzunehmen hätten.

wundeten eingehend unterrichtet waren und uns durch tägliche Uebung an den Karren mit unserm Handwerkszeug zum Verladen und Transportiren der verschiedenen Verwundeten bekannt gemacht hatten, rückten wir am Abend des 27. Juli marschfertig aus, voll Vertrauen auf unsern Führer und mit der sichern Zuversicht, unter seiner Leitung und mit unserer Ausrüstung etwas Tüchtiges leisten zu können.

Da unsere Colonne dem Hauptquartier Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, also der III. Armee aggregirt war, so wurden wir in Gemeinschaft mit einer Feldtelegraphen-Abtheilung in einem Militairzuge verladen, der für das Hauptquartier vom Anhaltischen Bahnhof abgelassen wurde. Alle Stationen und Bahnstrecken waren natürlich von Militairzügen bedeckt, und Jeder, der die kolossalen Truppentransporte gesehen, oder wohl gar selbst mitgemacht hat, wird es erklärlich finden, wenn man dies recht langweilig und unangenehm findet. — An Schlaf war nicht viel zu denken: Zehn Mann in dem einen Coupée dritter Classe, zehn im benachbarten, — wie sollte man sich da eine Lagerstätte bereiten können?! Doch die Noth macht erfinderisch, und nachdem nur erst einige sich entschlossen hatten, unter die Bänke sich zu strecken, bekamen auch die andern Raum, um ihre Spazierhölzer einigermaßen unterzubringen und auf den harten Bänken sich zurecht zu legen. War man im Begriff einzuschlafen, so platzte irgend einer mit einem Calauer oder einer Neckerei heraus; es wurde dann wieder gelacht, geplaudert, geneckt, getrunken, bis endlich ein kleines Donnerwetter mir Ruhe verschaffte. Aber auf wie lange?! Irgend Jemand fängt an zu schnarchen, in Wahrheit oder aus Unsinn, und die erwünschte neue Veranlassung zu neuem Lärm ist wieder vorhanden; und so geht es Stunden lang fort. Glückliche Jugend, die allen Unbequemlichkeiten eine heitere Seite abzugewinnen versteht!

Doch das einförmige Rasseln und Rütteln der Wagen, das Keuchen und Stampfen der Lokomotive lullt allmälig die Geister etwas ein; die Dunkelheit der Nacht ist hereingebrochen und entzieht die Umgegend unseren Blicken; fröstelnd und gähnend versucht man sich zum Schlaf vorzubereiten, denn die Natur verlangt nach diesem aufregenden Tage ihr Recht. — Schon hat man im Halbschlummer angefangen, von der baldigen Ankunft in der Pfalz und den in den Schlachten zu erfüllenden

Heldenthaten zu träumen, so wacht man plötzlich durch die Bemerkung auf, daß der Zug hält. Alles steckt den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, was es giebt; aber draußen ist es so finster, wie drinnen in den lichtlosen Wagen. Man frägt in der Dunkelheit mehrere andere Köpfe, welche aus anderen Wagen herausgesteckt werden; — aber einer ist so klug wie der andere. Nur Eins ist allen klar, daß wir mitten im freien Felde halten. Alle Möglichkeiten des Warum und Woso werden nun in Betracht gezogen, oft in so lebhafter Weise, daß auch die erwachen, welche einen eisernen Schlaf zu haben schienen und nun ärgerlich dazwischen fahren. Daß bei solchen Truppenbeförderungen an vorher bestimmten Stationen die Pferde getränkt und die Truppen gespeist werden müssen, was bei den umfassendsten Vorbereitungen, ungerechnet die Zeit zum Aus- und Einsteigen, immer über eine Stunde dauert, und daß der folgende Zug stets etwas hinter dem vorhergehenden bleiben muß, das bringen solche Laien wie wir zunächst nicht in Anschlag. Man ruft deshalb draußen nach Conducteuren; aber die wenigen Schaffner, welche beim Zuge waren, haben sich nach vorn begeben. Vorn hört man schimpfen und zanken, doch damit setzt sich der Zug noch immer nicht in Bewegung. Einige lustige Pioniere stimmen das alte Soldatenlied an:

„Nun adjö, Lowise, wisch ab dein Gesicht,
eine jede Kugel die trifft ja nicht!“ —

aber die Kühle der Nacht und die schläfrige Verdrießlichkeit läßt sie keine Unterstützung finden. Endlich, endlich, nach einer Stunde vergeblichen Wartens erschallt das Signal „Ruf“, mahnen die Schaffner zum schnellen Einsteigen; die Lokomotive giebt einen Ton von sich, der dem Pfeifen eines heisernen Instrumentes ähnlich ist und setzt sich stöhnend über die Länge des Zuges wieder in Bewegung. Nun geht es wieder fort in die Nacht hinein, ohne daß Jemand sagen könnte, wo man ist oder auf welcher Bahn man fährt. Das Klappern der Räder lullt Alles wieder ein, und nach Verlauf einer Stunde liegt Alles wieder in Morpheus Armen. Plötzlich wacht man vor Lärm auf und fährt in die Höhe: „Was giebt's?“ Der Zug ist schon wieder liegen geblieben. „Na, da schlage doch aber gleich eine Mitrailleuse rein; wenn das so fort geht, dann kommen wir erst in Paris an, wenn der Friede längst diktirt ist.“ Man frägt in den Morgennebel hinaus, was vorn los ist; aber die

muntern Gardepioniere, die schon längst draußen herumhüpfen, um die Glieder wieder zu erwärmen und geschmeidig zu machen, wissen eben soviel als der Frager. Einer derselben, ein echtes Berliner Kind, glaubt zwar mit Bestimmtheit versichern zu können, daß der Maschine der „Pusterich" ausgegangen ist, aber dem wird von anderer Seite entschieden widersprochen; ja, einer seiner Gegner beweist sogar nach den strengsten Regeln des Kettensatzes, daß nicht die Maschine, sondern der Maschinenführer eingeschlafen sei.

Und so geht die Unterhaltung mit vielen Neckereien lustig fort. Man stattet sich gegenseitig Kondolenzbesuche ab, wobei jede etwa eintretende Pause in der Unterhaltung mit einem kräftigen Schluck echten Gilka's ausgefüllt wird. Da von einem dieser heitern bausbäckigen Leute der Befehl ausgegeben war, im Felde nicht zu schlafen, so wurden alle Waggons inspicirt und die, welche sanft entschlummert waren, gewaltsam aus dem Wagen gehoben. Eine andere Gruppe hatte sich als „Kriegsmilitaireisenbahnzug-Fortbildungscomité" aufgethan und machte sich anheischig, den Wagen schneller fortzuschieben, als dies die schwindsüchtige Lokomotive im Stande wäre. Als der Nachtnebel etwas dünner geworden, hatte man einen der armen, geplagten Schaffner aufgestöbert. Seiner Behauptung, daß man kurz vor Halle wäre, wo erst der Liebesgabenkaffee vor unserer Ankunft gekocht würde, wollte selbstverständlich Niemand Glauben schenken; man behauptete im Gegentheil, daß man sich vor Frankfurt a. M. befände und daß die Pappeln, welche aus dem Nebelmeer hervorragten, die Thürme der alten Kaiserstadt seien. Kurz, man machte Vorschläge, man plauderte und stritt, lag aber dabei stundenlang fest, ehe das Signal zum Einsteigen gegeben wurde.

Ein herrliches Morgenroth kündigte das Gestirn des Tages an; die ersten Strahlen blitzen über den Himmelsraum, bis die Sonne im schönsten Glanze, anfangs wie in Blut getaucht, am Himmelsrand emporsteigt. Nun möchte man allerdings schlafen; aber auf allen Bahnhöfen, wo wir halten und nicht halten, jauchzen uns selbst in der frühen Morgenstunde hunderte von Menschen entgegen, giebt's ein freundliches Herüber- und Hinüberwinken. Erfrischungs-Comités mit ihren freiwilligen Helfern sind unermüdet bereit, die durchziehenden Truppen zu stärken; Essen, Trinken, Cigarren, Blumen, patriotische Liederbüchlein

u. A. wurden den Mannschaften fast überreich auf kleinen und großen Stationen von diesen „Durst-Vereinen" zu Theil. Fast schien es, als ob weiter nach dem Süden auch die Begeisterung größer und stürmischer wurde, als im Norden*), wo man den Krieg genauer kannte und deshalb den kommenden Ereignissen mit fester Entschlossenheit und mit einem gewissen heiligen Ernste entgegenging. Die Rheinländer und Süddeutschen begrüßten die Truppen aus dem Norden schon wie Befreier und überschütteten sie daher in ihrer begeisterten Stimmung mit den Liebesgaben manchmal so reichlich, daß die Vorgesetzten ihre Leute zur Mäßigkeit ermahnen mußten. Besonders ausgezeichnet wurden wir in Eisleben, Kassel, Frankfurt und einigen kleineren Stationen in Hessen und der Pfalz empfangen. Man sah es den Leuten an, daß sie die Sachen gern gaben und dabei nicht blos der Mode huldigten; daß sie dabei weniger auf Qualität als auf Quantität gesehen hatten, ist leicht erklärlich und thut der Liebe keinen Abbruch. In Frankfurt und Kassel hatte man uns sogar mit gedruckten Liedern versehen, die dann auch von unsern lustigen Pionieren zur Erheiterung der freundlichen Geber gleich angestimmt wurden.

Trotz all' dieser Erheiterungen und dieser freundlichen Scenen der Erfrischung auf den verschiedenen Stationen, wurden uns die zwei Tage und zwei Nächte in den harten Waggons 3. Klasse doch recht langweilig, und unser stürmischer Drang, gleich auf dem Schlachtfelde thätig zu sein, ward recht heilsam abgekühlt. Doch wir ließen deshalb unsern eigentlichen Zweck nie aus den Augen und benutzten die unfreiwillige Muße der langsamen Fahrt dazu, daß wir durch Anlegen der verschiedensten Verbände mit dem dreieckigen Esmarch'schen Tuche und durch Unterbinden der wichtigsten Adern uns für den Ernst des Krieges nach Kräften vorbereiteten. Die vorwiegende Anzahl von Medicinern und Pharmaceuten sowie das ausgezeichnete Werk vom bayrischen Oberstabsarzt Schiller, welches im Besitz der meisten

*) Gustav Freytag, der in seinem praktisch-nüchternen Sinne solche Begeisterung stets auch auf ihren dauernden Erfolg prüft, behauptet in seinem Buch „der Kronprinz und die Kaiserkrone", daß der warmherzige Eifer der Süddeutschen zur Zeit geräuschvoller, aber durchaus nicht so opferfreudig sei, als im Norden: man vergleiche z. B. die Verzeichnisse der Liebesgaben und patriotischen Opfer. Man klappert hier, aber es ist nicht viel in der Büchse. Sollte dies wirklich so sein?!

Leute war, kam uns dabei gut zu statten, sodaß das später in Speyer angestellte Examen zur vollsten Zufriedenheit unseres Chefarztes und der Generalärzte Böger und Wilms ausfiel. —

Die Glieder wurden zwar von der langen Fahrt allmälig steif, aber die Herzen immer frischer und die Gedanken an unsere heilige Aufgabe in den bevorstehenden Kämpfen immer ernster und entschlossener.

Bei Sangerhausen hatten wir uns überzeugt, daß der Kyffhäuser nicht mehr von den Raben umschwärmt würde; um so stürmischer war das Hurrah, mit welchem wir bei Mannheim den Rhein passierten, um so größer die Freude, die Pfalz mit dem Symbol der deutschen Einheit, dem schwarz-roth-goldenen Banner so herrlich geschmückt zu sehen, mit jenen Farben, die sich das Deutsche Volk trotz der schon ruhmreichen norddeutschen Flagge, nie wird aus dem Herzen nehmen lassen.*)

Ohne Unfall erreichten wir unser Ziel, trotzdem die Eisenbahnen unglaublich schwer belastet waren und an ihre meist eingleisigen Strecken die höchsten Anforderungen gestellt wurden. Selbst ein Laie, wenn er sich einmal hat klar machen lassen, was es für die Eisenbahn-Verwaltungen heißen will, ein ganzes Armeecorps mit seinen Munitions- und Proviantkolonnen, seinem Brückentrain und Lazarethmaterial nach einer bestimmten Endstation in den nöthigen Zwischenräumen zu befördern, wird mit staunender Bewunderung dessen gedenken, was deutsche Pünktlichkeit und aufopfernde Pflichttreue der Bahnbeamten und Linien-Commissare zu Anfang des Krieges geleistet haben.**) Das Vaterland darf es nie vergessen, daß wir es zunächst den Verwaltungen der deutschen Eisenbahnen verdanken, wenn kein Feind seinen Boden betreten hat, obwohl doch die Franzosen ihre Rüstungen schon drei Wochen früher begonnen und ihre Corps an der Grenze schon formiert hatten, als unsere ersten Regi-

*) So dachte man damals; jetzt, wo schwarz-weiß-roth die Fahne ist, die in Krieg und Frieden über uns weht, haben selbst die meisten Burschenschaften (auch meine geliebte Leipziger „Dresdensia") schwarz-roth-gold abgelegt und ihre alten Landsmannschaft-Farben wieder angenommen. Nur als Wiener „Silese" trage ich auch noch die altdeutschen Farben. D. V.

**) Wie Herren aus der Umgebung des Kronprinzen uns mittheilten, verdanken wir diese großartige Leistung in erster Linie auch der genialen und zielbewußten Leitung zweier Männer, die man sonst kaum erwähnt gefunden, nämlich des Ministerialdirectors Weißhaupt aus dem Handelsministerium und des Oberstlieutenants von Brandenstein vom großen Generalstabe.

menter in Landau einerseits und Neunkirchen andererseits, d. h. drei Meilen von der französischen Grenze, ausgeschifft wurden.

Irgend ein Unglücksrabe wollte von einem Generalstäbler gehört haben, daß es geradezu eine Tollkühnheit sei, unsere Truppen in einzelnen kleinen Abtheilungen so nahe der von feindlichen Waffen starrenden Grenze auszuschiffen, und daß es ebenso unbegreiflich sei, die ganze deutsche Grenze von Lauterburg bis Basel ohne Deckung gegen jeden Angriff des Feindes zu lassen; aber als wir beim Ueberschreiten des Rheines hörten, daß die Pfalz schon von zwei unserer Armeecorps in den letzten zweimal 24 Stunden ohne jede Störung besetzt sei und die ersten Staffeln der Bayern bei Speyer über den Rhein kämen, da war alles Bangen verflogen. Die einzige Brücke bei Straßburg-Kehl war gesprengt und somit deckte der breite Rheinstrom und die Flankenstellung unserer III. Armee in der Pfalz den ganzen Süden gegen etwaige Offensivstöße der Franzosen. Nur dem Laien konnte dieses Offenlassen der Rheingrenze und dies scheinbare Preisgeben der Schwarzwaldpässe als ein Fehler erscheinen; uns Mitkämpfern ging bald die Erkenntniß der groß angelegten Strategie unseres Ober-Commandos und die Wahrheit der Wortes auf: Wer Alles deckt, deckt gar nichts.

In Speyer angekommen, wurden wir in einer kurz vorher verlassenen Militairkaserne (Schulhauskaserne genannt) einquartiert. Der Gedanke, daß dieselbe auf der Stelle des durch die Franzosen einst zerstörten Rathhauses, also auf historischem Boden stehe, war nicht im Stande, die oft und mit Recht gestellte Frage zu beantworten, weshalb man uns nicht bei den Bürgern einquartiert habe, die bis dahin gar keine oder doch wenig Soldaten gehabt hatten und überall freundlich und einladend uns entgegen kamen. Zog man hierbei noch in Betracht, daß unsere Wagen und Handkarren weit ab in einer anderen Kaserne aufgestellt waren, so konnte man wahrlich nicht einsehen, weshalb wir hier in dumpfen, eingewohnten Räumen und in Gesellschaft gewisser kleiner Thierchen, die nur durch Insektenpulver im Zaume zu halten waren, eingepfercht wurden. Das abscheuliche Kasernen-Essen, welches wir auch erst später, nach energischem Auftreten unseres Majors erhielten, konnte doch unmöglich hierbei der leitende Beweggrund gewesen sein. Doch in der Jugend und vor Allem im Felde gewöhnt man sich schnell an derartige primitive Zustände, wie sie dort in der kleinen Kaserne herrschten, und schon am zweiten

Tage wuschen wir uns mit derselben Gemüthsruhe und Naivetät, zum Gaudium der hinter Gardinen versteckten Damenwelt der Nachbarschaft, auf dem offenen Kasernenhofe, aßen und tranken aus denselben kolossalen Kasernen-Utensilien, wie die daran gewöhnten Soldaten. Und war man wirklich einmal mißmuthig, so hatte man ja anfangs noch Geld genug, um sich in den gemüthlichen Kneipen und Café's von Speyer zu erholen, oder man eilte nach dem unvergleichlichen Dom, um dort beim Anblick und Studium des prächtigen Baues alles Unangenehme und Unbehagliche zu vergessen.

War der Morgenappell beendet und die dabei zu machenden Exercitien zur Zufriedenheit unseres Majors absolvirt, so hatte man bis zum Abendappell den ganzen Tag für sich. Man badete in den blauen Fluthen unseres herrlichen Rheines, politisirte mit den gern und gemüthlich plaudernden Bürgern, betrachtete den Dom, um immer wieder neue Schönheiten an ihm zu entdecken, oder ging zu dem einzigen Ueberreste des alten Kaiserpalastes, dem hinter der prostestantischen Kirche gelegenen „Retscher", um im Anblick dieser letzten Spuren von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Kaiserzeit zu träumen und an die Schmach und Schande erinnert zu werden, welche uns dasselbe Volk angethan, das uns jetzt wieder so freventlich in einen Krieg gestürzt hat. — Hier an dieser Stelle, wo 29 Reichstage gehalten wurden, hier war es auch, wo unsere Vorfahren sich vom römischen Joch befreiten*) und durch die am 19. April 1529 eingereichte Protestation uns den Namen und die Freiheit der Protestanten verschafften.

---

2. Leben und Erlebnisse in Speyer.

Speyer, am 30. Juli 1870.

Wenn irgend eine Stadt der Pfalz, so ist es gerade das kleine Speyer, welches jeden Deutschen mit Haß gegen die französische Nation und ihre idées civilisatrices erfüllen kann. Wenn auch der Dom, dieser großartigste Repräsentant des romanischen Styles, in seiner ganzen Herrlichkeit wieder erstanden ist, und

*) Jetzt wird an dieser historisch-wichtigen Stelle, wo einst der Retscher stand und die Protestation überreicht wurde, der große evangelische Dom in reinster Frühgothik und edelster Durchbildung erbaut werden.

wenn auch auf der Stelle, wo einst die freie Reichsstadt Speyer stand und die im Mai 1689 abziehenden Mordbrenner Ludwigs XIV. nichts als einen Schutthaufen zurückgelassen hatten, jetzt wieder eine kleine gewerbreiche Stadt von 14,000 Einwohnern steht, so sind doch die Spuren jener Verwüstung nie zu verwischen. Nachdem die Stadt schon abwechselnd von den Schweden und Kaiserlichen ausgesogen war, ward ihr Name auch eingereiht in die Liste derjenigen Unglücksorte, welche die Erinnerung an jene unauslöschliche Schandthat wach erhalten, mit welcher Ludwig XIV. durch seinen Räubergeneral Melac Frankreichs Geschichte befleckte. Als die französischen Horden sich genöthigt sahen, dem endlich herbeiziehenden Heere des saumseligen Kaisers das Feld zu räumen, schleiften sie zuvor die Befestigungswerke der Stadt, plünderten die Bürger, raubten alles Werthvolle, stiegen in die Gruft des Domes, beraubten die Leichen ihres Schmuckes und schoben mit den Schädeln der deutschen Kaiser Kegel, um dann zum Schluß die Stadt an allen vier Ecken in Brand zu stecken: denn so wollte es der Befehl des „allerchristlichsten Königs." —

Noch ganz erfüllt von dem Gedanken an diesen weltgeschichtlichen Kegelschub stieg ich heut aus der jetzt fast ganz leeren Kaisergruft wieder nach oben, um im Lichte des Tages und beim Anblick des seit 1816 prachtvoll renovirten Innern die trüben Erinnerungen an die schmachvolle Vergangenheit unserer Geschichte zu verscheuchen. Und siehe da! — die Kirche, welche so manches Stück deutscher Vergangenheit und damit deutscher Schmach gesehen, sie war jetzt gefüllt mit Soldaten, die vom Norden und Süden Deutschlands gekommen waren, um vereint in neuer Waffenbrüderschaft denselben Feind zu bekämpfen, welcher das Vaterland so oft geknechtet, und der seine Spuren noch ringsum in allen Straßen der Stadt hinterlassen. Und mitten innen stand das Urbild eines deutschen Mannes und Heerführers, der Kronprinz, der Repräsentant der Wiedervereinigung Deutschlands, der Mann, auf den der Norden und Süden jetzt seine Blicke richtet, weil ihm die Söhne aller deutschen Gaue anvertraut sind, um sie zum Kampfe und — es muß so sein! — zum Siege zu führen. Wahrlich, wenn man die kräftige Gestalt mit dem blonden Haar und den hellen blauen Augen so mitten unter den Soldaten und Bürgern sieht, wie er sich so leutselig mit Jedem unterhält, jedem erstaunten Soldaten das Innere des herrlichen Bauwerkes zu erklären sucht, — wahrlich,

da schwillt Einem das Herz vor Freuden und Stolz bei dem Gedanken, unter einem solchen Königssohn zu dienen und zu kämpfen. Glücklicher konnte die Wahl eines Kommandeurs der süddeutschen Truppen nicht getroffen werden, als in der Person des Kronprinzen, des zukünftigen Schirmherrn von Norddeutschland. Keiner der anderen preußischen Prinzen und Heerführer war dazu in dem eminenten Maße befähigt und geeignet, wie der Kronprinz, der in seinem Charakter und seiner Persönlichkeit die gewinnendste Freundlichkeit und Milde mit dem strengsten, energischen Ernste verbindet, und der in seiner Geistesrichtung und seinem Wesen die dem Gegensatz von Nord- und Süddeutschen zu Grunde liegenden berechtigten Eigenthümlichkeiten in ihrer reinsten und edelsten Gestalt vereinigt. Der hervorstechendste Zug in seinem Wesen, das fühlt Jeder heraus, bildet eine unversiegliche Herzensgüte, die bei allen vornehm angelegten Naturen durch schwere Heimsuchungen sich immer mehr vertieft und dem Charakter erst den wahren sittlichen Werth verleiht. Alles schwärmt denn auch für ihn; seine Wohnung in dem bescheidenen Präsidialgebäude der Pfalz ist den ganzen Tag wie belagert, sodaß die als Ehrenwache postirten bayrischen Reiter ihre schwere Noth haben, um den fortwährend ein- und ausgehenden Offizieren und Ordonnanzen einen Durchweg zu verschaffen. Mit Ausnahme weniger Katholiken, die überall den vermeintlichen preußischen Dünkel und Ehrgeiz sehen wollen, sind alle Speyerer von des Kronprinzen geradem und herablassendem Wesen entzückt und selbst die kleinsten Ereignisse und ihn betreffenden Begegnisse, z. B. wie er im Badebassin einen Purzelbaum geschlagen, werden mit großer Freude erzählt und mit eben so großem Interesse gehört. Denn, wie schon der alte Rückert sagt:

„Viel von Bedeutenden bedeutet
Ein unbedeutend Spiel.“

Doch das Wirbeln der Trommeln verkündet von Neuem durchmarschirende bayrische Infanterie. Folgen wir dem Stabe, um diese Bayern mit Revue passiren zu lassen. — Seit 2 Tagen kommen nun schon diese hellblauen Kameraden, welche jenseits des Rheines in einem großen Lager sich befinden, hier durch, und immer neue wälzen sich heran, die der Kronprinz alle zu inspiziren hat, ohne in dieser oft stundenlangen Arbeit zu ermüden.

Was die Truppen selbst betrifft, so muß ich gestehen, daß die Infanterie keinen guten Eindruck auf mich gemacht hat. Die meist kleinen Leute derselben sind auch so schwer und unpraktisch bepackt, wie unsere Soldaten, die wenigstens noch den festen, strammen Schritt und gerade Haltung vor ihren bayerischen Waffengenossen voraus haben. So oft ich die einzelnen Bataillone, die doch nur über die Rheinbrücke herüber gekommen waren, in ihren unsauberen Kleidern und der gedrückten Haltung vor dem Kronprinzen defiliren sah, mußte ich unwillkürlich an mehrere größere französische Paraden denken, wo die Soldaten auch so nonchalant und malpropre erschienen waren. — Doch ich will damit nicht sagen, daß derartige Eigenschaften, wie sie bei unserer norddeutschen Infanterie erblich sind, gerade absolut nothwendig seien, um einen tapferen Soldaten auszumachen; — im Gegentheil, die Bayern haben 66 bewiesen, was sie zu leisten im Stande sind und haben gezeigt, aus welch' tüchtigen Elementen ihre Infanterie besteht. Die Jäger, lauter feste und intelligente Leute, machen schon einen bessern Eindruck, obwohl auch sie so schwerfällig bepackt sind; und wer die bayrischen Kürassiere und Chevauxlegers, sowie die kräftigen Gestalten und schönen Bespannungen der Artillerie kennt, der wird die Freude begreifen, die wir bei ihrem Anblick empfanden.

Der Wetteifer, welcher unter den Truppen der Südarmee sich entwickelt, wird uns herrliche Blüthen der deutschen Tapferkeit und Vaterlandsliebe zeitigen. Man kennt seinen Gegner, weiß, daß er seit vier Jahren ununterbrochen gerüstet hat; aber die Generale gehen trotzdem zuversichtlich in diesen Kampf, indem sie auf der einen Seite die Leistungen ihrer Soldaten kennen und auf der anderen durch eigene Anschauung und die bekannte Broschüre des französischen Generals Trochu genau über den Zustand und die Verhältnisse der feindlichen Truppen informirt sind. Und wenn wir auch anfangs ein oder zwei Mal geschlagen werden und unsere Truppen durch den élan der Franzosen sich anfangs werden verblüffen lassen, so wird sich Napoleon doch täuschen, wenn er glaubt, nach Art von Villafranca leichten Kaufs aus diesem Kampf zu gehen. „Jetzt, wo Deutschland weiß, wie stark es ist; heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung

mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat." — Ja, der König hat damit edle Worte laut und selbstbewußt ausgesprochen, welche dem deutschen Volke auf den Lippen sind: Wir werden den Kampf diesmal auskämpfen bis an's Heft, werden nicht ruhen, bis das stolze Seine-Babel zu unseren Füßen liegt und der Friede dort diktirt wird. Die französische Rhein-Armee hat mit ihrem Namen schon das Feldgeschrei erhalten, sie ruft jetzt schon siegestrunken aus: je vais rectifier nos frontières, rejetter la Bavière et la Prusse de l'autre côté du Rhin; — — nun, es ist nicht unsere Art, vor dem Siege zu jubeln, aber wir werden, wenn wir auf französischem Gebiete sind, bald die richtige Losung finden, und diesmal werden „die Federfuchser" nichts verderben. — —

„Es wird ein Kampf auf Leben und auf Tod!
Und ging uns auch die erste Schlacht verloren,
Nun wohl, zur zweiten dann! — Was hat's für Noth?
Dir soll vor unsrem zähen Leben grauen! —
Doch Du! — Fällt nicht in Trümmer gleich Dein Thron,
Wenn Dich Dein Volk einmal besiegt wird schauen? —
Fluch und Verderben Dir, Napoleon!

Unter den vielen interessanten Persönlichkeiten, welche im Gefolge des Kronprinzen sich befinden, sind bekanntlich auch Gustav Freytag und der Schlachtenmaler Bleibtreu speziell vom Kronprinzen eingeladen. Heute hatte ich die Freude, letztern Künstler, der mir durch seine großartigen Schöpfungen schon so manche genußreiche Stunde bereitet, durch seine unvergleichlich schönen Illustrationen zu „Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder" so oftmals begeistert hat, in der Gesellschaft unseres verehrten Majors Knesebeck kennen zu lernen. Was man sich doch manchmal für Vorstellungen von solchen Leuten macht! Nach seinen gewaltigen Schlachtenbildern zu urtheilen, hielt ich Bleibtreu für eine große, stattliche Persönlichkeit, und nun lerne ich ihn als einen so kleinen Kerl kennen, wie Cornelius, Menzel und Knaus! — Aus seinen mild-ernsten, durchgeistigten Zügen, auf denen die klare Ruhe eines in sich gefestigten, mit sich selbst einigen Geistes ruht, muthen uns klassische Humanität und echte Religiosität wohlthuend an. Ich glaube, wir sind gleich von der ersten Stunde unseres Beisammenseins gute Freunde geworden. — Uebrigens theilte uns Bleibtreu mit, der Kronprinz habe an der gestrigen Abendtafel bestätigt, daß außer der fran-

zösischen Kriegserklärung nicht ein einziges diplomatisches Schriftstück über unsern Konflikt mit Frankreich vorhanden ist, — ein Fall, der in der modernen Geschichte bisher nicht vorgekommen sein dürfte. Unter Abweisung einer jeden Vermittlung, ohne irgend eine schriftliche Anzeige der Beschwerden, nach thatsächlicher Hinwegräumung des einzigen, in der Eile ergriffenen Vorwandes, — so ist uns innerhalb weniger Tage die Fehde angekündigt. Wahrlich, rücksichtsloser ist nie ein Volk überfallen, nie ihm die Nothwendigkeit schneller Abwehr aufgezwungen. Aber der sonst so wortkarge General von Blumenthal soll jetzt schon über das „archiprêt" seines französischen Kollegen Leboeuf seine Witzchen machen; denn die feindlichen Massen, die zu unserem Ueberfall vorbrechen sollen, sind noch immer nicht zusammen; die centralisirte Verwaltung, die den Einzelnen zur Maschine herabdrückt, thut nicht ihre Schuldigkeit, es fehlt noch überall an der Rüstung. Wir dagegen sind jetzt fertig und kampfbereit: Nachdem die badische Division schon am 7. Mobilmachungstage völlig gerüstet, auf Rastatt gestützt, eine concentrische Stellung einnehmen konnte, um dem etwaigen Vordringen feindlicher Streifcorps entgegen zu treten, stehen jetzt, nach noch nicht 14 Tagen, neun norddeutsche und drei süddeutsche Armeecorps in feldmarschmäßiger Ausrüstung in der Pfalz und im Mosellande zum ersten Schlage bereit, und sind auch die noch zurückbehaltenen Mecklenburger, Pommern und Schlesier, also fast noch drei Armeecorps, so vollständig gerüstet, daß sie, wenn das Verhältniß zu Oesterreich es gestattet, sofort auf fünf Eisenbahnlinien nach dem Westen verschifft werden können. Nicht nur unsere schnelle und geordnete Mobilmachung, sondern vor Allem auch dieser rapide, jede Erwartung weit hinter sich zurücklassende strategische Aufmarsch der Truppen haben uns von vornherein schon ein Uebergewicht über die Franzosen gegeben, welches gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Und daher die frohe Zuversicht eines Blumenthal, Gottberg und anderer Herren des Stabes. — Gott gebe, daß auch ferner „Alles so klappt" wie bisher!

Speyer, 31. Juli.

Am heutigen Sonntag war natürlich Alles in freudiger Aufregung über den moralischen Sieg, welchen Bismarck uns wieder errungen hat durch die Enthüllungen über die schnöden

Absichten Napoleons auf Belgien. In allen Gasthöfen, auf allen Straßen, in jeder Gruppe, überall sprach man von der Veröffentlichung dieser schandbaren Alliance-Anträge. Wie nach 66 mit den Verträgen der Süddeutschen, so hat Bismarck jetzt wieder Alles überrascht, indem er diese Enthüllungen über die verbrecherischen Absichten Frankreichs bis zum geeigneten Augenblick aufsparte. War die französische Regierung schon durch die schamlose Provocirung des jetzigen Krieges in den Augen von ganz Europa und Amerika entehrt, so ist sie jetzt nach diesem feinen Diplomatenstück geradezu moralisch todtgeschlagen.

Noch gellen in unseren Ohren jene triples salves d'applaudissements, mit welchen der kriechende Senat und heuchlerische Corps legislatif die Lügen eines Grammont und Ollivier begrüßten und die warnende Stimme eines Thiers, Arago und Herzogs von Choiseul übertönten; noch erschallen auf allen Boulevards und Plätzen von Paris die Rufe der siegestrunkenen Massen: A bas la Prusse! — à Berlin, à Berlin! um dann von der Ministerbank aus als eine impatience légitime bezeichnet zu werden. Die Volksmassen werden künstlich erregt, ihr Gebrüll muß die warnende Stimme des Auslandes übertönen, damit der Kaiser mit frecher Stirn sagen kann: „un cri de guerre a retenti d'un bout de la France à l'autre. Il ne nous reste plus qu'à confier nos destinées au sort des armes.“ Es sind keine acht Tage vergangen, da sagte das officielle kaiserliche Blatt: „On sait combien les lois généreuses de l'humanité sont chéres à notre pays et combien il tient à l'honneur de marcher à la tête des idées civilisatrices. Aussi que de fois la France a-t-elle sacrifié ses intérêts à la paix du monde! Trop souvent elle a fait rentrer dans le fourreau son épée frémissante, tandis que la Prusse, préoccupée exclusivement de son ambition, ne pensait qu'à s'agrandir outre mesure.“ — Und heute!? Jetzt muß man die Sache umdrehen, um zur Wahrheit zu gelangen!

Wie wahr, nur zu wahr ist das naive Geständniß des „Gaulois", welcher unter dem 25. d. M. schreibt: Nous avons fait de grandes phrases sur le droit des peuples, le principe de nationalités, la non-intervention et autres formules vagues et cosmopolites, um dann gleich das Sündenregister des Kaiserreichs anzuführen: Krim, Norditalien, Rom, Amerikanische Secessionisten, Mexico. Schon frägt er ängstlich: serons-nous seuls vis-à-vis de la Prusse, ou aurons-nous à nous mesurer

avec d'autres états? Was werden England und Belgien, was wird Oesterreich thun? — Nein, guter Gaulois, beruhige Dich, die Zeiten sind vorüber, wo das stolze Old England sich in die Geschicke des Continents mischte und mit kräftigem Arm sich Ansehen zu verschaffen wußte; lüge ungestört wieder weiter, die Baumwollenseelen in England werden sich bei Deiner treuherzigen Versicherung „la Belgique restera intacte“ beruhigen.

Was wird England, „this earth of majesty, this seat of Mars, this dear, dear land, dear for her reputation through the world“, nach Empfang dieser Times-Eröffnungen thun?! — so frugen auch wir, indem wir an die Zeit der großen englischen Staatsmänner vor 70 Jahren zurückdachten. „Und Du“, so ruft unser „Kladderadatsch“ von heute aus:

„Und Du, neutrales stolzes Albion,
Fühlst nimmer Du die frechen Nackenschläge,
Den kecken Bruch, den rücksichtslosen Hohn
Von Dir und Ihm beschworener Verträge?
Neutral! Genüber dieser Lügenbrut
Gekreuzten Arms in träger Ruh' zu bleiben, —
Wem noch ein Tröpflein Ehre kreist im Blut,
Dem muß die Schmach es in die Wangen treiben!“

Ja, das stolze Albion fühlt nicht die Schmach, die auch ihm angethan, es bleibt neutral. Und Deutschland kann sich dazu nur Glück wünschen. Denn abgesehen von dem Hühnchen, welches wir mit Frankreich von früher her zu rupfen haben, fühlen sich unsere Soldaten jetzt noch gehoben in dem Bewußtsein, daß sie sich um die Menschheit noch verdient machen, wenn durch sie „dieser Lügenbrut“ der Untergang bereitet wird. Daß wir dies allein ausrichten werden, steht mit unabänderlicher Zuversicht bei uns fest, denn „un grand peuple qui défend une cause juste est invincible!“ — Den dünkelhaften Söhnen Old Englands und besonders meinen dortigen Freunden und Mitschülern, die mich und mein Vaterland so oft gekränkt, möchte ich aber etwas ins Gedächtniß zurückrufen, was unser Volk noch nicht vergessen hat: Im Jahre 1848 durfte uns ein Organ der englischen Regierung die tödtliche Beleidigung ins Gesicht schleudern: „Die Deutschen sind das feigste und niederträchtigste Volk der Erde;“ — heute geben wir Euch dieses Compliment zurück! —

Auch heut', am lieben Sonntag Nachmittag, ziehen die bayrischen Truppen fast ununterbrochen vom Rhein herüber

durch die breite Maximilianstraße, in der sich das bunteste Volksleben entfaltet und die innigste Kameradschaft zwischen unseren norddeutschen und den süddeutschen Offizieren und Mannschaften zum Ausdruck kommt. Aus allen Augen leuchtet es und aus jedem Händedruck spürt man's: Ein todesfreudiger Muth beseelt Alle und ein unerschütterliches Vertrauen, daß der gerechte Gott im Himmel unserer gerechten Sache zum Siege verhelfen werde. — Was uns auch Schweres und Bitteres, besonders in den ersten Kämpfen, bevorstehen mag, wir wollen nicht ermatten und nachlassen; das Bibelwort, das heut' Vormittag in der kleinen evangelischen Kirche dem Kronprinzen und der versammelten Gemeinde als Predigttext zugerufen wurde (Jesaias 40 v. 28—31), wollen wir uns als Losung ins Herz schreiben: „Weißt Du nicht? Hast Du nicht gehöret? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. Er giebt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." —

Speyer, 1. August.

Heute traf bei unserer Colonne insofern eine Veränderung ein, als ein bisheriges Mitglied „auf allgemeines Verlangen" nach der Heimath zurückgesandt wurde.

Beim Ausbruch des Krieges meldeten sich im Bureau der Felddiaconie und beim Fürsten Pleß eine große Anzahl von Berlinern, theilweis mit einer ganzen Reihe von Empfehlungen, die sie sich auf irgend eine Weise zu verschaffen gewußt hatten. Der Ruf so manches dieser Berliner Kinder war gerade kein guter zu nennen; aber die Herren im Bureau konnten dies nicht von jedem wissen und mußten nun an der Hand der Empfehlungen und der von den einzelnen Persönlichkeiten empfangenen Eindrücke ihre Wahl treffen. Der eine oder der andere dieser „Erwählten" hatte schon Gelegenheit gehabt, sich die Stadtvoigtei und die innere Einrichtung der Strafanstalt in

Rummelsburg anzusehen und genauer zu studieren, und es läßt sich ohne Unbilligkeit annehmen, daß die Absicht, welche sie der Felddiaconie und dem Dienste der Armee zuführte, nicht immer eine patriotische gewesen sein mag. — So hatten wir denn auch unter unseren sogenannten Heilgehülfen ein derartiges Subjekt mit erhalten, dessen taktloses, unanständiges Benehmen schon auf der Reise zu wiederholten Beschwerden Veranlassung gegeben, bis unser Commandeur, nach eigener bitterer Erfahrung und des ewigen Klagens über diesen schmierigen Nassauer müde, denselben nach Berlin zurückschickte, d. h. unter den damaligen Verhältnissen per Schub von Etappe zu Etappe transportirt. — Aber selbst aus diesem Perschub-Transport wußte, wie wir später erfuhren, dieser findige berliner Junge noch Geld zu schlagen, indem er nach seiner Ankunft in Berlin kaltlächelnd zum Bureau der Johanniter ging, sich dort als „zurückgesendet zu den Lazarethen" meldete und die angeblichen Reisekosten sich auszahlen ließ, obgleich er (ganz abgesehen von seinen Legitimationskarten) infolge seiner unwiderstehlichen — Liebenswürdigkeit überall freie Benutzung der Liebesgaben und infolge seiner Gensdarmerie-Begleitung freie Bahnfahrt hatte.

Ueberhaupt muß hierbei bemerkt werden, daß sich die Zusammensetzung der Colonnen aus Leuten der verschiedensten Bildungsgrade nicht bewährt. Schon jetzt, nachdem wir noch nicht volle acht Tage beisammen sind, sondern sich zwei Parteien aus und nur mit Mühe und im Hinblick auf unsere bevorstehende gemeinsame Arbeit sind verschiedene unangenehme Scenen unterdrückt und die entstandenen Spaltungen nothdürftig geflickt worden. Was aber späterhin sich noch ereignen kann, wenn wir Wochen und Monate lang zusammen leben und oft aus einer Schüssel essen und dasselbe Lager theilen sollen, das mag der Himmel wissen! Nur eine noch strengere militairische Disciplin, die sich auch auf die außerdienstliche Zeit zu erstrecken hätte, könnte hier Wandlung schaffen und Conflikte hintanhalten. Denn wie ungleich sind unsere Gesinnungen und Erfahrungen, wie verschieden die Stufen der Sitte und des Anstandes auf denen wir stehen, wie mannigfach der Geist, der uns beseelt, wie unendlich verschieden das Maß der Kräfte, das einem Jeden gegeben ist. Man hatte doch eine große Anzahl von Studenten, Pharmaceuten, jungen gebildeten Kaufleuten und Oekonomen; weshalb ahmte man nicht das Beispiel der Süddeutschen nach,

und ließ alle die Elemente, welche pecuniär keine Opfer bringen können und wollen, sondern oft nach etwas Anderem suchen, — weshalb ließ man diese Elemente nicht zu Haus? Glaubte man etwa dadurch den Andern einen Gefallen zu thun, daß man diese „an Arbeit gewöhnten Leute" mitschickte? Wir reinigen und schmieren unsere Wagen eben so gut, wie jene, thun dieselben Dienste und Verrichtungen, wie jene, die sich sofort beschweren würden, wenn sie zu anderer Thätigkeit commandirt, zu einer anderen Arbeit herangezogen würden, als die Gebildeten. Unsere Stellung im Hauptquartier, wo man fortwährend von Stabsoffizieren und Fürstlichkeiten beobachtet wird, ist dadurch nur um so schwieriger gemacht. Darum in Zukunft: Entweder die Colonnen aus möglichst gleichartigen Elementen zusammen gesetzt, oder dieselben durch eine noch straffere, rein militairische Disciplin, mit stufenweiser Unterordnung, zusammen gehalten. Wer rechte Begeisterung für die hohe Aufgabe unserer Sanitäts-Colonnen mitbringt, wird sich in diese strenge Disciplin auch finden. Dann aber auch diesen Mannschaften alle Rechte der Feldsoldaten zuerkannt, d. h. Anrecht auf Invaliden-Pension und Anrechnung ihrer Dienstzeit im Felde bei ihrer späteren Anstellung im Staats-, Communal- oder Kirchendienst; ohne dies hat die Verpflichtung auf die Kriegsartikel, wie es bei uns geschehen, keinen Sinn und wird manchem bald die Opferwilligkeit geraubt werden, wenn die schweren Aufgaben der Schlachtfelder und Lazarethe an ihn herantreten.

---

3. Vor und nach der Schlacht bei Weißenburg.

Beim Abendappell des 2. August erhielten wir endlich den langersehnten Befehl am anderen Morgen marschfertig anzutreten. Der Arzt und die Zugführer inspizirten das Inventar, die Apotheken u. s. w., und alle Mann, hocherfreut, dem dumpfen Kasernenleben endlich Valet sagen zu können, waren bis tief in die Nacht hinein eifrig beschäftigt, sich marschfertig zu machen, d. h. noch einmal sich durch einen guten Trunk bairischen Biers für die Kampagne zu stärken. — Am 3. August, Morgens 6 Uhr, ging's nach einer kräftigen und erhebenden Ansprache

unseres Kommandeurs und dem Kommando: „An die Pferde, aufsitzen!“ zum Thore des freundlichen Speyer hinaus.

Singend marschirten wir in der herrlichen Morgenluft auf der Straße nach Landau dahin: Ringsum lachende Gefilde, freundliche, aus grüner Umgebung hervorleuchtende Ortschaften und an den Wegen ihre Einwohner, mit liebevoller Zudringlichkeit uns einen Labetrunk reichend. Vor Allem waren die biedern Nieder- und Oberhochstädter eifrigst besorgt, uns durch ihren schönen Landwein in möglichst rosige Laune zu versetzen, und wenn so mancher von uns schwankend und schweren Trittes ins Quartier nach Essingen kam, so haben es die Hochstädter auf dem Gewissen. Doch das gute Käthchen Röhm in Essingen wußte mit schwarzem Mokka die üblen Folgen einer zu intimen Bekanntschaft mit dem „Pfälzer“ zu paralysiren, und da wir auf der frischen Streu unseres Nachtlagers uns ohne das bisherige Quantum von Insektenpulver niederlegen konnten, so war um 3 Uhr Morgens Alles wieder frisch und neugestärkt am Platze.

Nachdem wir um 4 Uhr aus Essingen ausgerückt waren, bogen wir bald nach dem Verlassen des Dorfes wieder in die Landauer Chaussee ein. Trotz des Regens und des trüben Morgens konnten wir doch bemerken, wie links und rechts von uns, auf allen Wegen und Chausseen dunkle Massen in langgezogenen Linien sich der Grenze zu bewegten. An einzelnen Stellen der Straße sahen wir noch auf den Feldern die Spuren der Bivouaks: Fleischüberreste, allmälig verglimmende Feuer, umhergestreutes Stroh, hie und da auch kleine Laubhütten für Offiziere. — Unter strömendem Regen langten wir um 5 Uhr Morgens in der Festung Landau an, die mit ihren dunklen Mauern, Thoren und den gegen ein etwaiges Bombardement getroffenen Vorkehrungen nur noch um so düsterer aussah. Alle Häuser dieses einstigen Schooßkindes Vaubans waren noch geschlossen, die Straßen leer, nur hie da sah man kleine Gruppen von Militairs. Ein gewisses Etwas sagte uns, daß an diesem Tage unser aller Wunsch, mit dem Feinde endlich in Berührung und aus der immerhin peinvollen Ungewißheit der letzten Tage heraus zu kommen, in Erfüllung gehen werde, und unsere Ahnung sollte uns nicht täuschen.

Vor dem „Hotel zum Pfälzischen Hofe“ am Marktplatze, der Wohnung des Kronprinzen, war Alles in Bewegung.

Ringsum standen die Reit- und Handpferde des Generalstabes; fast jeden Augenblick kamen Adjutanten der Fürsten aus dem Hauptquartier, welche nach ihren Pferden riefen oder Befehle über den Markt erschallen ließen.

Auf den Befehl „Fertig zum Gefecht!“ kehrte uns dann auch der Muth und die ruhige Entschlossenheit wieder zurück. Das Verbandszeug und die Apotheken wurden noch einmal revidirt, die uns von den Generalärzten Böger und Wilms noch zur Mitnahme überwiesenen Schienen, Gypsbüchsen und andere Operationsutensilien schnell noch eingepackt, und nun ging's mit der Kavalkade des Hauptquartiers durch das „Französische Thor“ wieder zu der Festung hinaus, deren Einwohner sich mit rührender Geschäftigkeit an uns herandrängten, um uns ein Lebewohl und recht viel Glückwünsche mit auf den Weg zu geben. Unter Anderen kam ein älterer Mann, dem Anschein nach ein Bäcker, zu mir heran, ergriff meine Hand und rief mir feuchten Auges zu: „Auch ich habe zwei Söhne dabei, — pflegen Sie alle Verwundete.“ Nun, das wollten wir, aber nur erst fort, 'ran an den Feind!

Draußen wiederum derselbe Anblick! Ringsum, so weit das Auge reichte, nichts als Himmel, Regen und Soldaten. Eine förmliche Völkerwanderung schien sich nach Frankreich zu in Bewegung gesetzt zu haben; so oder ähnlich muß sich Vater Arndt „Alldeutschland nach Frankreich hinein“ gedacht haben. — Festgeschlossen, oft in 3 Kolonnen neben einander, marschirten auf allen Straßen die dunklen Heeressäulen im feinen Regen dahin. Die Leute waren schweigsam, auch nicht ein einziges Regiment sang heut, denn Alle fühlten jenes ernste, beklemmende und unerklärliche Gefühl, welches jedesmal vor Beginn der Schlacht die Brust durchströmt. Auf allen Gesichtern stand jedoch neben dem Ernst die feste Entschlossenheit geschrieben, zu siegen oder zu sterben; und der feste, gemessene Schritt der Bataillone, das Gestampf der Pferde und das dumpfe Rollen und Rasseln der Geschütze bildete die zu dem ernsten Bilde stimmende Musik, während der Regen fein und langsam herabrieselte, als wollte er sagen: der alte Schlachten- und Siegesgenosse der Preußen ist auch da.

Ueber Impflingen und Ingenheim ging es in scharfem Trabe nach dem altehrwürdigen Bergzabern, wo wir gegen 9 Uhr eintrafen. Kurz vor Eintritt in das Städtchen dröhnte

der erste Kanonendonner zu uns herüber: die erste Schlacht hatte begonnen.

Während der Kronprinz mit dem Stabe sofort weiter rückte bis zu den Höhen vor Schweigen, mußten wir noch einige Zeit in Bergzabern zurückbleiben. Der Marktplatz und die Straßen waren gefüllt mit Soldaten aller Waffengattungen. Die Soldaten drängten sich um die Marketenderwagen oder in die umliegenden Kaufläden und Gasthöfe, andere hielten Rast auf dem Pflaster der Trottoirs und des Platzes, indem sie das Koppel gelöst und den Tornister als Kopfkissen untergeschoben hatten, bis ein Signal sie rasch aufspringen, ihre Tornister festschnallen und weiter marschieren hieß. Unterdeß rollte der Donner der Kanonen fort und fort. — Die am Stadthaus befindliche Post wurde von den Leuten noch stark in Anspruch genommen, um noch schnell vor der Schlacht einen vielleicht letzten Gruß nach der Heimath zu senden; denn wer wußte, was der heutige Tag für uns und ganz Deutschland bringen konnte? wer vermochte zu sagen, ob und wo wir am Abend sein würden?! Wohin man schaute, überall Gesichter, in denen sich der Ernst der Situation abspiegelte. So manches stilles Gebet mochte zum Himmel emporgesandt werden! — Wir machten noch schnell einige Einkäufe an Proviant und Erfrischungen, wobei die Bürger von Bergzabern, welche nun schon seit drei Wochen in der furchtbarsten Angst gelebt hatten, jetzt aber hoffnungsvoll aufathmeten, die Annahme der Bezahlung meistentheils verweigerten und uns in reichem Maße von den Vorräthen gaben, welche sie zur Befriedigung des früher befürchteten französischen Besuches aufgespeichert hatten.

Bald darauf kam für uns der Befehl, weiter zu rücken. Wir drängten uns mit Mühe durch die engen mit Soldaten und Proviantkolonnen gefüllten Straßen, und schlossen uns wieder der Wagenkolonne des Hauptquartiers an, bei der sich auch Armee-Generalarzt Böger und Generalarzt Wilms befanden.

Bald stellte es sich jedoch heraus, daß wir zu weit links vom Schlachtfelde und zwar nach Niederotterbach, statt nach dem an der Weißenburger Straße gelegenen Oberotterbach gekommen waren. — Der Donner der Kanonen wurde immer stärker zu unserer Rechten, es war aber zunächst keine Möglichkeit vorhanden, vorwärts zu kommen, da die ganze Umgebung des Dorfes mit tiefen Gräben und Teichen durchschnitten und die

Chaussee und Hauptstraße des Dorfes von endlosen Infanterie- und Artilleriekolonnen gefüllt war. Unsere ärgerliche Lage kann man sich denken: Alles brannte vor Sehnsucht, unseren wackeren Brüdern zu helfen und nach dem Schlachtfelde zu kommen, und nun mußten wir hier zunächst unthätig dem dichten Gewühl durchmarschierender Regimenter zuschauen, die sich nach Weißenburg hin auf den Höhen entwickelten. Die Generalärzte, deren Anwesenheit ja vor Allem nothwendig war, sannen eben auf Mittel und Wege, wie man aus dieser unfreiwilligen und unangenehmen Muße herauszukommen vermöchte, als auf einmal, gegen 12 Uhr, ein Mann athemlos von einer benachbarten Höhe herabeilte mit dem Rufe: „Die Preußen haben den Geisberg eben genommen.“ Nun war aber für uns kein Halten mehr; unser Major zwang mehrere Infanterieabtheilungen, allerdings nicht ohne einige kräftige Donnerwetter, uns in die Straße zu lassen und zu ermöglichen mit dem Strome vorwärts zu eilen. Alles war durch jene Nachricht wie elektrisirt und beschleunigte den Marsch, alle Hindernisse des aufgeweichten und zerfahrenen Bodens unbeachtet lassend. Auf den vor uns liegenden Höhen angelangt, konnten wir außer Pulverdampf leider nichts sehen, obschon der Regen aufgehört hatte. Das Geknatter des Kleingewehrfeuers klang nun deutlich vernehmbar herüber und trieb uns zu erneuter Eile an, bis wir in einem Dörfchen (Steinfeld?) Halt machten, um die in der Schule befindlichen Verwundeten zu untersuchen und der ersten Amputation beizuwohnen, welche unser Chefarzt Dr. Hirt zur größten Zufriedenheit der anwesenden Generalärzte ausführte. Da jedoch hier schon einige barmherzige Schwestern thätig waren, so rückten wir sofort weiter, jedoch nicht ohne uns zuvor die unter den Gefangenen befindlichen Turkos angesehen zu haben. Gegen 2 Uhr langten wir in Altenstadt an, wo das Hauptdepot für die Verwundeten errichtet war. Während unsere beiden Abtheilungen nach dem Geisberge rückten, war mir der ehrenvolle Auftrag geworden, bei den Generalärzten zu bleiben, um ihnen, im Verein mit den Herren Dr. Döring und John bei etwaigen Amputationen zur Hand zu sein.

Ich enthalte mich der Lobeserhebungen über diese beiden Männer; ihre Thätigkeit ist eben über alles Lob erhaben. Wie bei Nennung des Namens Langenbeck, so denkt auch mancher Verwundete und durch ihre Kunst Gerettete mit dankbarster

Verehrung an die Männer Wilms und Böger. Wilms, der wohl schon bedeutend älter ist, als er aussieht, erinnert im Halbprofil mit seinen feurig leuchtenden Augen und einem genialen Gesichtsausdruck stark an Napoleon I., obwohl er bedeutend größer und schöner, sein ganzes Gesicht auch viel humaner ist, als das des großen Korsen. Doch ist die Aehnlichkeit, zumal wenn Wilms, in seinen Regenmantel gehüllt auf dem Pferde dahin sprengt, geradezu frappant. — Und nun muß man erst gesehen haben, wie Wilms arbeitet! Den Aermel aufgekrempt, vorn über den Uniformsrock, auf welchem hier und da Gypsstaub oder Wattenfasern noch haften, eine große weiße Schürze, und dann mit sicherem Instrument und noch sicherer Hand jede Wunde untersuchend, und dazu seine fabelhafte Ruhe und sein vertrauenerweckendes Wesen, das stets herzliche Worte für die Verwundeten hat, welche dann auch mit dem größten Vertrauen ihm und dem stets bei ihm befindlichen Herrn Bader sich überlassen. Ihm und seiner Geschicklichkeit ist ja keine Operation unmöglich. — Und daneben nun ein Böger mit seiner herzgewinnenden Weise! Jeder Befehl klingt aus seinem Munde wie ein Wunsch und eine Bitte, und wenn Böger als Armee-Generalarzt so unglaublich viel geleistet hat, so liegt dies besonders in dieser unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und herablassenden Güte, welcher man bereitwillig bis zum letzten Rest der Kraft dient, und dann auch wohl in seiner Geschicklichkeit, die brauchbaren Menschen schnell herauszufinden und Jeden mit seinem eigenthümlichen Wesen an den rechten Platz zu stellen und in dem richtigen Momente zu verwerthen. In seiner Nähe wächst Einem förmlich die Kraft, so daß man oft kaum merkt, wie viel und wie Schwieriges man leistet.

Doch zurück nach Altenstadt! Zwar hatten die Franzosen den Ort beim Anrücken der 47er und 58er schnell geräumt, um sich auf ihre in dem koupirten Terrain und besonders an der Pappelchaussee nach Weißenburg versteckt lagernden Kameraden zurückzuziehen; aber da der Ort gleich zu Anfang zum Feldlazareth eingerichtet war, so lag hier Alles voll Verwundeter, unter denen sich viel Turkos befanden. In der Mairie waren besonders viel Moribunden. Wenn man auch auf Vieles gefaßt war: dieses Gewimmer und Gestöhn, dieses namenlose Elend in den dumpfigen, niedrigen und vollgestopften Zimmern war geradezu sinnverwirrend und betäubend. Aber auch draußen

auf den in den Straßen aufgefahrenen Bauernwagen lag so mancher Todeskandidat vom 7. und 58. Regiment, und so manchmal nickten Böger und Wilms sich vielsagend zu; bei so Vielen mußten sie leise auf den Tod hindeuten und zum Schreiben an die Eltern auffordern. Ach, und dann die matten, flehenden Augen, die oft einen so rührenden Ausdruck hatten! Mit einer Engelsgeduld ertrugen sie alle ihre Leiden und alle Unbequemlichkeiten der überladenen Wagen; keine Klage kam über ihre Lippen, selbst Hunger und Durst schienen sie zu vergessen. Denn es fehlte momentan nicht nur an Aerzten, sondern auch an Brot und Wasser. — Aber wenn ich dann mit meinem Holzkübel durch das Gewühl der Soldaten und Kolonnen zur Straßenpumpe hinabeilte, um welche sich die erhitzten und schmachtenden Kämpfer wie sinnlos balgten, um nur noch einige Tropfen von dem schon trüben Wasser zu erhaschen, so machten mir doch Alle Platz und vergaßen ihr eigenes Bedürfniß, wenn ich mit dem Rufe nahte: „Wasser für die verwundeten Kameraden!" „Zurück, zurück, laßt den Doktor 'ran!," so riefen Alle sich gegenseitig zu, und wehe dem Polacken, der diesen Augenblick schnell für sich benutzen wollte, 30—40 Fäuste ballten sich sicher über seinem Kopfe.

Nun eilten die Generalärzte nach der Wassermühle inmitten des Ortes, um den General von Kirchbach zu untersuchen. Dann gingen wir weiter hinauf in ein anderes Haus, wo der Kommandeur der tapferen 5er Jäger, Graf Waldersee, lag; ein tiefbetrübtes Kopfschütteln von Seiten Wilms und eine schmerzliche Zustimmung Bögers sagten mir genug. Auf der linken Seite des Hauses und in dem sich daran schließenden Garten lagen auch noch viele, meist schwer Verwundete. Ein Gefreiter von den Königsgrenadieren stürzte auf mich zu: „Herr Doktor, retten Sie meinen lieben Lieutenant, er kann, er darf nicht sterben." Was konnte ich aber thun bei einem fast todten Mann. Ich hatte nur Thränen, als ich sah, wie drei Soldaten am Lager eines jungen, schlanken Offiziers knieten und unter Schluchzen und Handküssen immer wieder den Sterbenden beim Namen riefen. Die barmherzige Schwester verspricht uns, bei dem Sterbenden zu bleiben, deshalb schnell fort von dem schmerzlichen Bilde. — Aber es sollte noch schrecklicher kommen. Am Ende der Straße, rechts im letzten Haus, bot sich uns beim Eintritt in das Gehöft ein Anblick dar, der selbst Wilms einen

Moment zögern ließ. Man mußte sein fieberhaft erregtes Blut erst beruhigen, um dies namenlose Elend, das wir vor uns sahen, einigermaßen kühl zu überschauen. Aber das Uebermaß von Leid stumpft schließlich gegen die einzelnen Eindrücke ab, und mögen sie noch so schrecklich sein.

Zeit meines Lebens werde ich jene Stunden in den Lazarethen von Altenstadt nicht vergessen, unauslöschlich sind meinem Gedächtniß jene Bilder und Szenen des größten Elends und Schmerzes eingeprägt. Noch heut, wenn ich mir jene Häuser und Straßen mit ihrem furchtbaren Gewühl, jenes Eckhaus am Ende Altenstadts mit seinem Garten und seinen Wirthschaftsgebäuden in's Gedächtniß zurückrufe, noch heute meine ich die klagenden, seufzenden, fluchenden, stöhnenden, betenden, kommandirenden Stimmen in wirrem Durcheinander zu hören! — Dort liegt ein Unteroffizier vom Königsgrenadier-Regiment; der Arm ist zerschmettert, der Kopf vollständig in Binden versteckt, aber die Augen blicken so fromm, so ergebungsvoll die Vorübergehenden an, als ob er keinen Schmerz empfände, und doch zuckt oft der Mund so bitterschmerzlich. Da liegt neben einem Kameraden, der schon ausgerungen hat, ein französischer Kapitain; während sein Bursche mit einer knechtischen Unterwürfigkeit sich ihm über die Schulter neigt und die Brustwunde mit der Hand bedeckt, als wollte er das mit dem Blute entfliehende Leben aufhalten, blickt der Offizier uns so schmerzlich fragend an, um noch einmal die traurige Bestätigung zu erhalten, daß seine Kameraden wirklich geschlagen sind. Der Todesengel ist schon über seine martialisch-zerrissenen Züge hinweggeglitten, die blaugelben Ringe der Augen und die bläulichen Lippen deuten auf das nahe Ende. Ein Anderer, ein 47er, krümmt sich unter furchtbaren Schmerzen, denn ihm sind, wie jenem 58er weiter oben, die Genitalien durchschossen; er leidet übermenschlich, sein Blick ist irr, sein Geschrei markerschütternd. Sein Nebenmann, ein blutjunger Fähnrich vom 58. Regimente liegt still da mit seinem wachsbleichen Gesicht, als wäre kein Leben in ihm; nur dann und wann öffnen sich die eigenthümlich blaufahlen Augen, um in die sinkende Sonne zu blicken. Während aus dem entblößten Gehirn langsam die Lebenskraft ins Gras und auf die ihn umgebenden Astern sickert, entwindet sich seiner Brust ein schwerer Seufzer und zeigt, daß das Leben noch nicht ganz entflohen. O, diese matten Augen in diesem bleichen Gesicht, —

ferne, fremde Mutter, sei froh, daß du sie nicht gesehen, — ich werde sie nie vergessen!

Ach, und wie schrecklich stumpf liegt jener Franzose da mit seinen beiden zerschmetterten Unterschenkeln. Er liegt auf dem Bauche, aber seine Füße, welche nur noch an einigen Sehnen hängen, sind nach hinten gedreht. Das geronnene Blut und der Staub haben die Wunden momentan gestopft, aber die Amputation kann erst morgen stattfinden; wird er so lange leben? Die beiden schon gestorbenen Turkos zu seiner Rechten sind ein lautes memento mori. — Ein Königsgrenadier winkt mir mit mattem Arme; ich kniee zu ihm nieder, kann aber nicht verstehen, was er will. Ich verbinde ihm die Schulter und will ihm eben etwas vorbeten, da richtet sich der Nebenmann, wieder ein 58er, mit letzter Kraft auf und fragt mit hohler Stimme: „Herr Doktor, muß ich sterben?" Trotz seiner gräßlichen Verstümmelung des linken Armes und der Wunde in der Seite sage ich thörichter Weise: „Nein, Kamerad." Er sieht mich forschend an und schreit plötzlich verzweifelt auf: „Ich muß sterben, Mutter, Mutter!" Ein Polacke desselben Regiments sucht ihn zu beschwichtigen, doch es nützt nichts, er wälzt sich in den Blumen des Beetes, fortwährend sich aufbäumend mit dem angstvollen Rufe: „Ich muß sterben!" — Was nützt Einem in solchen Momenten alle dogmatische Bildung und alle Theologie eines Studenten; solchem unbändigen Schmerze gegenüber verzweifelt man selbst.

Und dazwischen wimmert es von dort hinten, wo unter einigen großen Birnbäumen 14 zum Theil noch Unverbundene oder nur mit selbstangelegten Bandagen liegen, — überall Aechzen, Stöhnen und Rufen, überall von Blut und Schmutz starrende Gesichter mit schmerzvoll verzerrten Zügen und blutlosen Lippen, welchen sich fortwährend markerschütternde Ausrufe entringen.

Wie häufig hatte ich seit meiner Jugend Schlachtenberichte gelesen, wie hatte ich mich daran gewöhnt, ganz kühl von so und so viel Tausend Verstümmelter und Verwundeter zu lesen, wie oft war ich über solche Zahlen hinweggeglitten, als ob dies gar nichts zu bedeuten hätte, als ob es ganz selbstverständlich wäre. An die Schmerzen und furchtbaren Leiden, an die Seufzer und das Geschrei der Verwundeten hatte ich nie oder doch nur vorübergehend gedacht; — dulce et decorum est pro

patria mori! weshalb sollte man in diesem Bewußtsein nicht auch Schmerzen ertragen können?! — Und nun erst das Leid daheim! Jeder hier Liegende zieht ja ganze Familien mit in das Unglück, jeder Einzelne hat daheim eine klagende Mutter, ein treues Lieb oder eine Gattin, welche voll Bangen bei jeder Kriegsnachricht auf die Kinder blickt, die vielleicht schon in diesem Augenblick den Vater und Ernährer verloren haben.

Doch wer ist fähig, all' das Elend, all' das stumme Leid zu schildern, welches hier angehäuft war! Selbst die erprobtesten Aerzte sind abgespannt und schmerzlich bewegt. Da liegen sie in Reihen den Gartenweg entlang, hinter dem Hause, dort unter den Bäumen, dicht daneben in dem kleinen Hopfenstück; das Haus ist gefüllt bis auf den letzten Platz, selbst in der Küche, wo der Bursche eines Arztes mit einer Frau etwas Warmes zu bereiten sucht, selbst hier hat man die stöhnenden Verwundeten hingelegt, die sich oft in breit auseinandergeflossenen Blutrinnen wälzen. Und dabei kommt Bahre an Bahre in den Hof herein. Viele liegen noch auf den Tragbahren, zerschossen, über und über mit Blut und Schmutz bedeckt und verfolgen mit den Augen so bittend und fragend die vielgeschäftigen Aerzte. Da liegen sie nun die unversöhnlichen Feinde, die sich vor 3 Stunden noch gegenseitig zerfleischten, Einer dicht neben dem Andern, jetzt mild und still, als ob sie nie gehaßt, nie gekämpft hätten. Das gemeinsame Leid macht die Feinde wieder zu Menschen, zu Brüdern; Einer hilft so viel er kann dem Andern, und mit welch' rührender Theilnahme gerade der Feind dem Feinde! Das harte Geschick, die trübe Aussicht in die Zukunft hatte sie Alle einander genähert.

Bald darauf kamen unsere Leute wieder mit einer Ladung an, und als wir beim Abladen auch einen auf dem Transport Gestorbenen beiseite legen mußten, beschloß ich mit dem wackern Stud. Gerstenberg, die sämmtlichen Todten in den hinteren Theil des Gartens zu bringen, um auf diese Weise wieder Raum zu schaffen. Einige Zweige und etwas Gras auf die bleichen Gesichter, — nun wieder zu den Lebenden, um sie zu tränken und leiblich und geistig zu pflegen. Als mich aber ein Stabsarzt, ein kleiner älterer Herr, der seit 4 Stunden ununterbrochen in Blut und Menschenfleisch gearbeitet hatte, freundlich ersuchte, ihn doch nur eine halbe Stunde abzulösen und einige in der Scheune noch ohne Verband liegende Schwerverwundete zu besorgen,

da war es mit meiner Kunst und Thätigkeit zu Ende. Beim Anblick der gräßlich Verstümmelten erkannte ich meine Unwissenheit, und tiefbetrübt, von der Chirurgie so wenig zu verstehen, verließ ich beschämt das Gehöft, um mich durch die Kolonnen und Truppenmassen, welche durch die Straßen wogten, nach dem Schlachtfelde hindurch zu drängen.

Nachdem ich bei einem Marketender noch schnell die Labflasche mit abscheulichem, aber theurem Wein gefüllt hatte, eilte ich, die Pappelallee halbrechts lassend, quer über das Feld den Berg hinan, wo noch unsere Kolonne mit mehreren Sanitätsabtheilungen beschäftigt war, die letzten Verwundeten hereinzuschaffen. Ich betrat damit das erste Schlachtfeld! Gewaltig stürmten die Eindrücke auf mich ein und machten binnen wenigen Stunden aus dem Studenten einen ernsten Mann.

Ein dunkler breiter Streifen zog sich, durch Leichen und Verwundete deutlich erkennbar, den Geisberg hinan. Ueberall die schrecklichen Spuren des Kampfes: Gräßlich verstümmelte Leichen französischer Soldaten und unserer 7er und 47er und 5. Jäger, einige dickaufgeschwollene Pferdekadaver, in Blutlachen schwimmend, Waffen, Tornister, Helme, rothe Fez, zerhauene Chassepots, Mäntel und Kochgeschirre. An einzelnen Stellen lagen die Todten dichter nebeneinander, wahrscheinlich von treuen Kameraden zusammengetragen, wenigstens ließen die mit Taschentüchern und einigen Reisern bedeckten Gesichter der Todten auf theilnehmende Freunde schließen.

Der ganze Geisberg hatte dem Feinde eine Stellung geboten, die für die Unseren nicht furchtbarer sein konnte. Etagenförmig steigt das Terrain übereinander und bot so den Turkos und Zuaven Gelegenheit die Fülle, ihre alte Kampfesweise zu verwerthen; das hier und da von Hopfenpflanzungen durchzogene Vorterrain und außerdem die muldenartigen Einschnitte des Berges boten gleichfalls den feindlichen Schützenschwärmen Verstecke, von denen aus sie unsere Sturmkolonnen mit einem wahren Hagel von Geschossen überschütten konnten, ohne sich nur die geringste Blöße zu geben. — Der Kampf war daher unsererseits opferreich. Besonders die tapferen Königsgrenadiere hatten furchtbar gelitten: „in ganzen Garben sanken sie dahin, unerbittlich mähte Schnitter Tod.“ Die Bataillons- und Kompagnieführer sanken schwer getroffen nieder, ganze Sektionen stürzten, aber die zerrissenen Glieder schlossen sich immer wieder;

die Fahne, welche so oft schon der Hand eines zum Tode Getroffenen entfallen war, wehte immer wieder kühn den Stürmenden voran; langsam, aber stetig ging es weiter hügelan, — nur das Kommandowort der Offiziere und das beschwörende „Vorwärts; vorwärts!“ lief durch die Glieder. Noch einmal, dicht oben vor dem schloßartigen Gehöft des Geisberges hatten die 7er ein vernichtendes Feuer, das in ihre Reihen noch tiefere Lücken riß, zu bestehen; aber auch hier zeigte sich, was Mannesmuth und Vaterlandsliebe, edelstes Pflicht- und Ehrgefühl verbunden mit altpreußischer Disziplin zu leisten im Stande ist.

Nach einem achtstündigen Marsche waren die Königsgrenadiere mit vollem Gepäck und ohne einen Schuß zu thun, hinaufgestürmt in schöner Bajonnetattacke. Einem alten Unteroffizier, welcher verwundet unten in Altenstadt lag, traten die hellen Freudenthränen in die Augen, als er mir den Angriff seines Bataillons (Füsilier-Bat. des 7. Regiments) erzählte. Hellster Patriotismus und kecker Jugendmuth lebten in den Herzen seiner kleinen Füsiliere, so daß der Gedanke an Gefahr und Tod keinen Raum fand. Ueberdies mochten die meisten Leute, zum ersten Male im Gefecht, zu erregt sein, als daß sie im Stande gewesen wären, die kleinen Vortheile des Terrains so auszunutzen, wie es alte, gediente Soldaten mit Ueberlegung thun. Angefeuert durch den Wetteifer der Kameraden und den Todesmuth ihrer voran eilenden Offiziere, überließen sie so mitten im Toben des Kampfes die Entscheidung ihres Schicksals einer höheren Hand. Zudem hörten ja die vorwärtsstürmenden Abtheilungen vor lauter Getöse nicht das Seufzen und Stöhnen der Gefallenen. Vorwärts! war die Losung, und vorwärts stürmte man, unaufhaltsam, keck und todesmuthig die todspeienden Anhöhen hinauf. Wie ein Sturmwind sausten die wackeren Streiter dem gewandten, jeden Terrainvortheil benutzenden Gegner nach; doch so mancher brave Kamerad, der eben frisch voranstürmte, so mancher wackere Offizier, der seine Leute noch eben durch Beispiel und Zuruf entflammt hatte, sank lautlos nieder; ganze Streifen deutscher Leichen zogen sich die Anhöhe hinauf, manches Tapferen Blut röthete das helle Grün der Felder oder den lehmigen Boden des Ackers. Sie besiegelten mit ihrem Tode ihre Soldatentreue.

Ich konnte mich eines krampfhaften Schmerzes kaum erwehren, und ein tiefes Weh ergriff mich beim Anblick dieser

theuren Opfer der Vaterlandsliebe. Doch die Liebesarbeit, die Erfüllung der herrlichen Pflichten des rothen Kreuzes halfen bald über die Schrecken des Augenblicks hinweg. Ach, ich konnte ja nicht viel helfen, aber wenn man nur einem Sterbenden die Augen zudrückt, daß er nicht allein und ohne Theilnahme vom Leben scheidet, wenn man nur einem Todwunden die brennenden Lippen netzt und einem schmerzlich Ringenden ein Wort des Trostes und des göttlichen Erbarmens zuflüstert oder den Schweiß von der Stirne wischt, es ist doch etwas Liebe darin; sie fühlen es heraus und sind so dankbar dafür.

Oben in der Nähe des Schlosses traf ich unsere Leute und übernahm nun wieder die Führung meines Zuges. Als es dunkler Abend war, brachten wir den letzten Transport nach Altenstadt hinunter, wo die armen stöhnenden Verwundeten fast nicht mehr unterzubringen waren und an mehreren Stellen geradezu auf der Straße lagen, nur nothdürftig auf Stroh gebettet. Doch hier war ja noch eher Hülfe zu erwarten, als oben auf dem Berge.

Um 11 Uhr rückten wir dann nach Kappsweyer ins Quartier. Ich lag mit meinem Landsmann Allihn*) aus Dessau beim Bauer Matthes, dessen Haus wir nach langem Suchen in der Dunkelheit endlich gefunden hatten. Die Leute zitterten noch am ganzen Leibe und waren gar nicht zu beruhigen. Die Mehlsuppe, welche stundenlang für die angesagte Einquartierung auf dem Tische gestanden, war so dick geworden, daß der Löffel kerzengrad drin stand. Auch meine frühere Begeisterung für die alten Bauernhäuser mit geschnitztem Holzwerk wurde wieder einmal recht gründlich abgekühlt, als ich, von Ungeziefer geplagt, mich schlaflos hin und her wälzte. Die Luft war schwül in unserm engen Raume, die Bauernbetten zum Ersticken schwer, und dabei lag mir die dicke Mehlsuppe wie ein Stein im Magen, und es verfolgte mich fortwährend der Wanzengeruch. Um meinen Kollegen in seinem sanften Schlummer und seinen Träumen von der Heimath und der lieben Mutter nicht zu stören, setzte ich mich still auf den Bettrand. Die Bilder der Szenen vom letzten Tage stiegen vor mir auf. Ich gedachte der armen Verwundeten, die röchelnd noch draußen auf dem Felde der Ehre lagen, gedachte auch der beiden lieben Kouleurbrüder

---

*) Jetzt Garnison-Bauinspektor in Potsdam.

von der Burschenschaft „Dresdensia“, welche bei den Füsilieren der 47er gefallen sein sollten, aber am Tage nicht zu finden waren. Ich weinte und betete. Da ward es wieder licht im Herzen und die Verheißung des Herrn kam mir ins Gedächtniß: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes? und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch Deiner nicht vergessen! Siehe, in die Hände habe ich Dich gezeichnet.“

Nun, auch Ihr Verlassenen auf dem Schlachtfelde, welchen wir keine Hülfe mehr bringen konnten und deren klagender Nothruf umsonst in der Nacht verhallte, auch „Ihr seid von ihm in die Hände gezeichnet.“ Ihr waret nicht vergessen und verlassen, denn der Herr war bei Euch! Er, der da spricht: „Fürchte Dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen. Du bist mein; denn so Du durch's Wasser gehst, will ich bei Dir sein, daß Dich die Ströme nicht ersäufen, und so Du durch's Feuer gehst, sollst Du nicht brennen, denn die Flamme soll Dich nicht anzünden.“

Ich tappte mich still nach dem Fenster, öffnete es und blickte lange nach dem stillen, klaren Sternenhimmel hinauf.

Als der Morgen endlich graute, rückten wir nach Weißenburg, um dort nach Arbeit auszuschauen. Es war Alles in einem zwischen dem Bahnhofe und Schweighoferthore errichteten Barackenlazareth untergebracht und leidlich versorgt, ja Fürst Putbus, unser Armeedelegirter, hatte sogar schon einen Zug mit Verwundeten nach dem Innern von Deutschland ablassen können.

Nachdem wir mit den freundlichen bairischen Artillerieoffizieren geplaudert, welche, eines neuen Befehles gewärtig, mit ihren Batterien auf der Chaussee hielten, zogen wir auf der Pappelallee wieder nach Altenstadt hinüber. Der ganze Weg, zur Rechten und Linken, war ein großes Leichengefilde: Erst lauter Turkos und einzelne unserer 47er, dann weiter, in der Mitte der Chaussee und besonders an einem kleinen, niedrig ummauerten Garten eine Masse von 58ern. Wir hielten hier an und fanden, während unser Major nach Altenstadt zur Entgegennahme neuer Befehle sprengte, Gelegenheit, die herumliegenden, aus den geplünderten Tornistern geworfenen Briefe zu lesen. Wir blickten hinein in die Sorgen und Hoffnungen vieler Familien, welche so bald schon in tiefste Trauer versetzt

werden sollten. Besonders rührte mich ein Brief, welcher an einen jungen daliegenden Unteroffizier gerichtet war. Die Mutter mahnte ihn, seine Pflicht als braver Soldat zu thun, aber sich auch zu schonen. Anna (wahrscheinlich Braut oder Schwester des Gefallenen) bitte ihn auch darum und erinnere ihn an sein Versprechen. Der einfache, herzige Ton der Mutter rührte mich so, daß es mir nicht möglich war, einen zweiten Brief zu lesen. Wieviel Sorgen und Schmerzen, wieviel Blüthen der Liebe hängen an einem einzigen Menschenleben; jahrelang bringen Eltern die größten Opfer, um aus ihrem Sohne einen tüchtigen Menschen zu machen, — und dann zerknickt eine Kugel, entsendet wie hier aus der Hand eines Halbwilden, der kaum noch zu den Menschen zu rechnen ist, alle diese Blüthen der Hoffnung, raubt der Familie ihre Stütze, dem Staate ein tüchtiges Mitglied. Es waren ja meist junge, hoffnungsvolle Gestalten, welche hier auf dem Rasen oder schon in der kühlen Erde ruhten, frischen, treibenden Blüthen vergleichbar, die plötzlich ein rauher Sturm, welcher den großen Blüthenbaum des Lebens zerzauste, gewaltsam abgerissen hat. In der frischen, frohen Jugendkraft, umrankt von goldenen Hoffnungen und buntfarbigen Jugendträumen sanken sie dahin vor der Sichel des Schnitters Tod.

Die Luft ward uns schwül in der Nähe dieses Leichengefildes; die offenen Augen der Todten starrten uns zu schmerzlich an. Wir enteilten der pestartigen Atmosphäre, welche schon betäubend zu wirken begann, und suchten möglichst bald nach Altenstadt zu gelangen.

Hier wurde in verschiedenen Lazarethhäusern Ordnung geschafft und nach Kräften Trost gespendet. Im Lazareth! — wie ganz anders nimmt sich von hier die Schlacht aus. Im dumpfen Lazareth, ach, da ist bei Vielen, den Meisten, jene helle, herrliche Begeisterung, welche draußen auf dem Schlachtfelde über das Schwerste hinweghilft, geschwunden und nur zu häufig trüber Verbitterung und Verzweiflung gewichen. Da gilt es Frieden zu bringen, Frieden dem wilden Trotz, Frieden dem kleinmüthigen, verzagten Herzen, Frieden der tobenden Verzweiflung und Raserei. Viel kann ein Arzt helfen, aber ebensoviel ein Geistlicher mit dem Worte des Friedens, welchen Jesus Christus uns kämpfend und sterbend errungen, und den er uns verheißen mit den Worten: „Meinen Frieden gebe ich Euch, meinen Frieden lasse

ich Euch; nicht gebe ich, wie die Welt giebt; Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht; in der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

Ich ging auch nach dem Eckhaus hinüber, in welchem ich gestern so viel Szenen des Schmerzes und Jammers gesehen. Auch hier war Ordnung geschafft, nur die Moribunden — darunter der zarte junge Mann mit geöffneter Hirnschale — und einige zu Amputirende lagen noch dort. Für Böger und Wilms war schon auf dem Rasenplatze hinter dem Hause ein Tisch aufgestellt, an welchem sie auch bald ihre rettende Arbeit begannen. Mein Flügelmann cand. med. Seifert und ich gingen den verehrten Herren dabei zur Hand, verpaßten aber darüber den Aufbruch unserer Kolonne. Unsere Handkarren hinter uns herziehend, oft auch verspottet von den am Wege lagernden Regimentern des 5. und 11. Korps, liefen wir aus Leibeskräften eine Stunde lang unserer Kolonne auf dem Wege nach Sulz nach. Natürlich setzte es, als wir schweißtriefend und mit keuchender Brust wieder zu unserer Abtheilung stießen, einige kräftige Donnerwetter und Anspielungen auf Lodderei und Bummelei. Doch wir ertrugen diese militärischen Liebkosungen ganz geduldig, hoch erfreut, wieder bei der Kolonne zu sein und mit ihr weiter dienen zu können an dem großen Liebeswerke des rothen Kreuzes.

---

4. Schlacht bei Wörth.

Merzweiler, 9. August.

Am 5. August in Sulz angekommen, hatten wir in einem kleinen Bauerngehöft Quartier gemacht, in dessen Garten wir uns gerade an elenden Kartoffeln und Kommisbrot labten, als der Befehl für uns kam, die in einigen Häusern ohne Pflege liegenden französischen Verwundeten aufzusuchen. Auch hier waren keine Militairärzte der Franzosen zurück geblieben, denn die Satzungen der Genfer Convention scheinen bei der Armee unserer Gegner völlig unbekannt zu sein. Hatten doch auch am selben Tage unser Commandeur und der Armeedelegirte Fürst Putbus in Altenstadt drei französischen Aerzten einen Passepartout ausstellen müssen, da sich diese Herren nicht getraueten, mit

ihren aus einem Taschentuch und zwei rothen Uniformsetzen nothdürftig gemachten Abzeichen durch die Reihen unserer Truppen zu gehen. Die Herren, unter denen sich auch ein Generalarzt befand, gaben unverhohlen ihre Mißstimmung darüber zu erkennen, daß ihnen von der Regierung, die doch mit zur Genfer Convention gehöre, keine internationalen Armbinden geliefert seien; ja man hätte sogar „seitens einiger commandirender Generale verboten, derartige Abzeichen zu tragen, unter denen sich nur Feigheit und Schwäche verberge." Wir mußten unsererseits ebenfalls constatieren, daß die meisten ihrer verwundeten französischen Kameraden, welche wir Tags zuvor unter den Händen gehabt hatten, sich trotz des internationalen Abzeichens vor unseren Aerzten gefürchtet hätten, bis man ihnen verständlich gemacht, daß man sie nur pflegen und verbinden wolle. Die Herren Franzosen hatten darauf nichts zu erwidern, sondern steckten diesen Vorwurf ruhig ein, indem sie sich mit der Ueberzeugung trösteten, daß dies nicht ihre Schuld sei.

Kaum hatte sich unsere Kolonne in Sulz nach Möglichkeit in dem uns angewiesenen Bauernhause einquartiert, als wir auf höchst unangenehme und unsanfte Weise durch den Gensdarmerie-Oberstlieutenant von Hymmen wieder an die Luft gesetzt wurden. Wohl oder übel mußten sich die Mannschaften in dem nahegelegenen Bahnhofsgebäude einquartieren; doch da uns die Ereignisse der letzten acht Tage schon etwas erfinderisch und praktisch gemacht hatten, so war im Verlauf einer Stunde das leere Wartezimmer zu einem ganz behaglichen und wohnlichen Aufenthaltsort umgestaltet. Zwar wollten uns bald darauf die zur Deckung des Hauptquartiers commandirten 82er auch hier expropriiren, doch durch das energische Dazwischentreten unseres Majors wurde sowohl dieser Versuch, als auch der Angriff der bald angelangten Telegraphenbeamten abgeschlagen, welche auf unser Strohlager lüstern waren. Nachdem man sich in Güte arrangirt hatte und sowohl die Telegraphenstation, als die Wache der 82er untergebracht war, wurde eine Inventur der auf der Station vorhandenen Militairgegenstände vorgenommen. Uns wurden hierbei zwei an französische Offiziere adressirte Zelte überwiesen, die uns später ausgezeichnete Dienste geleistet haben.

Als am Spätnachmittag Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von einem Recognoscirungsritt zurückkam, mußten wir schleunigst

antreten. Der hohe Herr redete uns freundlich an und frug mich, ob wir uns schon an unsere schöne aber schwere Aufgabe gewöhnt hätten, sprach auch die Erwartung aus, daß wir „übermorgen wieder unsere Pflicht thun würden.“

Nach einer regnerischen Nacht traten wir am 6. August zum Appell an, ohne zu ahnen, was uns noch am anbrechenden Tage bevorstand. Es ging das Gerücht, daß man am folgenden Tage die Franzosen wieder angreifen wolle und daß die Dispositionen des Generalstabes hierzu schon getroffen seien; am 6. August sollte aber nichts unternommen werden, außer den noch nöthigen Recognoscirungen und dem concentrischen Heranziehen der Armeecorps. Alles ging ruhig seinen Geschäften nach. Die noch in Sulz eingebrachten Gefangenen wurden, nach Erschießung zweier widerspenstiger Turkos in der Hauptstraße, nach dem Bahnhof transportirt. Wir evacuirten die vielen dort vorhandenen verwundeten Franzosen ebenfalls nach dem Bahnhof und widmeten uns der Pflege der Zurückbleibenden, wobei unser Arzt Dr. Hirt durch das schlechte Französisch einen Simulanten entdeckte, welcher vorgab, kein Wort Deutsch zu verstehen und schließlich als Deutscher (Hannoveraner?) entlarvt wurde.

Gegen 10 Uhr verbreitete sich das Gerücht, daß unsere Vorposten wieder Fühlung hätten und daß die Württemberger auf unserm linken Flügel infolge einer größeren Recognoscirung mit dem Feinde zusammengestoßen wären. Einige Leute wollten schon seit einer Stunde Kanonendonner gehört haben und meldeten auch, daß von mehreren Seiten Adjutanten eiligst angekommen wären; aber kein Mensch glaubte an eine ernstliche Affaire, da eben erst am 7. August, wie auch der Kronprinz am Abend vorher uns andeutete, ein Angriff unsrerseits gemacht werden sollte. Plötzlich rasselten aber mehrere Batterien im Marschmarsch durch die Straßen nach Wörth zu, von woher man jetzt das Geschützfeuer deutlich vernehmen konnte; Stabsoffiziere eilten in's Hauptquartier, die Soldaten zu ihren Waffen: Alles war mit einem Schlage in Bewegung. Und dazwischen rollten Kolonnen über Kolonnen durch Sulz und bildeten bisweilen Knäuel in den Straßen, die unentwirrbar schienen. Aber die preußische Disciplin bewährte sich auch hier in diesem scheinbaren Chaos: höhere Offiziere und Feldgensdarmen stellten immer die Ordnung wieder her und zwangen die Kolonnen

wieder in die Reihe. Wir eilten nach dem Bahnhof und erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Ausrücken. Schon hatte sich der Kronprinz nach dem Schlachtfelde begeben, der Donner der Kanonen und das Knattern der Gewehre ward immer stärker, — aber noch immer kein Befehl. Unsere französischen Verwundeten erhoben sich von ihren Lagern und spitzten die Ohren; die Gefangenen, die noch nicht alle verladen waren, schöpften wieder Hoffnung und konnten ihre Freude nicht verbergen, ja einer derselben, ein Neger von Mozambique, von wunderbar schöner Farbe und Tätowirungen, wie man sie selten sieht, tanzte vor lauter Freude, indem er fortwährend „Staßbur, Staßbur" rief.

Endlich kam unser Major angesprengt. Schon von weitem rief er: „Anspannen, Mannschaften antreten, Wagen 27 rückt in fünf Minuten aus, Abtheilung 28 kommt auf der Chaussee nach Wörth nach." In drei Minuten waren wir fertig und fort ging's, daß die Funken stoben. An manchen Stellen war der Weg mit drei Munitionsreihen und anderem Train bedeckt, aber wir zwängten uns durch. Man fluchte rechts, man schimpfte links, Kommandos erschallten vorn, Zurufe hinter uns, — aber wir kümmerten uns nicht darum, unser Grundsatz war: „Vorwärts, immer durch!" Wir passirten in rasendem Galopp ein Dorf, in dem die Bauern zitternd in den Thüren standen; der Weg stieg an mehreren Stellen sehr merklich; aber unsere halsbrecherische Fahrt stockte deshalb keine Sekunde. Pferde und Wagen schienen Flügel zu haben, und trotzdem ging es uns nicht schnell genug. Ein Stabsarzt sprengte an uns heran und brüllte uns zu: „Nach Preuschdorf dirigiren, nach Preuschdorf—", die übrigen Worte verhalten ungehört im Winde. Nach eine Erhöhung des Weges, und wir sahen das Schlachtfeld vor uns liegen. Eben bogen wir rechts ab, als unser Major „Absitzen" commandirte; hochaufgerichtet und strahlenden Blickes rief er uns dann zu: „Jetzt, meine Herren, ist es mir vergönnt, Sie auf ein wirkliches Schlachtfeld zu führen; bedenken Sie, wozu Sie hier sind und thue Jeder seine Pflicht auf jedem Posten. Hoch lebe der König!" — Und mit diesem Ruf ging es vor. Der Delegirte Fürst Putbus, welcher im Gefolge des Kronprinzen in nächster Nähe hielt, kam herangesprengt und zeigte uns den Ort, wo wir die meiste Arbeit finden würden und am nöthigsten wären. Unbekümmert um die Granaten, die um uns einschlugen,

zuweilen aber nicht einmal platzten, gingen wir mit den kleinen Handkarren vor, um die Verwundeten aus der Feuerlinie zu holen und nach Anlegung eines leichten Feldverbandes nach unseren Transportwagen zu bringen. Als wir zum zweiten Male vorgingen, trat einer jener peinvollen Momente ein, wo unsere braven Soldaten wieder zurückgeworfen und selbst aus der jenseits des Baches gelegenen Hälfte von Wörth getrieben wurden. Die Franzosen unterhielten aus den Weinbergen und Hopfenfeldern zur Rechten ein Schnellgewehrfeuer, daß Einem vor Bangigkeit der Athem stockte und man immer befürchtete, daß nicht ein einziger unserer Leute aus diesem mörderischen Kugelhagel lebendig herauskomme. Und dazwischen orgelten die Mitrailleusen und donnerten auf beiden Seiten die Geschütze. Solche Augenblicke lehren Einen wieder recht inbrünstig beten, und so manchmal zuckt die Hand, um die internationale Binde abzunehmen und zur Waffe zu greifen. Doch mochten auch die Franzosen noch so sehr rasen und wirklich wie wahnsinnig darauf losknallen, alle ihre Versuche, unsere Truppen über Wörth hinaus zu werfen, scheiterten an der hartnäckigen Tapferkeit und dem Heldenmuth unserer Posener und Schlesier.

Schon glaubte Mac Mahon, den Sieg errungen zu haben und schickte deshalb drüben ein Kürassier-Regiment zur bald eintretenden Verfolgung vor. Schnell zog man aber auch unsrerseits ein Dragoner-Regiment (gelbe Schlesier) heran, um sie eventuell gegen jene stolzen Reiter da drüben verwenden zu können.

Wir arbeiteten unterdeß angestrengt weiter, alle Hindernisse des aufgeweichten Bodens und des hügeligen Terrains überwindend. Neun Mal waren unsere Handkarren schon vor und mit theurer Last zurückgegangen, wobei die Wagen fast immer eine Viertelstunde zurückstanden, als endlich ein Militair-Feldlazareth mit Wagen erschien, um die vielbeschäftigten Regimentsärzte zu unterstützen und uns und der mit unseren Leuten arbeitenden Kolonne von Berliner Turnern zu helfen. — Um diese Zeit griff auch das XI. Corps an der benachbarten Brückmühle und bei Gunstett in den Gang des Gefechtes ein, und die dadurch ermuthigten Regimenter des V. Corps stürmten nun zum dritten Male Wörth und setzten sich nach einem von Haus zu Haus und von Straße zu Straße geführten Kampfe darin fest.

Einen abgeschlagenen erneuten Angriff der Franzosen benutzten die tapfern Schlesier zum sofortigen weitern Vorrücken. Schnell ging's durch die kleinen Gärten und auf der engen Straße links die Chaussee nach Froschweiler hinauf und rechts nach den Weinbergen. Von allen Seiten wurden die Schützen-Kolonnen mit einem furchtbaren Kleingewehrfeuer empfangen; aber da war kein Stutzen und kein Halten, sprungweis gings vorwärts, — vorwärts stürmten die Helden vom 6., 46. und 58. Regiment, vorwärts, die Offiziere und Feldwebel immer voran, um aus dem Bereiche des Chassepots zu kommen und den fast unsichtbaren Feind erst anpacken zu können. Die 37er rückten zur Unterstützung heran, wurden aber beim ersten Anlauf wieder zurückgeworfen. Trotzdem gingen die 58er nur eine kurze Strecke zurück, um sich gedeckte Stellungen zu suchen. Plötzlich vernahm man von links her neues Geknatter. Man erkannte, daß wieder Reserven ankamen; und in der That zogen die Koburg-Gothaer und Meininger heran, um die Höhen zu nehmen. Sie verschwanden zeitweis in dem tief coupirten, mit Gebüschen durchzogenen Terrain, aber bald machte sich ihr Eingreifen bemerkbar; mehrere tiefe Gräben wurden durchwatet, das Pulver und Blei geschont, um nur erst heranzukommen. Man merkte am Geknatter von links her und im Centrum, daß auch die Kameraden vom 6. und 46. Regiment nach langem blutigen Ringen Terrain gewonnen hatten und sich oben festsetzten. Dies war das Signal zum allgemeinen Vormarsch. Bald sah, oder vielmehr hörte man die 58er und 37er in den Weinbergen und den Thaleinschnitten arbeiten. Unter furchtbarem Regen der Chassepotkugeln rückte man stetig vor, jedes Gebüsch, jeden Baum und jede Weinpflanzung zur Deckung benutzend, bis endlich an einer Lichtung mehrere Salven erkrachten und mit einem kräftigen Hurrah die ersten Abtheilungen die Höhe von Froschweiler erreicht hatten.

Dies war auch für uns das Signal, in das Städtchen Wörth vorzugehen. Die Granaten flogen herüber und hinüber, alle Berge in der Runde spieen fortwährend einen Hagel von Geschossen aus; aber wir eilten hinab.

Einige Soldaten waren eifrig beschäftigt, die Straßen von den Menschen- und Pferdeleichen zu reinigen, oder sie doch wenigstens zur Seite zu schieben; andere zertrümmerten mit einer wahren Berserkerwuth die Läden zweier Häuser, aus denen

beim zweiten Zurückgehen unserer Truppen von Civilisten geschossen worden war; noch andere waren eifrig damit beschäftigt, die von den Franzosen abgebrochene und zerstörte Brücke inmitten der Stadt wieder fahrbar zu machen. — Ein junger Militairarzt ersucht uns, mehrere Offiziere, darunter einen Major, aus der Feuerlinie zu schaffen. Beim Rücktransport derselben kamen wir an dem unterdeß wieder etwas vorgegangenen Stab der III. Armee vorüber. Aller Augen waren nach rechts gewendet, wo man das Wieder-Eingreifen der Bayern mit Sehnsucht erwartete. Ein bayrischer Offizier sprengte ungeduldig nach rechts, indem er sehr erregt ausrief: „Wo bleiben denn unsre Leute? — schon vor einer halben Stunde standen sie drüben an der Waldlisiere." Jeden Augenblick fürchtete man, unsere Leute im Centrum wieder auf Wörth zurückgeworfen zu sehen. Die Offiziere, welche wir transportirten und denen Ruhe vor allem nöthig war, erhoben sich immer und immer wieder, um nach dem Stande des Gefechtes umzuschauen. Man sah es, wie tief sie betrübt waren, dort oben nicht mehr wirken und ihre Soldaten anfeuern zu können. Der Major vor allem wollte wieder zurück und behauptete fortwährend in aufgeregtem Tone, daß er noch ganz gut reiten könne. Nur mit Mühe konnten wir den am Fuße und Oberschenkel schwer Verwundeten zurückhalten; doch wehe dem Soldaten, der auf der Landstraße angebummelt kam, um seinem Regiment zu folgen: Eine wahre Fluth von Vorwürfen und Donnerwettern empfing einen solchen „Drückeberger" und trieb ihn vor zu seinen Kameraden.

Als wir wieder nach Wörth zurückkamen, fanden wir die meisten Verwundeten in der großen Schule, welche sich rechts am Wege, gegenüber der Brücke befand. Alles, was noch laufen konnte, wurde nach rückwärts dirigirt, da soeben die Meldung eingetroffen war, daß seitens des Johanniter-Delegirten ein Zug für die Verwundeten nach Bahnhof Sulz telegraphisch beordert sei.

Da die Brücke leider noch nicht fahrbar war, so mußten unsere Mannschaften ihre Thätigkeit für's Erste auf die eine Seite der Stadt beschränken. Ich selbst ging nach der andern Seite hinüber, wo eine Unmasse Verwundeter in der Nähe der Mairie herumlag und nach Brot und Wasser rief. Hunger und Durst schienen ihnen größere Schmerzen zu bereiten, als ihre Wunden. Mein kleiner Vorrath an Brot und Wein war

bald zu Ende. Doch ich sprang schnell nach der in der Nähe befindlichen Apotheke hinüber, kaufte zwei Flaschen Rothwein, nahm einen Eimer und trug aus dem neben der Mairie befindlichen Brunnen Wasser herbei, um den fast Verschmachtenden einige Erfrischungen zu reichen. Nachdem ich einigen noch Unverbundenen geholfen und einem Sterbenden die Augen zugedrückt, eilte ich mit gefülltem Eimer weiter, um hier und da durch einen Schluck verdünnten Weins zu erquicken. Fast in jedem Hause und vor allen Thüren lagen die Verwundeten, die sich von Minute zu Minute noch vermehrten. Und dabei sah ich nur drei Militairärzte auf dem diesseitigen Theile der Stadt!

Als ich am Ausgang von Wörth ankam und eben über die Straße nach einem auf der andern Seite des Weges gelegenen Hause gehen wollte, schlug plötzlich in den Garten, welcher die Ecke bildete, eine Granate ein, ohne mich jedoch beim Platzen zu verwunden.*) Etwas erschreckt trat ich zur Seite und suchte mich dadurch vor den feindlichen Geschossen zu schützen, daß ich mich dicht an die Wand drückte und dabei doch das ganze Gefechtsfeld vor Augen hatte.

Gewaltig stürmten die Eindrücke durch Ohr und Auge auf mich ein; ich befand mich in einer fieberhaften Aufregung, deren ich anfangs gar nicht Meister werden konnte. Vor mir, jenseits der Straße, zwischen einigen dort angefahrenen Baumstämmen, krümmte sich noch ein Franzose, während ein anderer mit aufge-

*) Ohngefähr zwei Stunden vorher, noch auf dem jenseitigen Rande des Thales, hatte eine einschlagende französische Granate mich in eine höchst komische Situation gebracht. Unser Major hatte mich mit einem Handkarren von der Sulzer Chaussee querfeldein links hinab nach den Wiesen des Sauerbachs geschickt, wo er durch sein Feldglas Gruppen von Verwundeten hatte liegen sehen. Ein französischer Artillerist hatte von drüben unsern Wagen offenbar für ein Geschütz gehalten und deshalb sein Geschoß auf uns gerichtet. In der That hatte er vorzüglich gezielt, denn die Granate fuhr dicht neben uns in den aufgeweichten Boden, uns mit Lehmschmutz bespritzend. Ich brüllte erschrocken: „Nieder!“ — und sofort lagen wir alle vier platt auf dem Bauche, ängstlich nach dem Loch hinschauend, wo jeden Augenblick der Streuungskegel der platzenden Granate heraus und, so berechnete ich, über uns hinweg fahren sollte. Da die französischen Granaten Zeitzünder haben, so mußten wir geduldig warten; aber siehe da, zwei, drei, vier Minuten vergingen, ohne daß das Geschoß platzte. Schließlich kam uns die Situation doch zu lächerlich vor; wir erhoben uns, reinigten uns vom Lehmschmutz und gingen, wenn auch in etwas beschleunigter Gangart, nach den Wiesen hinab, um Verwundete aufzulesen. — Wie so Mancher ist nur dadurch gerettet, daß auffallend viel Granaten der Franzosen nicht platzten!

rissenem Schädel todt herüberstarrte. Andere verwundete Franzosen hatten sich in das gegenüber liegende Haus geflüchtet. Gern wäre ich den wimmernden Kerlen zu Hülfe geeilt; doch das fortwährende Klacken an den Kalkwänden des Hauses und das zahlreiche Zerspringen der Ziegel belehrte mich, daß die Feinde, wahrscheinlich in dem Wahne, daß hier Reserven ständen, sich das Haus als ein Zielobjekt ausersehen hatten. Allmälig wurde mir das ewige Aufschlagen der Chassepotkugeln dicht vor und neben mir doch etwas ungemüthlich, und ich zog mich nach der Straße der Stadt zurück, um mich dort nützlich zu machen.

In der Mairie, welche von schwer und leicht Verwundeten überfüllt war, arbeiteten zwei Militairärzte mit der größten Aufopferung. Um ihnen Luft zu verschaffen und die fast übermenschliche Arbeit einigermaßen zu erleichtern, nahm ich einen dort herumstehenden französischen Civilarzt mit mir, um in einem der gegenüberstehen Häuser ein Lazareth einzurichten.

Die Bevölkerung that fast gar nichts und konnte nur mit Rippenstößen aus dem Zustande der Angst und Gleichgültigkeit herausgerissen und zum Anpacken bewogen werden. Mehrere Wörther, die ich mit Mühe aus den Kellerverstecken herausgeholt hatte, mußten Stroh und Matratzen herbeischaffen und mir dann beim Aufheben der Verwundeten beistehen. Nur so war es möglich, die engen Straßen frei zu machen und die armen Soldaten vor dem Ueberfahrenwerden zu schützen. Denn da die Franzosen sich bereits zurückzogen und das Knattern auf den Höhen allmälig verstummte, so mußten wir jeden Augenblick gewärtig sein, daß unsere Artillerie durch die Straßen sprengen würde, um dem fliehenden Feinde nachzusetzen.

Ueber die von den Pionieren jetzt nothdürftig wieder hergestellte Brücke kamen nun bald Aerzte und Sanitätssoldaten herbei; zu gleicher Zeit schleppten sich aber auch vom Schlachtfelde und dem brennenden Froschweiler herunter ganze Schaaren von Verwundeten nach der Stadt, und der Raum für die vielen hereingetragenen Verstümmelten begann bereits zu mangeln. Für unsere Kolonne hatte Fürst Putbus und Baron v. d. Knesebeck eine kleine Villa an der östlichen Seite der Stadt als spezielles Lazareth eingerichtet. Aber es war auch hier bald nicht mehr möglich, die Offiziere alle unterzubringen. Schon waren alle Häuser und Scheunen gefüllt und noch immer kamen neue Verwundete hinzu. Ein Maltheserritter, Graf Seherr-

Thoß, war unermüdlich thätig, noch leere Häuser für die Verwundeten aufzusuchen und einzurichten, während Andere Wagen auftrieben, um die Evacuationen unserer Abtheilung 28 zu unterstützen.

Gegen 5 Uhr entstand ein Rennen und Laufen in den Straßen, Alles eilte nach der Hauptstraße, um dort den eben angemeldeten Transport der Gefangenen mit anzusehen. Eine unbeschreibliche Freude bemächtigte sich unser aller beim Anblick dieser großen Masse von gefangenen Feinden, unter denen fast alle Waffengattungen vertreten waren. Jedenfalls ist es ein schlechtes Zeichen für die Tapferkeit dieser „unbesiegten" Helden und Victoire-Jäger, daß wir so viele zu Gefangenen gemacht haben, auf deren Gesichtern sich Freude und Heiterkeit ausprägten. Die edleren Gefühle des Patriotismus, der tiefgehende Schmerz nach einer verlorenen Schlacht und nach dem Verluste so vieler Kameraden schienen diesen Franzosen vollständig zu fehlen. Der größte National-Dünkel geht bei ihnen Hand in Hand mit characterlosem Gleichmuth; von dem Geiste der alten Garde, die lieber starb, als sich ergab, ist bei den heutigen Nachkommen derselben nichts mehr zu finden, denn fast alle Gefangenen schienen herzlich froh zu sein, vor den Kugeln jetzt in Sicherheit zu kommen.

Beim Anblick der darunter befindlichen Turkos mußte man unwillkürlich an die Worte denken, in welche Friedrich der Große unter Hinweis auf die gefangenen Kroaten und Panduren ausbrach: „Seht, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen." Wenn diese viehischen Horden über unsere schon früher so oft ausgeplünderte schöne Pfalz oder die Rheinlande hätten herfallen können, — dann wehe unseren deutschen Frauen und Mädchen! Man wagt gar nicht die Gräuel auszudenken, welche diese halbwilden Schandmenschen über unser Land würden gebracht haben, — Gräuel, die ihnen gleichsam als Belohnung ihrer Tapferkeit seitens ihrer Oberen in Aussicht gestellt und von Zeitungen öffentlich ausgesprochen, den Badensern noch wenige Tage vor Ausbruch des Kampfes, über den Rhein zugerufen wurden.*)

*) Wir dürfen es hierbei nicht vergessen, daß kurz bevor die Vertreter der deutschen Staaten in Paris ihre Pässe verlangten, ein Attaché des französischen Auswärtigen Ministeriums dem Badischen Gesandten, Herrn von Schweizer, unter anderen Androhungen auch jenes schamlose: „mêmes les femmes ne seront pas ménagées!" in's Gesicht zu schleudern wagte.

— Das sind also die Soldaten, mit welchen die grrrande nation an der Spitze der Civilisation marschiert!! Auf den Knien müssen wir Gott danken, daß er die Franzosen an der Ausführung dieser „civilisatorischen Mission“ verhindert. —

Mitten in dem Trubel der durcheinander wogenden und drängenden Abtheilungen, war ich am Abend noch Zeuge einer merkwürdigen, für unsern verehrten Kommandeur Knesebeck hocherfreulichen Begegnung. Er hatte soeben den ihm nahe befreundeten tapfern General v. Gersdorff gesprochen, der an Stelle des verwundeten Generals v. Bose das Kommando des XI. Armeecorps kurz vorher übernommen hatte. Während nun Gersdorff mit seinen Generalstabs-Offizieren die Dispositionen zur weiteren Verfolgung des Feindes und zur Lagerung der Truppen auf dem eroberten Schlachtfelde anordnete, bemerkte Knesebeck im Fortgehen den vorbeireitenden General von Werder, welcher an der Spitze der Württemberger und Badenser, durch sein rechtzeitiges Eingreifen auf unserem äußersten linken Flügel, zum Erfolg des Tages nicht unwesentlich beigetragen hatte. Ersterer machte Werder auf Gersdorff aufmerksam, und so trafen diese beiden ehemaligen Kriegsgefährten vom Kaukasus hier auf blutgetränktem französischem Boden, nach siegreicher Schlacht wieder zusammen und stießen in freudig bewegter Stimmung mit unserm Major auf weitere glückliche Campagne und bis in den Tod getreue Kameradschaft an.*)

Unsere Abtheilungen widmeten sich ihrer schweren Aufgabe bis zum Dunkelwerden, d. h. sie transportirten die Verwundeten nach der Stadt herein. Zwar lagen noch alle Weinberge voll, als wir gegen 11 Uhr Abends ins Bivouac rückten, aber unsere

*) Knesebeck traf mit seinem Freunde Gersdorff noch zweimal zusammen. Das erste Mal am 27. August zwischen Bar le Duc und Revigny, auf dem Gewaltmarsche nach Norden. Gersdorff war damals augenblicklich ohne Befehle für sein Armee-Corps, weil ihn bei der plötzlichen Directions-Veränderung weder Adjutanten noch Ordonnanz-Offiziere erreicht hatten. Durch einen sehr schnellen Ritt querfeldein gelang es unserm Knesebeck, den Kronprinzen, der an jenem Tage wegen eines Unterleibs-Leidens mit seinem Blumenthal im Wagen fuhr, einzuholen und ihn von dieser Sachlage zu unterrichten. Nach einer halben Stunde kam auch G. an, erhielt seine weiteren Befehle und kehrte schleunigst zu seinem XI. Korps zurück. Beim Abschied ahnten wohl die alten Jugendfreunde nicht, daß sie den letzten Händedruck auf dieser Erde wechseln sollten. — Am 2. September Nachmittags sah Knesebeck ihn nur als Sterbenden wieder, als er mit mir in die an der Maas-Schleife gelegene Mühle trat. Gersdorff war

Müdigkeit verhinderte uns daran, den eben angekommenen braven Speyerern uns nochmals anzuschließen. Während diese bei Laternenschein noch die Hügel und Berge des Schlachtfeldes absuchten, stärkten wir uns durch Schlaf, der auch den Hunger vergessen machte, zu neuer Thätigkeit.

Am Abend war die Sonne blutig untergegangen, vermischt mit dem glühenden Scheine der brennenden Dörfer, eine trübe aber passende Beleuchtung des schrecklichen Bildes. Die Uebriggebliebenen begrüßten einander mit Kuß und Handschlag, Erzählen und Jubiliren; doch auch mancher Blick verfinsterte sich, wenn er vergeblich nach diesem oder jenem theuren Kameraden frug. Die Nacht breitete nun ihre Schatten über die unermeßlichen Bilder des Elends und der Schmerzen auf diesem großen Sieges- und Todtenfelde. Die Musikcorps spielten „Nun danket Alle Gott," und viele Herzen wandten sich in heißem Gebet nach oben. Müdigkeit und Schlaf übermannten uns; und nachdem das Gehirn die gewaltigen und furchtbaren Erlebnisse des Tages noch eine Weile in Traumgebilden fortgesponnen, verlangte die Natur ihr Recht und schlief man auf dem naßkalten, harten Boden des Bivouacs so fest, wie im weichsten Bett. Doch selbst in der Nacht noch kamen Verwundete von den benachbarten Feldern zu unserm Bivouacfeuer, die wir dann, nach Anlegung frischer Verbände, nach der uns nahe gelegenen Mühle brachten, um sie wenigstens auf Stroh betten zu können. —

5. Ein Moribund.

Am 7. August traten wir in unserem Bivouak bei Wörth früh 4 Uhr beim ersten Dämmerschein zum Appell an, um gleich darauf unsere in der Nacht unterbrochene schwere Arbeit vom vorhergehenden Tage wieder aufzunehmen. Die eine unserer

gerade eingeschlummert und so eine Weile seinen großen Schmerzen entrückt. Wie zu bemerken war, athmete er nicht mehr durch die Halsröhre, sondern durch die Brustwunde. — A la guerre, comme à la guerre —: Knesebeck hatte soeben den über den Tod seines Sohnes tief gebeugten Oberst von Salmuth vom 5. Husaren-Regiment ein Stück geleitet und nun mußte er stumm Abschied nehmen von seinem Freunde Gersdorff, diesem Ritter ohne Furcht und Tadel, diesem hochherzigen, tapferen Kavalier, der sich allerdings immer schon einen solchen Soldatentod gewünscht hatte. — Thränen im Auge, mit gesenktem Haupt verließen wir jenes Schmerzenslager.

Abtheilungen (Kolonne 28) ward von unserm Kommandeur v. d. Knesebeck-Carwe dem Reichstagsabgeordneten Grafen v. Frankenberg (dem Malteser-Delegirten bei der 3. Armee) überwiesen, um mit mehreren mühsam requirirten Wagen die Evakutionen nach Sulz zu besorgen; mit der anderen, welcher vorzustehen ich die Ehre hatte, ging unser Kommandeur und der Chefarzt Dr. Hirt wieder durch Wörth nach den Orten, wo die 46er, 47er, 58er, 37er und die Regimenter der 22. Division Tags vorher so heldenmüthig gekämpft hatten.

Nun begann unsere Arbeit in verstärktem Grade. Inmitten der durcheinander wogenden Soldaten, der schlangenartig auf der Straße sich fortschiebenden Kolonnen und Transporte, der langen Züge von Gefangenen, der Proviant- und Munitionskolonnen, inmitten des freudigen Jubels über den errungenen Sieg hieß es still arbeiten, mit leerem Magen und durchnäßten Kleidern. — Nachher gab es auch Todte mit zu bestatten, wobei leider mein erster Versuch einer Leichenrede verunglückte, indem der Anblick einiger schluchzender Soldaten auch mir in bitterem Schmerze die Kehle zuschnürte.

Auf den kleinen Wiesen unmittelbar hinter Wörth drängten wir uns durch die dort gelagerten Regimenter. Ueberall machte man uns bereitwillig für unsere Handkarren Platz und grüßte mit stummem Nicken. Tags zuvor war ich im Kugelregen bis hierher gedrungen und hatte von hier aus dem furchtbaren, todesmuthigen Ringen der 46er zugeschaut, hier auch hatten wir noch am Abend bis 11 Uhr viel schmerzliche Arbeit gefunden; jetzt war auf denselben Gefilden, wo vor kaum 12 Stunden die Menschen im blutigen Kampfe lagen und wo unter dem Brüllen der Geschütze und dem Geknatter der Muskete dem Tode eine so reiche Ernte bereitet war, heiteres, friedliches Lagerleben. Zwar lagen noch die Leichen umher, und bis zum Kleefeld hin meist theure preußische Kameraden, — aber der Tod hat seine Opfer dahin, die Lebenden müssen an sich denken! Es war ein prächtiges, mir unvergeßliches Bild, diese siegreichen Regimenter auf dem Schlachfelde gelagert. Die ersten schüchternen Strahlen der Morgensonne glänzten auf den Bajonetten der zusammengestellten Gewehre und beleuchteten die buntbewegte Szene des Lagertreibens. Die Einen saßen an den kleinen Feuern der Kochlöcher; sie, die am Nachmittage vorher nur wuthentstellte, finstere Blicke gezeigt hatten, sie lachten wieder

so harmlos, als ob nichts geschehen wäre. Andere brachten in den Kochgeschirren weit her geholtes und trotzdem ziemlich morastiges Wasser herbei. Noch Andere hatte der Gedanke an den heutigen Sonntag zum Anlegen reiner Wäsche veranlaßt, bei welcher Beschäftigung es nicht ohne Neckereien der Kameraden abging. Hier und dort schrieb man in allen nur möglichen und unmöglichen Stellungen Briefe für die bangenden Lieben daheim; dazwischen erschallten kleine thüringische Lieder (die Leute waren Thüringer vom 32., 94. und 95. Regiment) und tadelnde Rufe der Offiziere, welche in ihren kleinen Zelthütten nicht gerade rosig gelaunt schienen.

Doch wir müssen vorwärts; wir hatten in den Weinbergen und den kleinen Thalschluchten noch so manchen Verwundeten liegen. Die einbrechende Dunkelheit hatte gestern uns verhindert, hier weiter zu arbeiten, und so mußten denn viele brave Leute die Nacht in qualvollen Martern verbringen. Hunderte lagen noch dort wie verlassen; ihre einzige Erquickung war der Regen, den der Himmel Nachts gesandt hatte, um ihre Fieberhitze wenigstens in etwas zu kühlen. — Alles mußte abgesucht werden, jedes Kleestück, jedes Hopfenfeld, alle Weinberge, wobei unser verehrter Kommandeur unermüdlich war, und die Mannschaften trotz des nagenden Hungers ihre Pflicht mit Hingabe und Aufopferung erfüllten. Wie schwierig unsere Arbeit war, werden nur diejenigen begreifen können, welche das hügelige, von Schluchten zerrissene und mit Gräben durchzogene Terrain im Süden und Südwesten von Wörth aus eigener Anschauung kennen. Aber die Schwierigkeiten des Transportes und die Größe der Entfernungen schienen die Kräfte nur um so ausdauernder, den Eifer der Leute nur um so frischer zu machen.

Es ist ein eigen Ding um ein Schlachtfeld, einen Tag nach dem Kampfe! An allen Wegen, hinter allen Gebüschen, an allen freien Punkten, kurz, wohin der Blick sich richtet und so weit das Auge reicht: Leichen mit wachsbleichen oder rothen, an Augen und Lippen oft schwarzblauen Gesichtern, Leichen in jeder Stellung und Lage, deren gräßliche Verstümmelungen oft seltsam kontrastiren mit den lebhaften Farben und Zierarten der Uniformen. Dazwischen Pferdekadaver, umgestürzte Proviantwagen, Zeltstücke, Waffen und Ausrüstungsstücke jeglicher Art auf dem zerstampften und von Granaten zerwühlten Boden zerstreut; und

dazu überall der Brandgeruch aus den Dörfern, der weithin die Luft erfüllt.

Je höher wir kamen, um so dichter lagen die Leichen, deren Tornister — mit Schmerz muß ich es sagen! — während der Nacht geplündert waren, so sehr auch die Armeegendarmen das Schlachtfeld zu schützen gesucht hatten. Hier oben hatte man sich gepackt und Mann gegen Mann gefochten mit dem Säbel, dem Bajonnet, dem Kolben und zuletzt an der Erde gerungen. Der Kampf war hier zum Gemetzel geworden, und das Blut stand hier noch in großen Lachen. Man hatte in der höchsten Hitze des Kampfes kein Pardon gegeben und genommen. Daher fanden wir auch neben den vielen Leichen keine Leichtverwundete; die überhaupt noch lebten, waren fast ausnahmslos Moribunden, d. h. solche, welche der untersuchende Arzt auf dem jedem Verwundeten angehefteten Blättchen als Leidende bezeichnet hatte, deren Wunden binnen kurzer Zeit bestimmt zum Tode führen, und die den Transport ins Lazareth nicht aushalten würden*). Es ist schmerzlich, wenn man an solchen Soldaten vorübergehen muß, als hörte man nicht ihr Wimmern und ihre klagenden Bitten, und mir war es anfangs immer, als ob ich dadurch einen Mord auf meine Seele ladete, als ob sich das Rothe Kreuz meiner Armbinde entzündete und den Arm bis auf den Knochen durchbrannte; aber man läßt die Moribunden liegen, um nicht unnützer Weise Zeit zu verlieren, die man lieber denen zuwendet, wo noch etwas zu retten und zu erhalten ist. — Unter den Moribunden befand sich auch ein Artillerist, dessen kernige Natur sich noch fest an das Leben klammerte. Die im Rückgrat sitzende Kugel wurde ihm herausgenommen; er überstand glücklich diese schwierige und schmerzvolle Operation, ward aber nach genauer Untersuchung auch von unserem Chefarzt für

*) Natürlich geschieht dies, ohne daß sie selbst es merken; sie sind meist schon zu schwach, als daß sie das vorn in einem Knopfloch angebundene Täfelchen lesen könnten. Doch fand ich auch an dem oben geschilderten Tage einen jungen, allem Anschein nach den gebildeten Klassen angehörenden Soldaten vom Füsilierregiment Nr. 37, welcher, als ich hülfbereit zu ihm niederkniete, auf sein Täfelchen wies und mit heldenmüthiger Ruhe und fast mit einem gewissem Trotze die Worte sagte: „Ich danke, ich bin moribund!“ Er wandte sich ab und schien nicht das Bedürfniß zu haben, noch weiter Menschen um sich zu sehen. Als ich am Mittag (circa 5 Stunden später) wieder vorüber kam, ging ich nochmals zu ihm: er hatte ausgerungen. Ich schloß ihm mit Mühe die schon kalten Augen und sprach ein stilles Gebet.

Moribund erklärt. Man verließ ihn unter leeren Versprechungen. Es schien mir herzlos, einen noch Lebenden seinem Schicksal zu überlassen und ihn mit leeren Redensarten abzuspeisen. Ich mußte noch einmal hin, vielleicht konnte ich ihm als Theologe etwas nützen. Er klagte über Frost und wünschte zu trinken. Soviel es möglich war, erfüllte ich alle seine Wünsche. Da bat er mich wieder, ihn nach dem Lazareth oder nach dem Städtchen hinunter zu bringen. Ich erschrak; es wurde mir schwer, die vorher gehörten Ausflüchte und Versprechungen zu wiederholen, und dennoch mußte es sein. Tief erschüttert lehnte ich mich an den Apfelbaum zu Häupten des Sterbenden; jeder seiner schweren Seufzer ging mir wie ein Stich durchs Herz. Ich glaubte seit Weißenburg und Altstadt alle Schwäche überwunden zu haben; das Uebermaß von Unglück und Leiden, welches uns seit dem 4. August fast fortwährend umstöhnte, hatte uns allerdings dahin gebracht, daß wir ganz abgestumpft waren und nur noch mechanisch arbeiteten; wir waren seit 3 Tagen gewohnt, bei Amputationen und Resektionen ruhig zu assistiren, Sterbenden die Augen zuzudrücken und fortwährend über große Leichenfelder zu schreiten, — und nun plötzlich wieder bei diesem Einen diese schmerzliche Rührung?!

Von drüben her klangen auf einmal die Töne des schönen Liedes:

Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen,
Die tapfer kämpften den großen Lebenskampf! —
O, wenn auch wir ruh'n, wie all' die Seligen!
Wenn wir bestanden den schweren Lebenskampf!
Dann wird der Frieden sanft uns umfangen,
Und sel'ges Leben auch uns erfreuen.

Noch an den Baum gelehnt, begrüßte ich die Klänge mit einer namenlosen Empfindung. Ich könnte es ein langes, ungesprochenes Gebet nennen. Der frische Morgenwind, welcher mir die Klänge herüber trug, wehte mir zugleich auch Kühlung zu. Drüben begann der Gottesdienst. Eine andachtsvolle Stimmung zog in mein Herz und brachte mir wieder Frieden und Fassung. Mit einer Empfindung wie zum Todtenbett eines geliebten Freundes trat ich zum Lager dieses mir doch so ganz fremden Mannes. Ich legte ihm die Hand auf die heiße Dulderstirn; es schien ihm wohl zu thun, denn er lächelte sanft bei

verschlossenen Augen. Konnte ich ihm auch nicht helfen, er fühlte sich doch nicht verlassen, sondern umgeben von theilnehmender Liebe. Unwillkürlich war ich neben ihm ins Knie gesunken. Alles, was mich bewegte, alle Empfindungen, die mein Herz bestürmten, die Fürbitte für den Sterbenden und seine Angehörigen, der Gedanke an meine Eltern, an den Sieg unserer gerechten Sache, — Alles faßte ich in ein Gebet zusammen. Der Sterbende hatte während des Gebetes die Augen wieder geöffnet und andachtsvoll die Hände gefaltet. Die Gewalt des nahenden Todes hatte die Züge seines Angesichts schon berührt, aber aus den Augen strahlte noch das Feuer des Lebens in ungewöhnlicher Klarheit. Er streckte mir mit einem dankenden Blick die matte Hand entgegen; ich fühlte einen leisen Druck.

Während drüben die jubelnden Soldaten nach Beendigung des Gottesdienstes „die Wacht am Rhein" und das jetzt endlich beantwortete „Was ist des Deutschen Vaterland" erschallen ließen, entfernte ich mich schnell, um die Thränen zu verbergen.

Auf der nächsten Hügelhöhe blieb ich nochmals stehen. Da die Sonne, welche sich zeitweise hinter Wolken versteckt hielt, jetzt eben wieder glänzend hervortrat und die ganze Umgegend in ein Lichtmeer tauchte, so kam mir Alles so eigenthümlich licht und erhaben vor. Das ganze vergangene Leben mit all' seinen Freuden und Leiden, die politische Vergangenheit unseres Volkes und sein bisheriges vergebliches Streben lag wie ein dunkler Schatten hinter mir, und die Zukunft mit ihrer Einheit und Größe breitete sich ahnungsvoll vor mir aus, wie die Gefilde einer paradiesischen Landschaft. Ich fühlte den heiligen Vorsatz und betete zu Gott um Beistand, in Allem, was uns noch bevorstehen möchte, mit Manneskraft dazustehen und fest und ernst zu handeln. Hoffnung, Kraft, Freude, Entschluß, Zuversicht und Vertrauen füllten die ganze Seele aus. Es war ein feierlicher Sonntagsmorgen, ein Morgen, wie der gütige Gott ihn jedem Menschen in seinem Leben wenigstens einmal geben möge, damit Keiner sterbe, ohne wenigstens einmal empfunden zu haben, was Seine Nähe, was Christenthum, was christliche Opferwilligkeit und Todesfreudigkeit ist.

Das Sterbelager jenes Moribunden wurde für mich wieder ein Beitrag zu dem großen, unverlierbaren Schatz ernstester Lebenserfahrung, den ich aus dem Feldzuge mit in die Zukunft

genommen, und der mir sicherlich zu großem Segen gereichen wird, wenn ich einst im kirchlichen Amte unserem Volke werde zu dienen haben.*)

---

6. Im Bivouak bei Wörth.

Zwei Tage schon lagerten wir auf dem eroberten Schlachtfelde; es waren Tage der Arbeit und des Hungers gewesen. Alle Vorräthe, selbst das verschimmelte Brot, hatte man den armen Verwundeten und den erschöpften Soldaten gegeben; jetzt war man damit am Ende. Zwar hatten einige erfinderische Leute für Mittag noch eine kräftige Suppe zu bereiten gewußt, aber die erneute Arbeit hatte auch im Magen ein neues Verlangen erweckt. Mit Sehnsucht harrte man auf die Rückkehr der Mannschaften, welche vom Major mit dem Befehle ausgeschickt waren, Lebensmittel herbeizuschaffen und wäre es auch für die theuersten Preise. Die Kolonne war erschöpft von des Tages Last und Hitze und lauschte jetzt im Kreise gelagert den interessanten Erzählungen ihres verehrten Führers, welche er aus den mitgemachten Kämpfen in Algier mittheilte. Man sah es ihm an, wie er sich abmühte, den nagenden Hunger vergessen zu machen. — Rings um uns her herrschte eine tiefe Stille; das Aechzen und Stöhnen der Verwundeten im Städtchen da unten klang nicht bis zu uns, und die Todten, welche in unserer Nähe lagen, waren eine recht schweigsame Gesellschaft. Nur dann und wann tönte von den Höhen jenseit der Stadt ein Signal oder entferntes Lied; selbst die benachbarte Hauptstraße

---

*) In meinem Tagebuche stehen noch einige nicht gestrichene Namen, welche mich wie eine alte Schuld drücken. Am Nachmittage der Schlacht bei Wörth oder am folgenden Morgen erhielt ich u. a. auch den Auftrag, einen in Preuschdorf untergebrachten Hauptmann v. Mechow (6. oder 47. Regiment) „wenn transportabel“ nach Sulz zu bringen; ich fand aber keine Zeit, nach Preuschdorf zu gehen. Außerdem hatte ich mir die Namen dreier schwerverwundeter Offiziere zum Umqartieren notirt, da sie schlecht versorgt und wie verlassen in einem kleinen Hause lagen. Unser Doktor und ich haben sie im Drange der vielen Geschäfte und der stündlich sich mehrenden Aufgaben vergessen. Sollte einer dieser Herren: v. Classen, v. Wollenhaupt (beide vom Grenadierregiment Nr. 6) und Hauptmann Baron v. Wolff (Württemberger) noch leben, so bitte ich tausend Mal um Entschuldigung. Das, was ich mit meinen Kollegen an ihnen versäumt, ist anderen unglücklichen Kameraden zu Gute gekommen.

nach Sulz, auf der am Tage die rollenden Colonnen und die Gefangenentransporte kein Ende nehmen wollten, war jetzt leer und verlassen, nur daß hier und da ein vereinzelter Reiter dahinsprengte. Es war Alles so feierlich still in der Natur, als ahnte sie, daß heute Sonntag wäre, und die Sonne, welche am Tage fast immer hinter Wolken versteckt war, sandte auf einmal einige blitzende Strahlen über das weite Leichengefilde und vergoldete mit ihrem Schein auf einige Minuten die Spitzen der Erhöhungen in der Umgegend. Die Erzählungen waren verstummt, Jeder blickte der untergehenden Sonne nach, bis sie am Horizont versank und es rings zu dunkeln begann.

Unbeschreiblich ist das Gefühl, des Tages über mit Gottes Hülfe an dem großen Liebeswerke gearbeitet und dasselbe vollendet zu haben. Es giebt unter allen ruhigen Stimmungen keine köstlichere als die, wo der von übermenschlicher Anstrengung und Begeisterung ermattete Körper die Seele in ein stilles, befriedigendes Ausruhen hinabzieht.

Der Bauer, welcher mit seinem requirirten Wagen unsere Sachen fuhr, schleppte große Hopfenstangen herbei, und bald knisterte ein lustiges Feuer hoch empor, Licht und Wärme rings verbreitend. Die beiden im Sulzer Bahnhof erbeuteten Zelte wurden aufgeschlagen und mit Stroh wohnlich gemacht; die Pflöcke für die Pferde wurden von Neuem befestigt und die Wagen und Handkarren so aufgefahren, daß sie drei Seiten eines großen Vierecks bildeten, in dessen vierter Seite sich das helle Wachtfeuer befand. Mittlerweile waren die auf Requisition ausgeschickten Leute mit einem Fäßchen Rothwein zurückgekehrt, so daß man wenigstens etwas zu trinken hatte. Dadurch ward die Stimmung der Mannschaft wieder eine lustige und zufriedene; bald jagte ein Scherz den andern. Indem die Erfindungsgabe der Leute sich abmühte, die verschiedensten Mittel zur Erwerbung von Lebensmitteln vorzuschlagen, entfaltete sich allmälig eine so lebhafte Diskussion, daß man auf gemachten Vorschlag hin ein Parlament konstituirte, dessen Debatten sofort eröffnet wurden. Da der Baron in seiner Eigenschaft als langjähriges Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und mehrere andere Mitglieder als alte Burschenschafter die Leitung der Debatten und Handhabung der Tagesordnung gehörig verstanden, so war das Parlament bald in die lebhaftesten Debatten verwickelt. Die Redner der verschiedenen Parteischattirungen kämpften mit außer=

ordentlichem Eifer und der größten Lebhaftigkeit für die wichtigsten Fragen unserer Nationalökonomie, d. h. wie und woher Brot verschaffen, und wer von den gehabten Vorräthen das Meiste gegessen. — Erst die Ankunft unserer Kolonne 28, welche am ganzen Tage Leichtverwundete nach dem entfernten Sulz evakuirt hatte, machte diesen ebenso interessanten als wichtigen Debatten ein Ende, indem denjenigen Rednern, welche das größte Wort geführt hatten, der Mund durch kleine Rationen von mitgebrachtem Schiffszwieback und rothen Rüben gestopft wurde. Vier mitgekommenen katholischen Ordensgeistlichen wurde ein Zelt eingeräumt, und nach Eintheilung und Bestimmung der Wachen begab sich Alles zur Ruhe und suchte Jeder in dem übrig gebliebenen Zelt oder auf dem Bock der Wagen und im Innern der Handkarren ein trockenes Plätzchen gegen den fein herabrieselnden Regen.

Es war Befehl gegeben worden, die Wachen stündlich abzulösen, und hiernach die Kolonne beim Abendappell der Reihe nach in die einzelnen Ablösungsnummern eingetheilt. Kam nun die Zeit der Ablösung heran, so wußten die Wachehabenden wohl, wer ihre Nachfolger waren, nicht aber, wo dieselben vor dem Regen Schutz gesucht hatten. In Folge dessen begann nun ein Rufen und Suchen, daß das ganze Lager lebendig wurde und die aus dem Schlaf Gestörten ärgerlich empor fuhren, bis dann die donnernde Stimme des Majors aus dem Innern des einen Wagens Alles wieder zur Ruhe brachte. Doch da sich dies Manöver in jeder Stunde erneuerte, so war an Schlaf nicht zu denken, auch wenn man wirklich ein trockenes oder warmes Plätzchen gehabt hätte.

Um 2 Uhr kam ich an die Reihe. Zitternd vor Frost und schon ganz durchnäßt trat ich mit dem Flügelmann meiner Kolonne die Wache an, nachdem uns die Waffen in Gestalt von zwei kurzen französischen Haubayonnettes übergeben waren. Unsere Aufgabe bestand darin, durch fortwährendes Patrouilliren um unser Lager herum dasselbe vor dem Gesindel zu behüten, welches Nachts sich auf dem Schlachtfelde herumtreibt, ferner auf die Pferde zu achten und dann auch zugleich das große Bivouakfeuer in Brand zu erhalten. — Während nun mein Kollege das Feuer schürte, umschlich ich den Wagenpark, ohne jedoch in der ersten halben Stunde das geringste Verdächtige zu bemerken. Von Zeit zu Zeit ging ich zum Feuer, um mich ein wenig zu

erwärmen und die durchnäßte Decke zu trocknen. Als ich wieder einmal meinen Umgang hielt, hörte ich ganz deutlich den Schritt eines Mannes; ich lauschte und bemerkte endlich, daß sich Jemand in den Hopfenstangen befand, die ungefähr 50 Schritt von uns entfernt waren. Ein verabredeter Pfiff rief meinen Kollegen herbei, und auch er vernahm auf jener Seite, welche wegen der davorstehenden Wagen vom Schein des Feuers nicht getroffen wurde, die Schritte eines lebenden Wesens. Nach kurzer Berathung, ob wir noch mehr Leute wecken sollten oder nicht, beschlossen wir, obgleich wir keine Schußwaffe hatten, allein zu handeln. Vorsichtig schlichen wir uns in einem Abstand von 15—20 Schritt im Dunkel der Regennacht immer näher und näher an das Hopfenfeld heran, von wo wir jetzt ganz deutlich ein Geräusch vernahmen, das dem Schaufeln eines Arbeiters nicht unähnlich erschien. Aha! das ist eine jener verfluchten Kanaillen, welche unsere Todten und Verwundeten immer ausplündern; alle Bilder und Geschichten, die ich von diesen Hyänen des Schlachtfeldes gesehen und gehört, schossen mir plötzlich durchs Gehirn. Schon wollte ich meinem Kameraden das Zeichen zum Zurückgehen geben, um noch Unterstützung zu holen, als ich bemerkte, wie der Kerl plötzlich sich mir näherte. „Halt, wer da!" — keine Antwort. Wahrscheinlich ist er ein Franzose, dachte ich: „Qui vive? He, là bas, répondez, ou je tirai toute de suite, — qui vive?" Ich glaubte den Kerl durch die Lüge, daß ich ein Gewehr hätte, einzuschüchtern, bemerkte aber, als ich mich zum Schutze gegen einen Schuß seinerseits gebückt hatte, daß die dunkle Gestalt aus den hohen Hopfenstangen heraustrat und nach kurzer Pause wieder einige Schritte zu mir herantrat. Mein Herz klopfte fast hörbar; als ich jedoch sah, wie mein Kollege einer Katze gleich von links her sich dem stummen Gegner näherte, packte auch ich mein Seitengewehr, das ich ja als Student und Schüler Roux's ganz leidlich zu führen gelernt hatte, wieder fest und ging vor, obwohl ich durch die Ungewißheit, welche Waffe mein Gegner in der Hand habe, doch ein wenig befangen und beklommen war. Als ich eben, wohlweislich aber geduckt, den nur sechs Schritt von mir entfernten Mann wieder mit einem kräftigen „Qui vive?" anbrüllte, erhob sich lachend mein Gefährte, um sich dem Gegenstande zu nähern: „Ein Pferd, das ist ein Pferd." Und richtig, bei diesem Ruf trabte der Gegenstand nach rechts, mir jetzt seine Breitseite zeigend, blieb jedoch

gleich wieder stehen, so daß wir uns ihm nähern konnten. Kaum herangetreten, riefen wir Beide wie aus einem Munde: ein Esel! Ja, ein Esel, und noch dazu ein echtes Grauchen, das sich ruhig anfassen ließ und nur bisweilen recht verschmitzt die langen Ohren bewegte, als ob es sagen wollte, „ja, ja, ich habe Alles verstanden, was ihr mir zugerufen." Leider konnte der Esel uns nicht sagen, woher er eigentlich stammte, ob er einem Bauer der Umgegend entlaufen oder ob er zu einer französischen Ambulance gehört habe, und so jagten wir ihn denn nach einigem Streicheln wieder in die Nacht hinaus, wo er sich hoffentlich das Kraut wird haben wohlschmecken lassen.

Wir aber gingen beschämt wieder zu unserem einsamen Lager zurück, wo wir bei den starken Gutturaltönen unseres schlafenden Vorspannbauers das unterdeß erloschene Feuer mühsam wieder in Brand bringen mußten. Als wir uns noch stritten, ob es ein Esel oder Maulesel gewesen sei, näherte sich auf einmal ein wirklicher Mensch dem Feuer. Schnell zogen wir unsere Plempe und riefen dem neuen Ankömmling „Werda" entgegen. „Gut Freund!" scholl es zurück, und als wir uns der Gestalt näherten, fanden wir, daß es ein armer Verwundeter war, der sich aus der Ferne zu unserem Feuer mühsam begeben hatte, um hier vielleicht etwas zu essen zu bekommen. Leider konnten wir ihm außer etwas Rothwein nichts geben. Sein Verband wurde erneuert, und nachdem er sich ein wenig gewärmt hatte, führte ihn der Seemann aus unserer Kolonne nach der zehn Minuten entfernten Mühle, um dort für ihn einen trockenen, wo möglich geschlossenen Raum zu suchen.

Obgleich unsere Ablösung bald kam, so blieben wir doch noch den übrigen Theil der Nacht beim Feuer sitzen, da man hier durch die Hitze desselben wenigstens eine Körperseite warm und trocken erhalten konnte.

Als wir am anderen Tage unser nasses Bivouak abbrachen und dem Hauptquartier nach Merzweiler folgten, da glaubte ich, daß mein nächtliches Abenteuer vergessen sein würde. Aber bald wurde die Sache ruchbar und noch so manchmal wurde ich dann an den bewaffneten Esel von Wörth erinnert.

---

7. Quartier in Zützendorf.

Zützendorf, 10. August.

Nachdem wir sowohl am Tage der Schlacht, als auch am darauf folgenden unserer Pflicht in Wörth genügt hatten, rückten wir am 3. Tage darauf morgens 5 Uhr aus dem Bivouac, um dem Hauptquartier, welches heute hier in Obermodern und Zützendorf liegt, zu folgen.

Als wir durch das Städtchen Wörth fuhren und so zu sagen ohne Arbeit und mit Muße den Ort noch einmal betrachten konnten, da sahen und empfanden wir erst, welches Elend hier herrscht und was den Einwohnern noch bevorsteht. Trotzdem am Tage vorher die einzelnen Regimenter ihre Officiere und Mannschaften feierlich bestattet hatten, und viele von den Franzosen durch die Einwohner schon eingescharrt waren, so lagen doch alle Häuser und Gärten noch so voll von Leichnamen, daß die Luft schon ganz verpestet war. Was soll nun erst daraus werden, wenn die Wunden der armen Soldaten zu eitern anfangen und die schon an sich schlechte Luft noch mehr verpesten?! Das Lazarethfieber und die Cholera müssen da nothwendiger Weise entstehen und unter Soldaten und Einwohnern ihre furchtbare Ernte halten. Rechnet man hierzu noch den vorläufigen Mangel an Wasser, Wein und Eßwaaren, so kann man sich annähernd ein Bild machen von der Lage, in welcher sich die armen Verwundeten, trotz der zahlreichen Evacuationen nach Sulz, noch befinden. Zwar sind Aerzte, Johanniter, Malteser, barmherzige Schwestern und freiwillige Pfleger in Menge hier, allein die Masse der Verwundeten, die überall in jedem Hause und jeder Scheuer liegen und zwar theilweise noch untermischt mit Todten, ist zu groß, die Bevölkerung thut sehr wenig, obgleich auch die französischen Verwundeten uns noch aufgebürdet sind. Der bejammernswerthe Zustand, in welchen dieselben dadurch gebracht sind, daß die französische Regierung ihren Militairärzten so schlechte Instructionen und keine Neutralitätszeichen gegeben hat, fällt ganz allein dieser zur Last, und selbst französische Officiere, welche durch uns nach Sulz transportirt wurden, haben ganz unverhohlen dieses Benehmen ihrer Regierung getadelt. — Aber wie gewöhnlich bringen diese Herren ihren Tadel erst dann an, wenn es bereits zu spät ist.

Wenn man nun glaubt, daß sich der Kreis des Elends und

namenlosen Unglücks auf Wörth selbst beschränkt, so irrt man sich sehr. Tritt man aus der Stadt heraus, so schreitet man auf einem Leichenfelde in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die Todten liegen auf allen Hügeln und in allen Thaleinschnitten. Die gräßlichsten Verstümmelungen, die abscheulichsten Gesichtsverzerrungen kann man hier schauen. Während unsere Braven meistens mit Ruhe und Ergebenheit gestorben sind, haben die Gesichter der Franzosen fast durchgehends den Todeskampf noch in den kalten Zügen, kann man noch aus den geballten Fäusten und verkrümmten Lagen derselben ersehen, wie schwer ihnen der Abschied vom Leben geworden und wie sehr sie noch mit dem Todesengel gerungen haben. Natürlich kann hier nur von solchen die Rede sein, bei denen der Tod nicht augenblicklich erfolgt war. Die Türkos und Zuaven vor allem lassen Einen tief in die Nachtseite des menschlichen Lebens blicken, und zeigen Einem noch im Tode, wie roh und wild der Charakter dieser Bestien ist, wenn überhaupt von Charakter bei solchen Menschen noch die Rede sein kann. Hier erst auf dem Schlachtfelde sieht man ein, wie dankbar wir dem Schlachtenlenker da droben sein müssen, der uns und unser geliebtes deutsches Vaterland vor solchen Kanaillen bewahrt hat, die nicht einmal ihre soidisants Landsleute verschonen und selbst die Franzosen ausplündern und berauben. Fluch über diesen Bösewicht, der es wagte, diese trunkenen Kohorten hierher nach dem zivilisirten Europa zu bringen und sie wie losgelassene Bestien auf unsere Soldaten hetzte! Wenn die Geschichte sich nicht selbst ins Gesicht schlagen will und wenn sie in Wahrheit das Weltgericht ist, so wird, so muß der schließliche Sieg unser sein.

Da ich und überhaupt unsere beiden Johanniterabtheilungen mehr auf der südwestlichen Seite und auf den Hügeln und Weinbergen des dortigen Kampfplatzes thätig waren, so mußten wir beim Anblick des südöstlichen Theiles, also unseres linken Flügels wahrhaft erschrecken. Wenn auch der Kampf in der Nähe des zu europäischer Berühmtheit gelangten weißen Winzerhäuschens sehr heiß war, und an einzelnen Stellen das Wogen des Schlachtenglückes geradezu furchtbare Spuren zurückgelassen hatte, so war doch das Ringen durch die gedeckte Gegend und die Weinberge meist auf Einzelkampf beschränkt gewesen. Anders hier in südöstlicher Gegend. Zwar waren hier unsere Truppen viel schneller fertig, und hatten nach 3—4 Stunden ihre Gegner

so bemeistert, daß dieselben sich gezwungen sahen, sich auf Fröschweiler zurückzuziehen, aber trotzdem war hier der Kampf blutiger und opferreicher. An einzelnen Punkten, wo die Gegner sich durch Schnellfeuer anpacken konnten, lagen die Todten massenhaft; und wenn man sich noch die vielen Hunderte von schon weggebrachten Verwundeten hinzudenkt, so muß es hier auf Schritt und Tritt gräßlich ausgesehen haben.

Doch wir konnten uns nicht lange mit solchen Betrachtungen aufhalten, wir mußten weiter und uns durch die endlosen Wagenkolonnen hindurchzwängen, um zur rechten Zeit an unserm Bestimmungsorte anzukommen, eine Aufgabe, die bei dem durch die Artillerie vollständig zerfahrenen Hohlwege gerade keine kleine zu nennen war. Bald gelangten wir nach dem Dorfe Fröschweiler, welches von unserer Artillerie in Brand geschossen war, um den Franzosen den Rückzug zu erschweren und womöglich dort aufgefahrene Pulverkarren in die Luft zu sprengen. Infolgedessen sah denn auch das früher so schöne, weil reiche Dorf wahrhaft schrecklich aus. Alle Häuser standen leer, kaum daß hier und da zwischen unsern Soldaten ein Bauer zu erblicken war. Mit furchtbarer Präcision hatten unsere Artilleristen die ersten Häuser und vor allem die schöne Kirche zerstört. Schwarzgeräucherte kahle Wände und verkohlte Balken zeugten nur noch von der Größe des Brandes, der von Nachmittags 2 Uhr bis zum andern Morgen gewährt hatte. Wir hatten jetzt vor uns die Kehrseite unserer Freude, daß 3 Dörfer zu gleicher Zeit den Franzosen im Rücken angezündet waren. — Doch mit Sentimentalitäten darf man sich hier im Kriege nicht befassen und alle Gefühle müssen sich zeitweis unter dem einen Gesetze und dem einen Gedanken beugen, dem Feinde möglichst viel Schaden zuzufügen. Wie in Fröschweiler, so lagen auch auf der ganzen Straße bis Hagenau überall festgefahrene und umgeworfene Karren und Wagen, meistentheils von Soldaten und den Hyänen des Schlachtfeldes, welche sich aus den Franzosen selbst rekrutiren, ausgeplündert. Die Württemberger und Bayern hatten einige derartige Subjecte erwischt und ohne weiteres zu Nutz und Frommen der guten Elsässer und zur Zierrath der Chaussee an die Bäume geknüpft.

Die von den Franzosen weggeworfenen Waffen sollen schon theilweis aufgelesen sein, aber die Menge, welche davon noch dalag, war uns ein Beweis von der völligen Niederlage der

Mac Mahon'schen Armee. Besonders haben unsere gelben Nachod-Dragoner und die bayrischen Reiter den Herren Rothhosen 3—4 Stunden weit noch gehörig heimgeleuchtet und den französischen Ulanen und stolzen Cürrassieren gezeigt, daß sie ihnen weit überlegen sind. Eine Unmasse von Gepäck, Proviant u. s. w., ja sogar die Wagen des Mac Mahon und seiner Demimonde-Begleitung, ist die Beute dieser Hatz, welche so stürmisch war, daß sonst die so sehr gerühmten französischen Cürrassiere ihre Palasche weggeworfen hatten.

An einer Stelle lagen, dicht neben einem jener allerliebsten Wagen der Cantinieren, Armaturstücke von Ulanen in so reicher Anzahl, daß ich mich veranlaßt fand, einen neuen Offizier-Tschaco aufzunehmen, welcher sauber mit einem Ueberzug nach Art der bayrischen, überzogen war. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich bei näherer Untersuchung fand, daß derselbe nur aus gepreßter Pappe, mit dünn aufgeklebtem Leder fabricirt war! Ist das eine feldmäßige Ausrüstung — oder nur ein Paradestück für den zum 15. August angesagten Einzug in Berlin? —

Wie der Kronprinz von Württemberg erzählt haben soll, hat der Kaiser an die Kaiserin Eugenie telegraphirt: „l'armée de Mac Mahon n'existe plus,“ und er hat diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen; er hätte nur noch hinzufügen sollen, daß es nicht eine défaite, sondern eine vollständige déroute gewesen, eine so vollständige, daß selbst den Herren Parisern, die nur offizielle Berichte zu lesen bekommen und denen selbst von einer victoire de Wissembourg vorgelogen war, jetzt nicht nur ein Licht, sondern gleich ein ganzer Seifensieder aufgegangen sein wird.

Da wir hier in Zützendorf in dem großen Saale der Mairie einquartirt sind, wo sich außer einem blau-weiß-rothen Banner und einigen Stühlen nichts weiter vorfindet, so flüchtet sich Alles in die Dorfschenke, wo sich auch, wie eine norddeutsche Fahne anzeigt, das Offizierkasino befindet, d. h. der Marketender des Hauptquartiers sich niedergelassen hat. Hier finden sich denn Offiziere aller Grade, offizielle und offiziöse Raporter, Mediziner und Johanniter zusammen, um sich bei einem Trunke Wein oder Bier, an dem der Preis noch das beste ist, zu erholen und die neuesten Nachrichten und Gerüchte gegenseitig auszutauschen.

Alle Offiziere und Prinzen stimmen in der Ansicht überein, daß das Chassepotgewehr eine sehr respectable Waffe ist, welche unser Zündnadelgewehr bei weitem übertrifft. Trotzdem hofft man mit dem Zündnadelgewehr in der Hand unserer tüchtig exerzirten Soldaten mehr auszurichten, als die Franzosen, welche durch ihr Gewehr sich zu leicht zu wahrhaft unsinnigem Schießen verleiten lassen. — Hat sich nun Chassepot bewährt, so ist dies doch durchaus nicht der Fall mit den Mitrailleusen. Es war, wie bei so vielen Sachen der Franzosen, viel Geschrei und wenig Wolle. Ein alter biederer Unteroffizier der 47 er meinte heut, daß sie alle viel lieber eine Mitrailleusenbatterie nähmen, als Kanonen, denn letztere richteten mit ihren Granaten immer viel größeren Schaden an. Und er hat Recht; denn bei dem kleinen Zerstreuungskegel derselben werden immer nur 2—3 Mann getroffen, die dann allerdings 4—6 und noch mehr Kugeln erhalten, wie wir bei vielen Verwundeten zu beobachten Gelegenheit hatten. Aber wozu diese Verschwendung? Genügt nicht schon eine Kugel, um einen Mann untauglich zu machen und zu tödten? Alle jene Mittheilungen von niedergeschmetterten Bataillonen gehören in das Reich jener frommen Wünsche, die sich die Franzosen als Thatsachen so lange gegenseitig vorlügen, bis sie selbst daran glauben.

Unter andern lieben Bekannten trafen wir hier auch den von uns hochverehrten Bleibtreu, welcher als einer der vom Kronprinzen Eingeladenen mit Gustav Freitag zusammen einen Wagen Sr. kgl. Hoheit zu seiner Verfügung hat. Er erzählte uns in seiner herzinnigen Weise seine Studienreise bei Wörth, welche, so einfach sie auch ist, doch so recht die Herzensgüte und Naivität dieses ausgezeichneten Mannes charakterisirt. Er schloß sich nämlich den Württembergern auf jener Seite, wo das 11. Armeekorps eingriff, an, um im Kugelregen seine Studien zu machen. Wie alle Herren im Gefolge des Kronprinzen, welche keine militärische Charge bekleiden, so trug auch er eine Neutralitätsbinde. Aber kaum war er auf dem Schlachtfelde erschienen, als ein schwerverwundeter und dabei großer Kanonier sich zu ihm schleppte, um sich von dem vermeintlichen Doktor verbinden zu lassen. Dieser verneinte nun zwar, ein Arzt zu sein, erbot sich aber, den Verwundeten, dessen Zustand wirklich bejammernswerth war, bis zum nächsten Verbandplatz zu bringen. Und nun schleppte er den schweren Artilleristen eine halbe

Stunde weit, ehe er einen Arzt oder Verbandplatz antraf. Jeder, der die kleine Figur des guten Bleibtreu kennt, wird begreifen, daß nach dieser mühevollen Arbeit von den beabsichtigten Studien nicht mehr die Rede sein konnte. —

8. Marsch durch die Vogesen und Quartier in Lohr.

Lohr, an der Grenze von Lothringen, 11. Aug.

Regen und immer Regen! Unser alter Schlachtenfreund wird mit seiner steten Begleitung doch ein wenig unangenehm, und alle Tage mit nassem Zeuge ins Quartier zu kommen, ohne Gelegenheit und andere Sachen zum Trocknen und Wechseln zu haben, muß allmählig die kräftigste Natur ruiniren. Zwar tröstet man sich gegenseitig mit dem Gedanken, daß dies Wetter für die Verwundeten hinter uns und für die Gesunden vor uns auf dem Marsche das beste und gesundeste sei — „aber allzuviel ist ungesund." Doch da die Wege durch den Regen noch nicht gelitten hatten, so haben wir heute durch die gefürchteten Vogesen einen angenehmeren Weg gehabt, als wir bei diesem trüben Wetter und nach den bösen Gerichten vermuthet hatten. Gestern Nachmittag und Abend tönte von den Defileen der Vogesen ununterbrochener Donner der schweren Geschütze. Aus dem Schlosse Lichtenberg hatten wir dicke Rauchwolken aufsteigen gesehen, ohne daß bis jetzt Nachricht über die erwartete Uebergabe der kleinen Bergveste eingelaufen war. Auch von Pfalzburg war noch keine bestimmte Meldung gekommen, — kurz, wir hatten uns auf einen gefährlichen Marsch gefaßt gemacht, und nun hatte sich das Ganze zu einer allerliebsten Gebirgstour gestaltet.

Unser Weg führte, langsam aufsteigend, durch ein liebliches Hügelland und die schönsten Buchenwaldungen. Der Regen hatte nachgelassen; es war uns Allen deshalb höchst willkommen, als das Kommando „absitzen" erscholl, um den Pferden ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Rüstig marschirten wir in der angenehmen Kühle dahin, lustige Studenten- und Soldatenlieder erfüllten die Luft und lockten die sangeskundigen Pioniere herbei, die von jeher unsere treuen Begleiter gewesen und auch heute wieder von Ober-Moddern zu uns gestoßen waren. An

Gefahren dachte Niemand, und wenn hie und da an die Franctireurs erinnert wurde, die sich möglicherweise in den Wäldern versteckt hätten, so gab einer dieser wackern Telegraphenleute den Trost, daß er sich dann sofort seine Pfeife anstecken werde, und man könne überzeugt sein, daß die Franzosen, wenn sie diesen Liebesgaben-Pfälzer röchen, sofort „sich nach hinten concentriren" würden.

Alles ringsum athmete Ruhe und Frieden, und je weiter wir kamen, um so reicher und mannigfaltiger entwickelte sich die Schönheit der Vogesenberge. Die Buchenwälder unten in den Thälern und oben auf den Bergen sind so frisch und saftig; die Dörfer, welche dort am Abhange mit ihren geschmückten Giebeln aus dem dunkeln Grün hervorlugen, so malerisch; die Gruppen der gaffenden Landleute so gutmüthig und ächt Deutsch; die Luft so klar und rein, die Berge in der Ferne so duftig hingehaucht, — daß man wähnt, sich weit weg in dem lieben Thüringen zu befinden und den Krieg vollständig vergißt. — In Weitersweiler wurde erst einmal tüchtig gestärkt und dann ging's weiter in die Berge hinein. Der Kronprinz, welcher eben freundlich grüßend passirt war, hält mit seinem Stabe links von der Chaussee. Das glänzende Gefolge von Fürsten und Offizieren lagert sich malerisch im Kreise, während die Westpreußischen Ulanen den Schutz des Hauptquartiers übernahmen. Für uns erschallt das Kommando „aufsitzen", und fort geht's im scharfen Trabe. Die Luft wird merkbar kühler; aber kaum haben wir uns in unsere Decken gehüllt, um recht gemüthlich die Schönheiten der Landschaft genießen zu können, da heißt's schon wieder „absitzen". Die Straße steigt mehr und mehr, das Thal zur Linken, in dem vor kurzem noch der Pfiff der Lokomotive erscholl, senkt sich immer tiefer und eröffnet bei jeder Biegung des Weges prächtigere Aussichten. Noch eine scharfe Wendung, und das alte Lützelstein mit seinen dunkeln Mauern und seiner malerischen Aussicht liegt vor uns auf senkrecht nach dem Zornthal abfallenden Felsen. Die kleine Veste beherrscht die Eisenbahn und den Rhein-Marne-Kanal, welche beide im Thale der Zorn sich durch Tunnel und über Viadukte dahinschlängeln. Bei der Tragweite der jetzigen Geschütze hat die kleine Burg fast alle Bedeutung verloren, aber trotzdem hätte sie in Gemeinschaft mit Pfalzburg und Lichtenberg den Vormarsch unserer Armee eine Zeit lang hindern können, indem sich an sie an-

lehnend eine entschlossene Abtheilung in dem waldigen und hügeligen Terrain hätte festsetzen können. Daß dies nicht geschehen, beweist wiederum, wie groß und entmuthigend für die Franzosen die Niederlage von Wörth gewesen, und wie nachhaltig die Verfolgung unserer Reiterei.

Daß das Lützelburger Schloß früher sich besser hat vertheidigen lassen, meldet uns schon der alte Sebastian Münster in seiner Kosmographie: „Pfalzgraffe Friederich lag im jar 1453 neun Wochen vor der Stadt und dem Schloss, bis er beide genommen. Aber die Lützelsteiner Graffen kamen bei der Nacht darvon, vnd sturben zuletzt im ellend, darvon ein Lied gemacht ward, das facht also an: Man hört die Büchsen sausen, Zu Lützelstein an der Mawr, Es möcht wohl manchem grawsen etc. Die Stadt und Schloss haben einen guten Zoll vnd seind ein Schlüssel in das Westereich.“ Man sieht aus dieser letzten Bemerkung, daß der gute Sebastian Münster ein besserer Stratege gewesen, als Mac Mahon und de Failly, welche diesen „Schlüssel in das Westereich“ gar nicht vertheidigt und so schlecht befestigt hatten, daß die mit der Vertheidigung beauftragten 300 Mann es vorzogen, sich aus dem Fort schleunigst zu entfernen, als unsere Truppen vor demselben erschienen. Jetzt flatterte lustig die schwarz-weiße Flagge im Winde und der dabei stehende Posten blickte mit erhabener Miene in das vor ihm ausgebreitete lachende Land, ohne sich durch das Hurrah, mit welchem die tapferen 58er die Höhe begrüßten, nur im mindesten aus seiner philosophischen Ruhe stören zu lassen. Lützelburg selbst unter dem Namen La petite Pierre schon zum Département de la Meurthe gehörig, ist eins jener interessanten Felsennester mit ächt altdeutschem Gepräge, wie man sie noch bisweilen in Süddeutschland und der Schweiz mit alten Bastionen und dunklem Gemäuer vorfindet. Noch nachher, als wir das malerisch gelegene alte Städtchen schon längst passirt hatten, mußten wir immer und immer wieder nach ihm zurückblicken, denn je weiter wir rückten und je mehr durch die Biegung der Straße von dem steilen Felsen und der grünen Tiefe frei wurde, um so entzückender wurde das Panorama. Das Kommando „Aufsitzen, Tra—ab!“ zwingt uns, von dem herrlichen Bilde Abschied zu nehmen. Doch auch vor uns entfaltet sich eine neue Aussicht. Noch eine Anhöhe, und vor unseren trunkenen Blicken dehnen sich die fruchtbaren Ebenen Lothringens weit aus und scheinen

sich am Horizonte mit dem Himmel zu vereinigen. Zu unserer Linken ziehen sich noch eine Zeit lang die entzückend schönen Waldthäler dahin, dann kommen große Wiesen mit saftigem Grün, auf denen sich jetzt einige Trupps Ochsen und Kühe malerisch um die treibenden Bayern gruppirt haben. Dazwischen sieht man streckenweis den Kanal und die Eisenbahn hervorkommen, um die Route imperiale zu begleiten und mit ihren hohen Pappeln und schwer beladenen Obstbäumen, mit ihren Dämmen, Viadukten und Brücken das schöne Bild zu vervollständigen. Hier und da glänzt auch mit seinem weißen Gemäuer eine großstädtische Villa aus dunklen Tannen hervor, die mit ihren rauschenden Wipfeln fortwährend winken, als wollten sie uns einladend zurufen: kommt hier her, bei uns ist es wohnlich und schön. Doch vorüber geht es, immer fort im rasenden Galopp. Unter uns im Thale sehen wir schon aus den Obstbäumen mehrere Dörfer hervorleuchten. Dort ist unser Ziel.

Nach einer halben Stunde haben wir die Dörfer erreicht. Während die erste Staffel des Hauptquartiers in Petersbach verbleibt, werden wir in dem kleinern Dorfe Lohr einquartiert. Ist auch die Zahl der unterzubringenden Mannschaften groß und sind auch die Leute hier sehr arm, so herrscht doch überall Zufriedenheit und Freude. Die Einwohner, alle noch gut Deutsch in Sitte und Sprache, freuen sich darüber, daß wir keine Schandthaten verüben, wie ihnen vom Maire und den Lügenjournalen gesagt war, und die vielen Herzöge und Prinzen sind auch zufrieden mit ihren bescheidenen Quartieren, weil sie sehen, wie bereitwillig ihnen Alles von den Bewohnern des Dorfes gegeben wird.

Unsere Kolonnen bekamen nach einigem Warten das Schulzimmer des Dorfes als Quartier angewiesen und in Bezug auf Verpflegung und Streu wies man uns an die Bauern, die noch keine Einquartierung hatten. — Nach dem Abendappell ging es hinaus vor das Dorf, um die herrliche Umgegend zu durchstreifen und von den kleinen Hügeln in der Nähe die Umgegend und das idyllische Dörfchen besser betrachten zu können. Von Petersbach her schallen die Klänge der Abendmusik zu uns herüber; ist es Täuschung oder Wirklichkeit, auch die Marseillaise durchtönt die Luft: Das mourir pour la patrie aus den Hörnern unserer Truppen, und besonders von der Musik des tapfern 58. Regiments zu hören, das bei Weißenburg und Wörth die

französischen Regimenter so wacker auf die Probe stellte — wahrlich das giebt viel zu denken.

Bei der Rückkehr fanden wir fast alle Prinzen und Offiziere in lebhaftem Gespräch vor dem kleinen Gasthaus versammelt, aber auch sie wissen momentan nichts von den Kämpfen der I. und II. Armee. Es liegt aber etwas in der Luft.

Ganz Elsaß und das nordöstliche Lothringen gehören zum deutschen Sprachgebiet. Hierbei kann man so recht erkennen, was natürliche Grenze zu bedeuten hat, denn die Sprachgrenze folgt stets den Gebirgen und Höhenzügen, d. h. also den Wasserscheiden, nie aber den Flüssen selbst. — Gegen 1½ Million Einwohner in Frankreich sind deutsch, deutsch trotz der hundertjährigen Unterdrückung der Volkssprache und des deutschen Unterrichts. Doch alle Versuche der die Freiheit versprechenden Revolution und des ersten Napoleon, die deutsche Sprache und das deutsche Element in Elsaß und Lothringen zu vernichten, sind an der unverwüstlichen Widerstandskraft der deutschen Bauern gescheitert. Napoleon verbannte die deutsche Sprache aus den Schulen und suchte die Elsässer dadurch zu willfährigen Franzosen zu machen, daß er durch Vernichtung des deutschen Lehrer- und Predigerstandes das Volk zu verdummen suchte, und ihm eine Sprache bot, welche dasselbe heute nach 50 Jahren noch nicht angenommen hat. Daß durch diesen Afterzustand und dieses Zwittergebilde die deutsche Sitte, der protestantische Kern und die ächte Civilisation gelitten hat, ist leicht erklärlich, ebenso, daß infolge dieses Systems Verbrechen und Gemeinheit im Elsaß in steter Zunahme begriffen ist. Und findet man Gelegenheit, sich mit verwundeten oder gefangenen Zuaven viel zu unterhalten, so wird man finden, daß mindestens 15 Prozent sich aus verkommenen Elsässern und Lothringern recrutiren, die dann mit ihren Landsleuten von den andern Regimentern die von den Pariser Gamins und im südlichen Frankreich gelernten Untugenden nach der Heimath mitbrachten, um dadurch die Einfalt und das Glück der deutschen Familien zu vergiften.

Die Sprache hier im Elsaß und Deutsch-Lothringen ist genau dieselbe wie im Schwarzwald und in der nördlichen Schweiz, und viele unserer braven Württemberger waren nicht schlecht erstaunt, daß die Elsässer so gut „schwäbisch" reden konnten. Ja, ächt deutsch ist die Sprache; ächt deutsch sind nicht blos die Häuser mit ihren Giebeln und Vorbauten, sondern auch

die Hügel und der ganze Charakter des Landes, so daß sich jeder unbefangene Beobachter bei ihrem Anblick in die heimischen Gefilde des Harzes und der thüringischen Berge versetzt glaubt.

Interessant für uns war es, hier in diesem Quartier, in der Schule von Lohr, die neue französische Volksschule und die Art und Weise, wie dieselbe die von Paris aus gelieferte Civilisation importirt, kennen zu lernen. Der alte biedere Schulmeister theilte uns mit, daß der Religionsunterricht in deutscher Sprache, die Weltgeschichte aber in französischer gelehrt werden müsse. Recht bezeichnend für die Zustände! Da man eingesehen, daß das Volk sich seine deutsche Bibel und deutsche Predigt nicht nehmen lassen will, so verzichtet man hierbei vorläufig auf weiteren Druck, sucht aber wenigstens der Jugend durch die Geschichte der französischen gloire auch die Sucht nach victoire einzuimpfen! Und wie in diesen Lectionen, so geht der Riß und die Trennung der beiden Sprachen durch den ganzen Unterricht: Lesen und Geographie französisch, Rechnen und Naturlehre deutsch. Man kann sich deshalb leicht denken, in welche Confusion die armen Kinder und in welche Verzweiflung die armen Eltern gerathen, die dann schließlich, um nur aus diesem Sprachengemeng herauszukommen, zum Französisch ihre Zuflucht nehmen.

Und noch Eins! Wie in Ungarn die katholischen Deutschen unter dem amalgamirenden Einfluß der römischen Hierarchie und unter dem absorbirenden Drucke des staatlichen Absolutismus ihres nationalen Gepräges verlustig gegangen sind, während die siebenbürger evangelisch-protestantischen Sachsen unter allen Völkerstürmen, unter allem Kampf und Druck ihr Deutschthum sich bewahrt haben und so die treuesten Stützen des habsburger Kaiserhauses geblieben sind, — so haben auch hier im Elsaß und in Lothringen die katholischen Deutschen ihr Nationalgefühl eingebüßt und sich romanisiren lassen, während die lutherischen Deutschen noch bis heut ihrer nationalen Eigenart treu geblieben sind: Ein neuer schlagender Beweis für die Wahlverwandtschaft zwischen Deutschthum und Protestantismus.

Lohr, 12. August.

Gestern ging hier in der zweiten Staffel des Hauptquartiers das Gerücht, daß für heute eine größere Schlacht zu erwarten sei, die durch das Zusammengehen mit der II. Armee hoffentlich für diese Gegend eine entscheidende werden könne. Da es nun

auch den ganzen Abend und die ganze Nacht regnete, so stand die Sache und der Sieg bei uns schon fest, indem der Regen ja stets unser Schlachtenfreund gewesen. Man hat aber den Angriff, wie es scheint, verschoben, oder es ist dem Mac Mahon doch nicht gelungen, die Reste seiner Armee wieder zu sammeln und sich mit de Failly zu vereinigen — genug, wir haben heute noch einen Ruhetag, vorausgesetzt, daß kein Kanonendonner im Laufe des Tages zu hören ist. Und da man jetzt unsrerseits das Heft vollständig in der Hand hat, so kann unser Hauptquartier thun und lassen, was es will, ohne von den Herren Rothhosen mit ihren schnellen Beinen belästigt zu werden. Wir benutzen denn auch die Muße, um die hier in ziemlicher Anzahl angeschlagenen Proclamationen und amtlichen Depeschen zu lesen. Unter allem diesem Phrasenschwall hat uns aber keine so viel Spaß gemacht und dabei so viel zu denken gegeben, als die hier vorgefundene neueste Ministerial-Proclamation, welche mit den Worten anhebt: „Jetzt, Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt.“ Die übrigen noch folgenden Redensarten und Lügen sind dieselben wie früher; aber der Eingang ist neu. Nach Veröffentlichung der bekannten Benedetti'schen Vorschläge frug man sich vielfach, ob Napoleon ein größerer Dummkopf oder Schurke wäre. Jetzt tritt er selbst hin mit Beantwortung dieser Frage, indem er durch die neueste Proclamation seiner Minister gesteht, daß er sein Leben lang ein Schwindler gewesen. Schwindel und Lüge war es, wodurch er sich auf den Thron schwang, Schwindel und Lüge haben ihn fast 20 Jahre erhalten; jetzt, wo es mit dem Stück zu Ende geht, wo der Schwindel seinen Höhepunkt erreicht hat und nothwendig die Katastrophe eintritt, da ruft er seinem eben so lügnerischen Volke zu: „Jetzt, Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt.“ — Und zu derselben Zeit, wo er seinem Lande wieder Sand in die Augen streut, sucht auch das amtliche Blatt des Kaiserreichs die europäischen Völker auf „den preußischen Despotismus“ aufmerksam zu machen und mit dem europäischen Gleichgewicht im Munde „die Alliancen oder Sympathien Europa's“ zu erbetteln. Wahrlich, so lange ein Verbrecher noch kühn und kräftig auftritt, so lange ist er noch zu ertragen, wenn er aber ein kriechender Bettler wird, ist er verächtlich.

Saarburg, 13. August.

Heute Morgen 7 Uhr rückten wir aus Lohr und marschirten auf die Straße nach Saarburg, die sich bald an der Eisenbahn, bald am Rhein-Marne-Kanal entlang zieht. Kaum in dem kleinen mit Mauern und Thoren umgebenen Städtchen angekommen, wurde ich zu den Generalärzten Böger und Wilms befohlen, um mit nach Verwundeten und Kranken zu gehen, die sich in der Mairie befinden sollten. Und richtig, der ganze Saal derselben war mit kranken Deutschen und verwundeten Franzosen angefüllt. Die Generalärzte hatten natürlich nun wieder viel zu trösten, zu untersuchen und anzuweisen, zumal da der französische Arzt weder Sonnenstich noch Ruhr zu behandeln wußte und die barmherzigen Schwestern den Kopf verloren hatten.

Die Stadt selbst bildet die Sprachgrenzscheide, und geradezu merkwürdig ist es, wie die eine Hälfte noch deutsch, die andere (obere Stadt) aber schon französisch spricht. Daß unsere Wirthin eine Deutsche war, bewies weniger ihre Sprache (denn die würde selbst der größte Gallophage nicht haben definiren können), als vielmehr der Sauerkraut, der uns als „Diner" vorgesetzt wurde. Sie wußte, wie der alte Marquis in „Mademoiselle de la Seiglière", daß wir große mangeurs de choucroute wären, schien aber auch schon die Theorie der Liebesgaben sich angeeignet zu haben, indem sie weniger auf Qualität, als auf Quantität sah.

Auch in Saarburg waren an allen Ecken und Enden Proclamationen und Depeschen über angebliche Siege verbreitet, was aber die reicheren Leute und besonders auch die jungen Männer nicht abgehalten hatte, vor dem Heranrücken „der geschlagenen Preußen" Fersengeld zu geben. Eine große Masse der neuesten Zeitungen wurde entdeckt, aus denen man ersah, daß jetzt auch die vernünftigern Journale, wie der Siecle, Rappel 2c. von dem wahnsinnigen Taumel des französischen Volkes mit erfaßt sind. — Ich kann mir nicht versagen, aus der großen Blumenlese officieller Lügen und blühenden Unsinns heute einen Artikel aus dem „Rappel" vom 28. Juli anzuführen, in welchem Charles Hugo, Sohn des Victor Hugo, ein preußisches Regiment folgendermaßen schildert:

„Als ich vor einigen Jahren in Trier war, sah ich ein preußisches Regiment vorbeidefiliren. Das war etwas seltsam Ungewöhnliches. Wer ein preußisches Regiment marschiren sieht, hat eine feudale Cohorte gesehen. Das sieht sich lächerlich,

wild und beunruhigend an. Die Pickelhaube macht uns lachen, das martialische Aussehen aber zwingt uns zum Nachdenken. Nichts Fremdartigeres und nichts furchtbar Lächerlicheres als ein so schreckliches, mit einem Blitzableiter behelmtes Regiment. Man glaubt bei irgend einem Kriegs-Carneval zu sein. Der preußische Soldat ist ein als Mars coiffirter Chicard. Das Regiment defilirt, seht es euch an! Vorauf schreitet der Stabstrompeter (fanfaron). Es ist dies ein gesticulirender, buntscheckig aufgeputzter, tänzelnder, singender und schreiender Junge, der wie wahnsinnig in ein Blechinstrument bläst, das den ganzen Umfang der preußischen Militärmusik hält. Ein mißrathener Spaßmacher ist der fanfaron.

Das französische Regiment hat seinen Tambourmajor, das preußische seinen Stabstrompeter; Frankreich hat einen Riesen, Preußen den Zwerg. Hinter dem Stabstrompeter kommt die Musik mit ihren Pfeifen, Hörnern und flachen Trommeln, die zwei übereinandergestülpten Cymbeln gleichen. Nichts Wahnsinnigeres, als dies verteufelte Orchester. Alles Geräusch, Toben und Getöse stimmt sich wüthend zu einer undeutlichen, tiefgründlichen Symphonie zusammen, aus der man die musikalische Seele Deutschlands heraushört, und die mit der Wuth die Träumerei und Melancholie verbindet. Man möchte glauben, der Sturmwind spiele ein Stück von Beethoven auf. Nach der Musik marschirt der Obrist heran. Das ist eine rein unmögliche Persönlichkeit. Er trägt eine andere Uniform als die des Regiments; sie ist verbrämt, federgebuscht, vergoldet, gestickt, phantastisch und extravagant. Er ist behelmt, hat Epauletten mit großen Kugeln und den gezückten Säbel, und daran allein erkennt man seinen Rang. Er ist gefolgt von 12 Lakaien in großer Livrée und Haiducken, die Turbane aufhaben. Nach seinen Lakaien kommen seine Adjutanten. Denn in Preußen haben, wie in Frankreich die Generale, auch die Obristen Adjutanten. Es sind dies junge Leute, aber große Herren. Sie tragen auffällige Costüme. Sie sind hochfahrend und unbärtig. All das zusammen, der Stabstrompeter, die Musik, der Obrist, die Haiducken, die Adjutanten, spreizt sich, courbettirt, macht Sätze, bläst und schreit den Krieg aus, provocirt, fordert heraus, droht und verblüfft. Die schroffe deutsche Disciplin kündigt sich durch ein erstaunliches Capriccio an. Das ist zügellose Phantasie. Beethoven hat die Musik, Callot die

Costüme dazu gezeichnet. Man meint zu träumen. Sind das Gaukler oder Krieger? Wohin ziehen sie? In den Krieg. Das ist ein eigenthümlicher Todtentanz. Man erwartet Thespis mit preußischen Geschützen einziehen zu sehen. .... Eine Art teutonischer Wildheit hat sich in ihren Brauen eingenistet. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert an. Man meint, die Cimbern defiliren zu sehen. Die Barbarei zieht vorüber. Das ist nicht mehr die Maskerade, das ist die Todtenlegion. Diese Armee hat eine Heimath: den Norden, einen Ruhm: Waterloo, einen Helden: Blücher!

So sieht das preußische Regiment aus; wie ist das französische? Voran der Tambourmajor, bedeckt mit Stickereien, prächtig, lustig, kokett, stolz auf sich selber, auf seine Taille, auf seinen Schnurrbart, auf seine Uniform u. s. w. Er hat 6 Fuß, ist ein Coloß. Weil aber die hohe Statur nicht genügt, hat er noch eine Pelzmütze, darauf ein Käppchen und darüber den tricoloren Federbusch, das Schwingen seines Stabes mit Goldfransen, mit dem er um das Lächeln der Frauen auf dem Balkon der zweiten Stockwerke wirbt. Der Tambourmajor ist die einzig gestattete Phantasie des französischen Regiments. Nach ihm kommen die Tambours mit ihren kleinen Lederschürzen am linken Beine, darüber die kupferne Trommel. Sie schlagen die Wirbel mit einer erstaunlichen Präcision, alterniren mit der Musik und verstummen sofort auf das Kommando des Tambourmajors. Sie sind reizend, diese kleinen Trommler, wenn sie zur Reveille und zum Angriff schlagen. Kleber kannte sie schon und Danton hat sie geduzt. Sie sind die Stimme des Volkes und der Lärm der Nation. Nach ihnen die große französische Militärmusik. Nichts Hinreißenderes und Schöneres. Man glaubt der Seele des Vaterlands zu lauschen; Poesie, Harmonie, Freiheit, Befreiung, Humanität: alle diese erhabenen Noten liegen in der französischen Militärmusik. Sie ergreift den Soldaten bis in die verborgensten Fasern seiner Physis. Wenn diese Musik vorüberzieht, ist es, als ob Frankreich gleichzeitig sänge und zuhörte. Das ist die Musik der Freiwilligen, die Musik von 1792. Die große Trommel bedeutet Sambre-et-Meuse und der klingende Halbmond Valmy. Pfeifen, Hörner, Cymbeln, Flöten, Trompeten und Trommeln, all dieser Donner von 14 Armeen ist mit dem einzigen Worte „Marseillaise“ getauft. Nun defilirt das Regiment. Hier der Obrist, dort die Haupt-

leute, weiter die Lieutenants und Soldaten. Alle sind fröhlich. Die Offiziere schwingen ihre Säbel und die Soldaten tragen die Gewehre, wie es ihnen beliebt. All diese Männer sind passiv, und dennoch verleugnet keiner seinen freien Willen und sein Selbstbewußtsein. Er ist keine Maschine, sondern menschlich, brüderlich. Er hat den Cultus für seine Familie, wie für seine Nation. Diese Armee hat ein Vaterland, ist aufgeklärt; sie hat ihren Ruhm: die Revolution, ihren Helden: Marceau." —

Was soll man einem solchen haarsträubenden Blödsinn, solchen Phrasen gegenüber sagen? Und das ist nicht etwa ein Verehrer des Decembermannes; wie mag es nun erst in den Köpfen der andern Franzosen aussehen, wenn ein solcher Republikaner in solchem Wahnsinn spricht? Mag man eine französische Zeitung nehmen, welche man will, von jedweder Parteifärbung*) — und man wird finden, daß alle ohne Ausnahme gefüllt sind mit Lügen, Phrasen und Phantastereien. Hoffentlich wird der gegenwärtige Aderlaß auch heilsam auf die erhitzten Köpfe dieser demoralisirten Republikaner wirken.

---

9. Blamont.

Blamont, 14. August.

Nach einem heißen und langweiligen Marsch sind wir à grande vitesse hier in dem reinlichen Städtchen Blamont, früher Blankenburg geheißen, gegen Mittag angelangt, fanden aber auch hier schon sämmtliche Kaufläden und öffentliche Lokale geschlossen und die zurückgebliebene Bevölkerung in einer sehr gereizten und widerwilligen Stimmung. Merkte man schon in Saarburg, daß man sich auf der Grenze des deutschen und französischen Wesens befand, so sieht hier Alles schon ächt französisch aus. Die Dörfer am Wege haben nicht mehr das malerisch-gemüthliche Aussehen, wie jenseits der Vogesen, sie haben vielmehr jenen nüchternen uniformen Anstrich, der allen französischen Ortschaften von einigem Wohlstand eigen ist. Nach

*) Was Millaud im „Figaro" vom 3. Septbr. von den deutschen Landwehrleuten erzählt, ist so toll, geradezu so blödsinnig, daß man es gar nicht übersetzen kann; wenn man nicht gleich das französische Original mit vorlegen kann, wird der Leser gar nicht glauben wollen, daß solcher Blödsinn gedruckt und von der französischen Presse ihrem Leserkreis geboten werden durfte. D. V.

dem ersten Eindruck glaubt man sich in einer kleinen Stadt zu befinden. Die zwei- und dreistöckigen Häuser stehen, ohne Unterbrechung durch grüne Gärten, nebeneinander, die Dächer sind schon auffallend flach und alle Wohnungen mit Jalousien versehen. Die hellen, meist aus Sandsteinbauten bestehenden Gassen nehmen sich zwar viel sauberer und freundlicher aus, aber bei alledem fühlt sich unsereins nicht recht wohl in solchen Dörfern, die oft recht prahlerisch eine Mairie hingestellt haben, die sich mit manchem städtischen Rathhaus bei uns daheim messen könnte. Die Einwohner haben nicht mehr die frischen, freundlichen Züge des Elsasses. Es stehen zwar auch hier an allen Ecken und vor den Häusern Gruppen von Neugierigen; aber diese faulenzenden Blousenmänner mit ihren fahlen Absynthgesichtern, ihren schwarzen Knebelbärten und wüthenden Blicken machen keinen angenehmen Eindruck, und so manches Mal zuckt Einem die Faust, einem solchen frech-herausfordernden Buben, mit den Händen in den weiten Hosen, einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Und bittet man diese Bande um einen Schluck Wasser, so heißt es wie auf Kommando: rien du tout, monsieur, rien du tout! — wobei aber die Kinder zugleich die Hände hinhalten und im selben Tonfall bettelnd rufen: un sou, monsieur, un sou!

Die Chausseen sind zwar alle gut gepflegt, aber diese schnurgeraden, unsäglich langweiligen Pappellinien machen mich immer ganz mißmuthig, zumal wenn diese steifen Pappeln nach ächt französischer Weise noch zurecht gestutzt und unten aller Zweige beraubt sind. So manchmal blickten wir deshalb sehnsüchtig nach rückwärts, wo die Berge der Vogesen im zarten Duft der Ferne vor uns ausgebreitet lagen. — Doch es heißt „vorwärts“, immer die Pappelstraße entlang, welche mit ihrer Gluthhitze und ihrem Staube Alles ausdörrt.

Auch der Kronprinz scheint die staubige Landstraße gründlich satt zu haben, denn er sprengt heute querfeldein, um möglichst jede Ecke abzuschneiden und bald nach dem Städtchen zu gelangen, welches uns schon mit seiner malerischen Ruine und seinen hellen Häusern aus der Ferne entgegen lacht.

Und doch, wie gut haben wir es, wenn wir uns mit den marschierenden Infanterie-Kolonnen vergleichen, die wie eine dunkle, oben glitzernde Schlange in dem Staube der Heerstraße eng gedrängt und in endloser Reihe sich heranschieben. Seit $4^1/_2$ Uhr sind die meisten Bataillone auf den Beinen; — um

9 Uhr ist ein kurzes Rendezvous gewesen, in dem es aber nichts zur Erfrischung gab. Die müden Mannschaften hatten die Gewehre zusammengesetzt und sich ein wenig gestreckt, wobei der Tornister gleich als Kopfkissen dient. Hie und da untersuchten Einzelne trotz ihrer Müdigkeit das Schuhwerk und legten Strümpfe und Fußlappen glatt, um sich nachher noch weiter schleppen zu können. Doch da ertönt schon wieder das scharfe Kommando: „An die Gewehre, — Gewehr in die Hand, — Gewehr über! Bataillon Marsch!"

Wieder geht es auf endloser Pappel-Chaussee in endloser Kolonne weiter und weiter, immer „wärtser und wärtser." Die Sonne ist immer höher gestiegen und sendet ihre Strahlen fast senkrecht hernieder. Da der Kronprinz mit seinem Stabe schon vorhin vorüber gesprengt ist, so suchen einzelne menschenfreundliche Kommandeure ihren Leuten den Marsch dadurch zu erleichtern, daß sie die Züge etwas auseinander ziehen lassen. Wie eine Erlösung kommt die Erlaubniß, daß der Kragen vorne geöffnet und die Halsbinde gelockert werden kann. Bei diesem unerträglichem Staub, der in dicken Wolken aufwirbelt und sich über die Kolonne lagert und bei der völligen Leere der Feldflaschen ist aller Gesang verstummt; selbst den sonst unverwüstlichen Witzbolden der einzelnen Kompagnien scheint durch die heiße Sonne der Verstand mit sammt der Zunge eingetrocknet zu sein. Ein Major ruft seinem Bataillon zu: „Aber Leute, laßt doch nicht die Köpfe hängen! — Singt uns doch eins! Macht's Euch bequem: Die Kniee etwas krumm und die Schritte etwas länger, und dann angestimmt!" Einzelne versuchen's und fangen an:

„Bin ein lust'ger Grenadier,
Juhheidi, juhheida;
Niemals meinen Muth verlier,
Juhheidi, heida.
Diene meinem König treu
Und dem Mädel auch dabei, —
:,: Juhheidi, juhheida,
Juhheidi heidallala! :,:

Unser Hauptmann der ist gut,
Juhheidi, juhheida,
Wenn man seinen Willen thut,
Juhheidi, heida!
Hat man aber 'was verbrochen,
Wird man in das Loch gestochen — —"

aber bald verstummt Alles wieder; der Staub ist zu dick und trocknet selbst den sangesfrohen Thüringern, die soeben vorüberzogen, die Kehle aus. Kein erfrischendes Lüftchen fächelt Kühlung zu, kein Baumschatten wehrt der sengenden, ausdörrenden Gluth der Sonnenstrahlen. — Der Helm wird dann und wann gelüftet, Taschentücher oder größere Blätter auf den Kopf gelegt, Strohhalme oder Kirschkerne in den heißen Mund genommen; abwechselnd lüften die Hände hinten den Affen, der fest am durchnäßten Rücken klebt. Gleichgültig, ohne jedes Interesse für die durchwanderte Gegend, über welcher die brütende Mittagssonne flimmert, marschieren die Mannschaften dahin; starr, fast stumpfsinnig, blickt man auf den Tornister oder Helm des Vordermannes und setzt mechanisch einen Fuß vor den anderen. Nur wenn ein aufmerksamer Offizier oder ein zählender Flügelmann eine neue Nummer der durchmessenen Kilometer ausruft, dann fliegt ein leises Lächeln über die matten, von Staub und Schweiß bedeckten Züge.

Wie leicht wandert es sich bei Landpartien 12—20 Kilometer dahin, und wie bitter-sauer sind solche 25—30 Kilometer in heißer, staubiger Marsch-Kolonne, in enger Uniform und mit dem Gepäck auf Rücken und Schulter. Immer größer wird die Zahl der Erschöpften, die nach Aufbietung der letzten Kraft zusammenbrechen und von ihren Kameraden an den Straßenrand gelegt werden, damit wir Johanniter nachher uns ihrer annehmen. Der graue Staub legt sich wie ein erstickender Mehlthau über Alles, über Menschen, Thiere, Waffen und Pontons, über die Bäume und Sträucher des Weges; — kaum können die Mannschaften noch Lippen und Augen öffnen vor dieser dicken Staubkruste.

Noch einmal wird zu einem Rendezvous Halt gemacht, da bis zum ersehnten Ziel noch 4 Kilometer zu machen seien und im nahen Blamont der Kronprinz diese und alle folgenden Abtheilungen des XI. und V. Korps im Vorbeimarsch inspiciren wolle. Die Bataillone biegen nach links ab auf einen größeren Wiesen- und Ackerplan. Da wo die Mannschaften eben gehen und stehen, legen sie sich sogleich nieder, unbekümmert um die brennende, stechende Sonnengluth. Selbst die Offiziere, die sich am trockenen Chausseegraben niedersetzen, sind schweigsam und ganz apathisch; aus Rücksicht auf die tiefe Erschöpfung wagt keiner derselben seinen Burschen heranzurufen; lieber stäuben sie

sich selber nothdürftig ab. Wenn so große Strapazen zu ertragen sind, bedarf der marschirende Soldat jede Minute der ihm gelassenen Ruhezeit zu seiner leiblichen Erholung, und man darf sie ihm durch nichts verkürzen. — Doch kaum ist die Kavallerie und Korps-Artillerie vorüber und als eine große Staubwolke davon gezogen, da heißt's schon wieder: „An die Gewehre! Gewehr in die Hand!"

Mit Sehnsucht blickt Alles nach der schmucken Stadt da vorn und wünscht sich, dort schon in's Quartier zu kommen; doch daran ist nicht zu denken, denn nur ein Bataillon 58er, heißt es, bleibt als Stabswache zurück, die übrigen marschiren noch 3—4 Kilometer weiter. — Die steif gewordenen Glieder sind nach fünfzig Schritt wieder geschmeidig, und selbst die wunden, durchgescheuerten Füße suchen wieder fester aufzutreten.

„Angeschlossen, — Tritt gefaßt, — Augen links!" — vorn beim ersten Bataillon beginnt die Regimentsmusik, unsere Trommler und Querpfeifer setzen auch mit ihrem „He, Mutter, die Landwehr kommt, die Landwehr kommt" nach Kräften ein; alle Leute, selbst die schlappesten, bemühen sich stramm, wie es preußischen Soldaten ziemt, zu marschiren und freuen sich schon des Augenblicks, wo das musternde Königsauge des geliebten Kronprinzen auf ihnen ruhen wird. Die Haltung der Mannschaften wird unwillkürlich stolzer und strammer, und selbst schüchterne Versuche zum Durchdrücken der Kniee und Strecken der Fußspitzen werden wieder gemacht. Aber bald sind die stillen Straßen der Stadt durchzogen, ohne daß der Höchstkommandirende gesehen wurde; nur einige Stabsoffiziere, die nach der entlegenen Wohnung Sr. Königl. Hoheit eilten, und in allen Straßen gaffende Blousenmänner kamen den Mannschaften zu Gesicht. Die Musik schien aber alle Erschöpfung vertrieben zu haben; und während die Truppen festen Schrittes und strammer Haltung weiterziehen, suchen wir unser angewiesenes Quartier auf, voller Freude, endlich der Mittagshitze — es war mittlerweile fast 1 Uhr geworden, — entfliehen und einen schattigen Winkel aufsuchen zu können.

Wir bekamen Privatquartier, „aber fragt mich nur nicht wie?!" Erst nach einer Scene und einem tüchtigen Säbelhieb auf den Tisch wird uns 6 Mann von dem großen dreistöckigen Hause mit stattlichen Hintergebäuden ein kleines Zimmer mit Strohlager eingeräumt und eine Suppe bereitet, die man dem

reichen, aber schmutzig geizigen Wirth gleich über den Kopf hätte gießen mögen. Mit gespreizten Füßen stand der auffallend große Hausherr in der Thür, dankte nicht auf unsern freundlichen Gruß und machte uns erst Platz zum Eintreten, als mein Flügelmann studios. Seiffert mit einem kräftigen pommerschen Stoß ihn zur Seite geschoben und handgreiflich bewiesen hatte: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr." Statt der apostolischen „Gastfreundschaft ohne Murmeln" hatten wir eine solche mit Murmeln, schließlich sogar mit Schimpfworten. Das war uns aber doch zu toll! — Ich wies die Mutter unseres Wirthes, ein altes, krummes Weib mit giftigen Augen, zu unserm Zimmer hinaus, als sie plötzlich angefangen hatte, auf deutsch zu schimpfen und zu fluchen, hieb mit der flachen Klinge auf den Tisch und erklärte, wenn nicht binnen einer Stunde irgend etwas Warmes uns zu essen gegeben sei, so würde ich den Feldgensdarmen herbeirufen und uns überdies in diesem großen Hause bequeme Zimmer mit Betten aussuchen. Das half.

Auf jede, auch die bescheidenste Bitte heißt's aber immer wieder, daß nichts mehr vorhanden ist und daß unsere Soldaten Alles, selbst die Bett- und Tischwäsche, genommen hätten. Wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, was die Leute mit vielen Phrasen und Lamentationen behaupten, so müßte jeder Soldat außer seinem mit vorschriftsmäßigen Sachen gefüllten Tornister und Brotbeutel noch einen Gepäckwagen extra haben. Man sucht mit diesen stehend gewordenen Lügen Alles zu entschuldigen. Frägt man, weshalb sie kein Tischtuch aufdecken, so heißt es: Die Soldaten, ihre Kameraden, haben Alles genommen; beklagt man sich über die schmutzige Gabel, die schon mehr Mistgabel gewesen zu sein scheint, so heißt's: vos camerades nous ont pris tous les objets d'argent. Der Wein ist natürlich auch ausgetrunken und mitgenommen; — kurz, diese Bande giebt nichts und lügt wie gedruckt. Müßte man nicht gewisse Rücksichten aufs Hauptquartier und den fast zu milde gesinnten Kronprinzen nehmen, so würde man dieser Lügenbrut einmal gründlich den Mund stopfen und durch eine Ocular-Visitation beweisen, daß sie alles Eßbare in großen Massen versteckt hat. Verdient hätten diese Leute eine solche Behandlung und Demonstrirung ad oculos schon längst.

Da die Proviant-Kolonne sich noch nicht sehen ließ, so

gingen wir in die Stadt, um Einkäufe zu besorgen; aber überall dasselbe Schauspiel einer grabähnlichen Stille und Abgeschlossenheit, nur sehr selten ein geöffneter Laden. Natürlich auch hier wieder rien du tout, du tout, du tout. Trotz unserer Angebote konnten wir nichts bekommen, sodaß sich unserer eine große Verstimmung bemächtigte und wir oftmals die Frage ventilirten, ob wohl diese übergroße Rücksichtnahme des edlen Kronprinzen diesem verbissenen Volke gegenüber angebracht sei; — und ob wohl die Franzosen, wenn sie zu uns gekommen wären, so rücksichtsvoll sich würden benommen haben?! — Wir wollen ja Alles bezahlen und uns mit einem Strohlager in überdecktem Raum begnügen; — wenn diese Leute uns nur ein Bischen entgegen kommen und die primitivsten Pflichten der Wirthsleute erfüllen wollten!

Und nun versetze man sich in die Lage und die Empfindungen unserer armen Soldaten, wenn sie müde und hungrig nach langen, beschwerlichen Märschen ins Quartier kommen, und dann auf solche widerhaarige Gesinnung und Verbissenheit stoßen. Wenn sie für Geld und gute Worte weder Speise und Trank, noch sonstige Lebensutensilien erhalten können, wenn ihnen die Bevölkerung des besiegten Landes, wie hier, geradezu provocirend entgegen tritt; ist es dann ein Wunder, wenn auch sie unmuthig werden und wenn z. B. unsere Polacken vom tapfern 58. Regiment mit allen möglichen Mitteln zu requiriren beginnen?! — Später, an der Loire, wurde das anders. Nicht blos die Bayern, die „hellblauen Teufel", wie sie von den Franzosen genannt wurden, sondern auch unsere Leute von der 22. und der 17. Division kauften damals einfach für „fünf Sous", und wenn da irgend ein mürrischer Widerstand sich zeigte, so gab es noch „fünf zu". Aber, das betone ich noch einmal, man versetze sich in die Lage dieser armen Leute, die bei Regen und Schnee oder Frost 8—10 Stunden marschirt und gekämpft hatten und zum folgenden neuen Marsch- und Kampftage sich stärken sollten, und die dann beim Eintritt ins Quartier mit dem stereotypen „nix du pain, nix du vin" empfangen wurden. Der Magen machte sein Recht geltend und der Kampf ums Dasein zwang, etwas kategorisch aufzutreten und den Begriff requiriren etwas weit zu fassen. Warum auch nicht!? — machten es doch die französischen Truppen ihren eigenen Landsleuten gegenüber viel schlimmer.

Da es heute Sonntag ist, lockte mich das Geläut der Abendglocken bald zu der schönen Mauritiuskirche, welcher die andächtige Menge zuströmte. Die schöne, im reinsten gothischen Style ausgeführte Kirche muß jeden Freund derartiger Bauten durch die Consequenz, mit welcher der Baumeister Alles, bis in die kleinsten Details im Innern, wie im Aeußern, streng stylgerecht durchgeführt hat, entzücken.

Meine Freude über das Werk wurde aber bald verdorben, indem nach Beendigung des Gesanges plötzlich ein echtes Jesuiten-Gesicht auf der Kanzel erschien und nun mit französischer Lebhaftigkeit und einem Aufwand aller möglichen theatralischen Effekte gegen den Feind losdonnerte, der „von Norden her in das Land Juda, dem Kodesch-Jehovah gewaltsam hereinbricht.“ Da ich infolge meines vorjährigen Studien-Aufenthaltes in Genf die Terminologie der französischen Kanzelberedsamkeit so ziemlich inne hatte, so verstand ich, trotz der staunenswerthen Zungenfertigkeit des Pfaffen, alle seine Ausführungen. Ich war empört über diese Dreistigkeit, welche selbst mitten in der Gewalt unserer Heere, inmitten unseres derzeitigen Hauptquartiers, ja sogar in Gegenwart einiger andächtig betenden Polacken vom 58. Regiment uns an heiliger Stätte zu verhöhnen und den Protestantismus der „Leute von Norden her“ zu schmähen wagte. Ich beschloß ihn zu züchtigen, und that dies, indem ich nach Art der Fremden in katholischen Domen durch das Seitenschiff der Kirche hinauf ging und mich dicht vor die Kanzel stellte. Als nun das Pfäfflein bei einer hoch-pathetischen Pause plötzlich meiner ansichtig wurde und aus meinen wüthenden Blicken wohl lesen mochte, daß ihn die „Männer von Norden her“ verstanden hatten, fuhr er vor Schreck zusammen. Er stotterte, suchte mit Mühe nach Worten und ward über und über roth im Gesicht; — kurz, er war aus dem Zusammenhang, oder wagte sich nicht mit den Phrasen und weiteren Beleidigungen heraus, welche er zu Haus vorbereitet hatte. Die ganze Scene wurde etwas peinlich, und da hierdurch die Andacht der Anwesenden gestört werden konnte, so zog ich mich mit Rücksicht auf die heilige Stätte wieder zurück, machte mir aber nach Beendigung des Gottesdienstes den Spaß, mich mit mehreren Kameraden an dem Neben-Ausgang der Kirche aufzustellen und so den zitternden Pfaffen, diesen sonderbaren Diener der Religion der Liebe, mit seinen beiden Begleitern Revue passieren zu lassen.

Dieser Ausbruch des Fanatismus an heiliger Stätte ließ uns mit tiefer Trauer erkennen, daß unter dem zweiten Kaiserreich, und speciell unter der bigotten Kaiserin Eugenie und ihren jesuitischen Beichtvätern, der Protestantismus genau so verlästert und verfolgt werden darf, wie zur Zeit der bourbonischen Heinriche und Ludwige. Es giebt nichts Herzzerreißenderers, als die Geschichte des französischen Protestantismus, — eine Geschichte voll des erhabensten Heroismus, der rührendsten Glaubenstreue und der entsetzlichsten Schmerzen. In einem fast dreißig Jahre hindurch immer neu auflodernden Bürgerkriege werden die Protestanten niedergeworfen; in den Schreckensnächten der Bluthochzeit fallen die edelsten Söhne Frankreichs, diejenigen, auf welche man, wie auf Coligny, heute hinweist als auf Typen alles des Großen und Hochherzigen, was im französischen Charakter liegen kann. Zu Mördern werden an diesen frommen Helden jene schwachen, ausschweifenden Könige, die zu Müttern und Gattinnen grausame, intriguante Italienerinnen haben; und endlich ersteht als furchtbarster Gegner jener Richelieu, in dem der römische Kardinal und der französische Staatsmann zusammenwirken, um eine Staatsraison zu finden, welche dann unter Ludwig XIV. die ruchlose Hand zum Todesstoße gegen den Protestantismus erhob, — einem Könige, der sein sündenvolles Leben, auf Anrathen seines Beichtvaters, dadurch zu sühnen glaubte, daß er seine hugenottischen Unterthanen, die treuesten und fleißigsten, die er hatte, der ganzen Wuth und Rohheit des römischen Fanatismus preisgab. Während England, Holland und besonders Norddeutschland, die brandenburgisch-preußischen Herrscher voran, durch Aufnahme dieser über die Grenze entkommenen Hugenottten einen reichen, noch heute im Volksgeist und Industrie einzelner Städte (Berlin, Potsdam, Frankfurt, Hanau, Neuwied, Leipzig, Emden u. A.) zu spürenden Segen empfingen, folgte für die in Frankreich mit Zwang zurückgehaltenen Protestanten die hundertjährige Geschichte der „Gemeinde in der Wüste," der verfolgten Prediger, die nicht selten am Galgen starben, jener Opfer, die wegen einer in ihrem Besitz gefundenen Bibel als Sklaven auf den Galeeren angeschmiedet wurden, deren geraubte Kinder ihr Elend in den Klöstern ausseufzten, — die in aller Form Rechtens begangenen Morde bis herab auf den ehrwürdigen Calas, den — es ist noch nicht viel über hundert Jahre her, — der wilde

Glaubenshaß auf's Rad flocht. Es thut wehe, sehr wehe, all dieses Jammers, dieser Fluth bitterer Thränen, dieser gebrochenen Glieder und Herzen auch nur flüchtig zu gedenken. Aber es gehört das vollständig zur Sache. Denn jener Zug grausamer Bestialität, der im französischen Volkscharakter liegt, diejenigen Eigenschaften, von denen die deutsche Pfalz vor zweihundert Jahren so schreckliche Proben sah: sie haben ihre Brutstätte und Schule gefunden in jener altgewohnten, den hugenottischen Mitbürgern gegenüber beliebten Mord-Praxis. Fast jedes Blatt in der Geschichte Frankreichs, so schrieb Holtzmann vor Kurzem, von der Reformation bis auf die Revolution ist mit Blut besudelt, vergossen nicht etwa blos von dem blinden Fanatismus der bigotten Menge, die sich dabei einfach nur dem Geiste ihrer kirchlichen Leiter überließ, nein — ebenso oft auch von der kalten Hand jener verbrecherischen Staatskunst, deren bewußt fest gehaltenes Ziel es war, Frankreich groß und stolz zu machen auf Kosten der Gewissensfreiheit und der religiösen Wahrheit. Ja, diese Staatskunst hat Früchte getragen, — Früchte, von denen wir uns mit Entsetzen abwenden. Es steckt heute noch vielen Franzosen der Trieb im Blute, im Protestanten als solchen, gehöre er nun der eigenen oder einer fremden Nationalität an, den geborenen politischen Feind zu sehen, dem gegegenüber Alles erlaubt ist. Man braucht nicht an das Monate hindurch währende Schreckenssystem zu erinnern, welchem 1815 die Protestanten zu Nismes erlegen sind; in seiner Art liefert auch der jetzige Krieg die Beweise hierfür mehr als genug.

Es lebt ja noch in Aller Erinnerung, wie der Figaro den „Krieg gegen die Feinde Frankreichs nach Außen und im Innern" predigte, und wie die Bischöfe von Nismes und Angers in glühenden Ansprachen den Kreuzzug gegen die deutschen Ketzer empfahlen; ja, wie selbst Cardinal Donnet die Preußen beschuldigte, „dem französischen Volke seine katholische Religion nehmen zu wollen." Haben nicht Zeitungen, wie das Journal de Paris und der oben genannte Figaro, offen alle Protestanten als geheime Verbündete Preußens dem Volkshasse denuncirt?! Aller sonst zur Schau getragenen Aufklärung zum Hohn, schrieb das Journal de Paris Phrasen, wie folgende: „Nur mit Zittern könne die katholische Vendée den französischen Boden durch die protestantischen Preußen befleckt sehen!" Und wahrlich, die in

der neueren Völkergeschichte unerhörte Barbarei, womit das französische Volk vor vier Wochen zahllose deutsche Familien ohne Schonung aus dem Lande trieb, indem es dieselben zugleich alles dessen beraubte, was sie durch jahrelangen Fleiß erworben hatten, — sie sieht ganz aus wie eine würdige Fortsetzung der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Was man auch immer zum Lobe des französischen Nationalcharakters sagen mag: Protestantenhaß,*) Ketzerverachtung, bösartiger, leicht zum Aeußersten übergehender Fanatismus ist demselben tief eingeimpft, und zwar wurzeln diese Leidenschaften nicht minder in den politischen als in den religiösen Instinkten der Nation; sie sind mit ihrem Bewußtsein, die „grande nation“ zu sein, unzertrennlich verwachsen. — Ist es da ein Wunder, wenn solcher Haß und solcher Fanatismus selbst an heiliger Stätte aus Priestermund in unserer Gegenwart gepredigt wird?!

Die völlige Zersetzung des französischen Staatskörpers, wie sie heutzutag, gleich nach den ersten Niederlagen des Kaiserreichs, zu Tage tritt, zeigt in erschreckend klaren Schriftzügen, was aus einem sonst so reich beanlagten Volke wird, dessen religiöses Interesse und dessen Gewissen systematisch seiner politischen Bedeutung und seinem nationalen Ehrgeiz geopfert wird. Eine Hoffnung in Frankreich haben derzeit nur noch die römischen Pfaffen. Denn jede Regierung, welche der Zukunft sicher sein will, wird sich an dieser allein noch sicher und fest gebliebenen Macht des geistlichen Despotismus in die Höhe ranken müssen. Nicht weniger als 17 Verfassungen haben im Laufe der letzten 80 Jahre in Frankreich mit einander gewechselt. Auf dieser 17stufigen Leiter sind Kaiser und Könige, Monarchien und Republiken, Constituanten und Legislativen auf und abgerutscht; folgerichtig in die Höhe gestiegen ist nur der Clerus, und, wie die Dinge jetzt stehen, wo aus Napoleons Munde die verlogenste aller Phrasen kam: „Meine Regierung, ich sage es mit Stolz, ist vielleicht die einzige, welche die Religion um ihrer selbst willen unterstützt hat“, — da läßt sich mit ziemlicher Sicherheit

*) Ein Beispiel für viele: Ein elsaß-lothringischer Geistlicher, der als protestantischer Feldprediger mit nach Mexico geschickt war, mußte sich dort angesichts seiner katholischen Collegen die verächtlichste Behandlung seitens des kommandirenden Generals gefallen lassen. Der militairische Instinkt der Armee und eines Bazaine hat es richtig herausgefühlt, daß im zweiten Kaiserreich der Protestantismus jedenfalls ein fremder und unnützer Artikel sei.

weissagen, daß das französische Volk unter allen vielleicht noch bevorstehenden Wandlungen, aus dieser todtbringenden Umarmung des Jesuitismus sich nie mehr wird losringen können; es wird in ihr verbleiben. Nur der Protestantismus hätte es retten können.

---

10. Luneville.

Luneville, 15. August.

Heut' ist Napoleons-Tag, der Tag des angesagten Sieges-Einzuges in Berlin! — Was wird man in Paris heute vornehmen, wird man auch wieder auf der Place de la Concorde das stereotype Feuerwerk abbrennen und dabei aus lieber Langeweile „He Lambert" rufen? Welches werden die Gefühle Napoleons sein? — Diese und ähnliche Gedanken gingen uns heute durch den Kopf, als wir wieder auf gradlinigen Pappel-Chausseen vier Meilen zurücklegen mußten.

Die August-Sonne mit einer Hitze von 22 Grad Reaumur, der Staub, das Fehlen des Trinkwassers und das ewige Einerlei der Pappel-Alleen hatten in uns jenes unbeschreibliche Gefühl erzeugt, welches von Studenten annähernd mit „Drehkater" bezeichnet, von unseren Trainsoldaten aber treffender „Kolonnen-Wahnsinn" genannt wird. — Jedes verlassene Bivouac am Wege ließ Einen mit Bedauern an die armen Soldaten denken, welche jetzt bei diesem Staube und dieser Gluthhitze täglich die angestrengtesten Märsche zurücklegen müssen. Zwar ist jetzt mit dem Eintreffen des Hauptquartiers in Luneville die erste Aufgabe der III. Armee erfüllt; durch die glänzenden Erfolge vom 4. und 6. d. M. und durch die glücklichen Dispositionen Blumenthals ist es gelungen, die gefürchteten Vogesen zu überschreiten, mit den Truppen der II. Armee Fühlung zu nehmen und nun zu gemeinsamer Offensive aller drei Armeen vorzugehen; — was aber bei diesen beschleunigten Märschen, bei den nassen Bivouacs und der jetzigen Hitze an Menschenkraft und Gesundheit zu Grunde geht, davon hat man daheim keine Ahnung. Das Gros der III. Armee steht jetzt an der Mosel zum weiteren Vormarsch bereit; hinter uns aber auf allen Wegen, in jedem Dorfe eine Unmasse von Fuß- und Brustkranken. Es ist ein Jammer, auf dem Marsche die Soldaten so liegen zu sehen.

Hohläugig und mit fahlen Wangen blicken Einen diese matten Gestalten an. Oft liegen sie da zu drei oder vier Mann, ja an einzelnen Stellen waren ganze Korporalschaften vor Ermattung umgesunken. Anfangs kann man dieses Elend nicht mit ansehen, man springt ihnen bei, reicht ihnen einen Schluck Wein oder einen Bissen Brot, diesem oder jenem Fieberkranken, welcher in krampfartigen Zuckungen daliegt, öffnet man die Uniform oder reibt ihn mit erfrischenden Sachen die Schläfe; aber es giebt der Kranken und Erschöpften so viele, man müßte hier auf den Chausseen, wo vorher ganze Divisionen marschiert sind, fast alle hundert Schritt herabspringen und könnte dem Vormarsch nicht folgen. Wie man bei den Moribunden scheinbar hartherzig sein mußte, um nur der Masse derer zu helfen, wo noch zu retten und zu erhalten ist, so muß man hier mit schmerzlichem Gefühl an den Kranken und Maroden vorbeimarschieren, welche fast alle Wege an solchen heißen Marschtagen cernieren. Vorn kann es fast jeden Augenblick zum Schlagen kommen. „Vorwärts!" heißt der Befehl, — und somit muß man diese Armen zunächst ihrem Schicksal und den nachkommenden Lazarethen überlassen. Manche dieser Jammergestalten schleppen sich zum nächsten Dorf; aber gerade diejenigen, welche des Schutzes und der Hilfe am meisten bedürfen, bleiben liegen, bleiben oft einen Tag und eine lange Nacht hindurch ohne Unterstützung, bis dann endlich die Lazareth-Kolonnen oder requirirte Wagen kommen und sie zum Vor- oder Rücktransport aufnehmen. Aber ehe dies geschieht, hat sich so mancher den Stoff zu einer tödtlichen Krankheit geholt, ist so mancher vielleicht von heimtückischen Bauern verrätherisch hingemordet. Es scheint dies übertrieben zu sein, ist aber die volle, schmerzliche Wahrheit: Bei den letzten Tagesmärschen sind gering gerechnet, vier bis fünf Prozent der Mannschaften vor Hunger und Erschöpfung umgesunken. Ist es da ein Wunder, wenn an den großen Chausseen, wo die Hauptmacht und ganze Divisionen unmittelbar hintereinander marschiert sind, die maroden Leute schaarenweis liegen?! — Zwar marschiert das V. Armeekorps am besten von allen preußischen Korps, zwar scheinen diese Leute von Stahl und Eisen zu sein; wenn aber die naßkalten Bivouacs und jetzt nun wieder die forcirten Märsche bei einer Hitze von 20 bis 22 Grad im Schatten kein Ende nehmen, und wenn die Soldaten infolge des Zurückbleibens der Proviant-Kolonnen

nichts als unreifes Obst und Kartoffeln zum Unterhalt haben, — müssen da nicht selbst die kräftigsten Naturen leiden?! Mancher dieser braven Niederschlesier hat seit drei Tagen keine Brotration gehabt und doch geht es in Reih' und Glied weiter; viele Kameraden liegen da hinten in Weißenburg und Wörth in kühler Erde gebettet, viele stöhnen noch in den Lazarethen, mancher sinkt erschöpft um und bleibt unterm Baum am Wege liegen; — aber der Rest geht mutig weiter. Wie oft sieht man Leute dahinsinken, die Füße sind geschwollen, weil seit Wochen die harten, rissigen Stiefeln nicht vom Leib gekommen sind; trotzdem geht es nach einigen Minuten weiter, der Nachbar nimmt zu seinem schweren Gepäck noch das andere Gewehr, — und nun vorwärts, schnell wieder eingetreten!

Meine Bewunderung der Ausdauer und Rüstigkeit dieser braven Truppen wächst mit jedem Tage. Ich gebe zu, diese Polacken und so manche Schlesier sind etwas roh und lassen sich sehr leicht zu Sachen hinreißen, die den Ausdruck „Requiriren" in ziemlich weiter, dehnbarer Bedeutung auffassen; aber allen Respekt vor solcher Geschwindigkeit und solcher Tapferkeit! Wenn ich an die letzten Märsche denke und dann an die Leistungen bei Weißenburg und Wörth, so muß ich ihnen Alles das vergeben, wozu sie theils durch Mangel, theils durch unausgebildetes Rechtlichkeitsgefühl verleitet sind. „Solche Truppen können nicht geschlagen werden! Sterben können Alle, Mann für Mann, für's deutsche Vaterland; doch unterliegen, das kann keiner!" —

Man darf überhaupt beim Anblick der uns begegnenden Wagenreihen voll Kranker und Marober den großen Gesichtspunkt nicht außer Augen lassen. Im Kriege kann und darf nicht auf den einzelnen Mann Rücksicht genommen werden. In Zeiten, wo es sich um die Ehre und Freiheit des Vaterlandes handelt, ist der einzelne Mann nur ein Strich jener großen Nullen, die erst durch das Vorsetzen eines Einers, d. h. einer geistig hervorragenden und energischen Persönlichkeit zu einer Zahl werden; und ob auch Hunderte dabei zu Grunde gehen, im Hinblick auf das Große und Ganze darf das Kommando „Vorwärts" nie außer Acht gelassen werden.

Heut Mittag kamen wir hier in Lüneville an. Die Stadt hat das uniforme Aussehen fast aller modernen Städte Frankreichs, das auch durch die kunstgeschichtlich sehr bemerkenswerthe

Kirche St. Jacques und das nach dem Vorbilde von Versailles gebaute Schloß nicht verändert und belebt wird. Die Straßen sind so gradlinig, so reinlich, so hell und still, daß man sich unwillkürlich umsieht, ob es denn gar keine Menschen hier gäbe und ob denn die Stadt wirklich so todt und langweilig sei, wie sie jetzt aussieht. Da man wieder die löbliche Absicht hatte, uns in der Kaserne einzuquartieren, so marschierten wir nach dem großen Schloß, welches bekanntlich von dem baueifrigen Herzog Leopold von Lothringen (dem die ausgedehnten Schlösser von Nancy nicht genügten) mit großem Aufwand erbaut, jetzt aber zu einer Kavallerie-Kaserne umgewandelt ist. Während die Stallungen ausgezeichnet eingerichtet waren, fanden wir beim Quartiermachen in den Zimmern beider Stockwerke eine solche Sauerei, daß wir entsetzt zurückprallten. Der Fußboden und die Wände waren schwarz von Schmutz; auf den Tischen hatte sich eine zolldicke Schmierdecke gebildet; die Luft war so stickig-schlecht, daß das Athmen schwer fiel; die Strohsäcke, die wenigen, welche noch vorhanden, sahen so verfänglich aus, daß die Mannschaften erklärten, hier nicht bleiben und sich lieber auf offener Straße niederlegen zu wollen. Hier mußte seit Jahren nicht gründlich gereinigt sein, und doch hatten bis vor 5 Tagen französische Soldaten hier gewohnt! Wohin man kam, jedes Zimmer, jeder Saal, selbst die Offiziersräume waren Höhlen des Schmutzes und wahre Prachtexemplare militärischer Sauwirthschaft. Unser Major überzeugte sich selbst davon und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, obschon ihm französische Wirthschaft von Algier her nicht unbekannt war.

Wir lagen nun vollständig erschöpft weitere zwei Stunden auf den heißen Steinen des Schloßhofes, jeden Augenblick befürchtend, daß wir den Sonnenstich bekommen würden. Nach 4 Uhr erhielten wir endlich Quartierzettel. In den Quartieren angekommen, fanden wir aber, daß man uns aus dem Regen unter die Traufe geführt hatte, denn fast die ganze Straße, rue de baquatte, bestand aus Häusern, die ein sittlich-anständiger Mensch zu vermeiden sucht: Zur Ehre der Herren auf der Mairie nehme ich an, daß dies nur aus Versehen geschehen war. Deshalb nochmalige Umquartierung zu großem Aerger jener Stadt-Despoten, und endlich gegen Abend die nothwendige Ruhe nach diesem heißen und anstrengenden Tage.

11. Ein lyrischer Tenor.

Beim Abendappell des 15. August theilte ein Kamerad uns mit, daß er eine höchst gemüthliche Kneipe mit freundlicher Wirthstochter entdeckt habe. Natürlich beschlossen wir, dort den Staub der Landstraße hinabzuspülen und bei einem Schoppen „bière de Strassbourg“ die Strapazen unseres Napoleonstages zu vergessen. Gesagt, gethan! Schon um sieben Uhr saßen wir zu Vier in dem kleinen Garten des bezeichneten Lokals vor einem Glase leidlichen Bieres, und da auch ein Beefsteak aux haricots in dem Magen ein langentbehrtes Gefühl der Zufriedenheit erzeugt hatte, so war es ganz natürlich, daß wir das Geplauder der Wirthstochter um so gemüthlicher, ihre Augen um so schöner, ihr Lächeln um so süßer und den Blödsinn und die Liebeserklärungen unseres Freundes Seiffert um so drolliger fanden. — Wir saßen am Rande des Flüßchens, welches aus dem Schloßgarten kommend die eigentliche Stadt von einer Art Kasernen-Vorstadt trennt. Sowohl die gegenüberliegenden Häuser mit ihren Gärtchen und ihrer Damenbevölkerung als auch die Brücke, welche die Straßen oben verbindet, und deren Passanten von uns genau beobachtet werden konnten, boten uns Stoff der Unterhaltung und des Ulkes die Hülle und Fülle.

Unter scherzhaften und ernsten Gesprächen war es unterdeß dunkler Abend geworden. Aus den vorderen Räumen tönte das Gemurmel und Geschwätz unserer Polacken, bisweilen unterbrochen von einem kernigen Soldatengesang oder die damals gerade aufgekommene „Wacht am Rhein“, bei deren Gesang unsere Wasserpolacken das, was an Geschick dazu fehlte, durch Kraft und brüllende Begeisterung zu ersetzen sich bestrebten.

Wir lachten eben wieder aus vollem Halse über eine Causerie der kleinen Französin, als wir auf einmal durch das „Guten Abend, meine Herren!“ einer Gestalt unterbrochen wurden, von der wir zunächst nichts als dunkle Umrisse erkennen konnten. „Ist's erlaubt, an der Gesellschaft Theil zu nehmen? Dort vorn wird's ungemüthlich.“ Diese in sanften, flötenden Tenortönen gesprochenen Worte klangen so artig und höflich, daß wir, obgleich Gesicht und Uniform nicht zu erkennen war, dem Frager keine abschlägige Antwort geben konnten. Bald erfuhren wir, daß unser Ankömmling Oberfeuerwerker, also ein Artillerist sei. Wie erstaunten wir aber, als dieser Vertreter jener Waffe,

die in dem großen Schlachtenkonzert den dumpftönenden Baß aufspielt, eine so liebliche Stimme und einen ganz beachtenswerthen lyrischen Tenor entwickelte. Wir hörten ihm verwundert zu, und selbst die fortwährend plappernde Französin und deren Schwesterchen lauschten den eigenthümlich klagenden Tönen des fremden Mannes, deren Wirkung nur durch ein manierirtes Tremolo bei allen Kraftstellen gestört wurde. „Hin zu Dir will ich mich retten —; Das Meer erglänzte weit hinaus —; Ich wollt' meine Liebe ergösse sich —; Die Rosen blühen im Thale, Soldaten ziehen in's Feld —; In einem kühlen Grunde; Ich bitt' euch, liebe Vögelein —" alle diese Lieder und noch viele andere gab der rauhe Krieger mit dem süßlichen Tenor zum Besten. Wie zu viel Süßigkeiten Uebelkeit erregen, so wirkt auch der fortgesetzte Gesang eines lyrischen Tenors recht unangenehm. Einer unserer Kameraden hatte uns schon unwillig verlassen, starke Andeutungen auf „Gesangs-Seuche" waren schon gefallen, die Französinnen wurden unruhig und kicherten höhnisch, — der Mann sang ruhig weiter. Wir hatten uns geweigert, mitzusingen, und nun glaubte der Mann sich berechtigt, allein zu singen. Das fortwährende Tremolando brachte mich fast zur Verzweiflung, die klagende, oder vielmehr kläglich klingende Vortragsweise dieser Lieder mit ihren Todesahnungen und ihrer unglücklichen Liebe machte das Anhören auf die Dauer fast unmöglich; aus Wuth tranken wir ein Picholette nach dem andern; — da entstand vorn ein furchtbarer Skandal. Ich stürzte mit den Kameraden fort, in der Hoffnung, daß auch der Sänger dadurch zum Aufhören würde veranlaßt werden. Vorn gab es schon blutige Köpfe: die Infanterie einerseits und die Artillerie mit den Gardepionieren der Telegraphenabtheilung andererseits hatten wieder einen jener Streite, welche in Folge des Korpsgeistes und der Eifersüchteleien der einzelnen Waffengattungen in gemischten Garnisonen häufig vorkommen. Die Infanterie des 5. Armeekorps, welche bei Weißenburg und Wörth ihren Werth kennen gelernt hatte, und die sich (um einen Trochu'schen Ausdruck zu gebrauchen, als „Königin der Schlachten" fühlte, hatte verschiedene Andeutungen der Gardepioniere, fast lauter Berliner Jungen, krumm genommen, und nun war der Skandal fertig. Mit Hülfe des Pionier-Feldwebels Hildebrandt brachten wir die erhitzten Kerle wieder auseinander und gingen dann nach unserm lauschigen Gartenplätzchen zurück. Aber wer

beschreibt unser Erstaunen, als wir dort den lyrischen Kanonier noch antrafen, wie er unbekümmert um die Schlägerei da vorn dem kleinen Schwesterchen unserer Französin die Gefängnißarie aus dem Troubadour und noch dazu mit Wachtel'schem C. vortrug. Wahrlich ein Bild zum Malen: Der Soldat in höchster, hingebender Begeisterung und in einer heroischen Positur hinter dem Stuhle stehend, und auf der andern Seite des Tisches, von der kleinen Kerze nur matt beleuchtet, die kleine Französin, halb ängstlich, halb bewundernd den fremden Mann mit feurigen Augen anstarrend. — „Heiliger Bimbam! Da brate mir aber Einer zwei Störche! Kerl, haben Sie noch nicht mit Ihrem Gewimmer aufgehört?" — mit diesen Worten fuhr ich den armen begeisterten Sänger an. Er verstummte sofort und drückte sich ohne ein Wort der Erwiderung. — Seit dieser Zeit war es bei unserer Kolonne Sitte geworden, daß jedesmal ein Lied mit furchtbarem Tremolando angestimmt wurde, wenn man Jemandem andeuten wollte, er möge sich entfernen oder mit irgend einer unangenehmen Angelegenheit aufhören. — —

Es war am 3. September, als wir unser nasses Bivouak zwischen Floing und St. Menges abbrachen. Während und nach der Schlacht bei Sedan hatten wir unserer schweren Pflicht genügt und wollten nun auf Befehl der Generalärzte Böger und Wilms von St. Menges eine größere Anzahl leichtverwundeter Offiziere nach Donchery evacuiren. Wir hatten bis auf einen Moribunden und den schon sterbenden Dr. Schiftan aus Breslau alle transportfähigen Offiziere aufgeladen, als ich noch auf Befehl unseres Majors die mit Verwundeten angefüllte Kirche inspizirte. Ich hatte keinen Offizier gefunden und war eben im Begriff, die Kirche zu verlassen, als ich von links her die abgerissenen Töne eines klagenden Liedes vernahm, die mich mächtig erschütterten. Es war wieder das Tremolo von Luneville, das aber diesmal an dieser Stätte der Schmerzen und des Todes so eigenthümlich rührend klang. Ich eilte hinzu und fand unter den vielen Infanteristen auch zwei Artilleristen, von denen der eine jugendlich-blonde Mann mit verbundenem Kopf und eingewickeltem Oberschenkel jener Sänger war. Er lag schon im Delirium; die Worte seines leicht verwundeten und eifrig um ihn bemühten Kameraden konnte er nicht mehr verstehen. Er sprach nur unverständliche, halblaute Worte und sang dann wieder jene herzerschütternden abgerissenen Strophen.

Tief gerührt durch die Erinnerung an jene unglücklichen Liebeslieder mit ihren Todesahnungen verließ ich die Kirche, indem ich mir bittere Vorwürfe machte, jenen Mann damals durch harte Worte verletzt zu haben. — Ob er noch gerettet, und wie er überhaupt dorthin unter die Verwundeten vom 6., 46., 47., 32. und 95. Regiment gekommen ist, kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich aber hat sich seine Todesahnung von Luneville schon damals erfüllt.

---

12. Luneville.

Luneville, 16. August.

Beim Morgen-Appell erfuhren wir, daß die Nordarmee vorgestern eine siegreiche Schlacht geschlagen, und daß man heute eine Schlacht vor Metz erwarte, in welche vielleicht auch unsere Südarmee einzugreifen berufen sei. Aber bis jetzt sind noch keine Details hierüber bekannt. — Wir stehen zwar mitten in den Ereignissen und im steten Connex mit dem Hauptquartier, und trotzdem diese Unwissenheit bezüglich der anderen Armeen, ganz abgesehen davon, daß uns ein Ueberblick der Ereignisse und der gewaltigen Zeit vollständig abgeht. Man erzählt sich gegenseitig im Hauptquartier die verschiedensten Gerüchte, calculirt mit der Karte in der Hand über dieses und jenes, bis endlich die langerwarteten Depeschen einlaufen oder Ordonnanzen direkte Nachrichten aus dem großen Hauptquartier überbringen.

Ist man hierüber noch im Unklaren, so ist man doch über Eins genau unterrichtet: der Fang, welchen unsere Intendantur an Proviantbeständen hier machte, ist so groß, daß unsere Kavallerie und Artillerie auf mehrere Monate hin mit Hafer und Heu versorgt ist. In einzelnen Räumen des Schlosses lagen der Hafer und das Getreide in Manneshöhe aufgeschüttet, und die Umsicht und staunenswerthe Energie der Intendantur-Beamten weiß immer noch neue Speicher zu entdecken. Man glaubt in diesen Vorräthen den ganzen Proviant der Mac Mahon-schen Armee entdeckt zu haben, und frägt sich beim Anblick dieser Massen, welche auf Millionen abgeschätzt werden, wie man ein so werthvolles Fourage-Magazin preisgeben konnte, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, auf der von hier nach Metz führenden zweigleisigen Eisenbahn diese Proviantmassen in letzt-

genannte Festung zu retten. Man scheint bei der französischen Heeres-Verwaltung dieses ungeheure Magazin gänzlich vergessen zu haben, und so fiel es in unsere Hände, gerade so wie die große Feldbäckerei in Saargemünd mit ihren bedeutenden Vorräthen, welche man ebenfalls, statt in eine Festung, in eine offene Stadt unweit der Grenze gelegt hatte. Es ist dies ein Beweis ebenso der Kopflosigkeit bei der Mobilmachung, wie der gänzlichen Vernichtung der Mac Mahon'schen Armee.

---

13. Nancy.

Nancy, 18. August.

Durch eine Landschaft voll Lieblichkeit und Fruchtbarkeit zogen wir gestern über St. Nicolas nach Nancy, der kunstgeschmückten Hauptstadt des später nach Toskana versetzten Herzogs von Lothringen Franz III. und seines Nachfolgers, des früheren polnischen Königs Stanislaus Lesczynski. Schon das Thal der Meurthe mit seinen rebenbewachsenen Hügeln hatte, im Gegensatz zu den großartigen Partien der Vogesen, einen auffallend südlichen Charakter. Bald zeigten sich denn auch in der Ferne die Thürme von Nancy. Je näher wir kamen, um so lieblicher gestaltete sich das Panorama vor unsern Blicken. Ringsum Rebengelände an denen die Traube sich schon färbt; statt der nackten Felder wohlgepflegte Gärten, statt der Pappeln Nußbäume und eßbare Kastanien, — und vor uns in einem reichen Kranz von Villen und Parks die Stadt weithin ausgebreitet. Nach dem Passiren einer lang sich hinziehenden Vorstadt treten wir durch ein Thor, nach Art eines Triumphbogens, in die Stadt selbst ein, auf deren Straßen überall große Gruppen von heftig gestikulirenden Leuten stehen, während fast aus jedem Haus die hellblauen Bayern mit Stolz auf das Gewühl herabblicken.

Mit Mühe gelangen wir nach dem Mittelpunkt der Stadt, dem schönen Stanislausplatz. Hier concentrirte sich ein Leben, wie man es sich bunter und lebhafter nicht denken kann. Um das mitten auf dem Platz gelegene Standbild des Stanislas und vor dem Hôtel de ville gruppiren sich Soldaten, Blousenmänner, Herren und Damen in den elegantesten Toiletten, über

die soeben angeschlagenen Proklamationen und Kriegsnachrichten lebhaft debattirend. Vom Stadthaus, dem bischöflichen Palast, dem Theater, einem Triumphbogen und zwei großen Privatgebäuden umgeben, bietet der Platz in seinen architektonischen Linien und mit seinen von Jean Lamour in unübertrefflicher Meisterschaft ausgeführten schmiedeeisernen Gitterwerken, den größten und schönsten ihrer Art, einen wahrhaft imposanten Anblick dar. Und nun dieses Leben! Das schreit, kommandirt, trommelt, lacht und debattirt durcheinander, als ob man jeden Augenblick den Ausbruch einer Revolution oder etwas dergleichen zu befürchten hätte. — Nach langem vergeblichen Harren und vielen Scherereien ist endlich Quartier für Pferde und Mannschaften gefunden. Aber da unsere hellblauen Kameraden aus dem Süden eine ganz eigenthümliche und unstreitig einfach praktische Einquartirungsweise haben, indem sie nämlich die Kompagnien in einer Straße aufmarschiren lassen und dann zugweise die Mannschaften ohne Weiteres in die Häuser schicken, so hat der, welcher später mit einem von der Mairie ausgestellten Quartierbillet kommt, das Nachsehen. Mancher hat auf diese Weise zwei bis drei Mal nach der Mairie laufen müssen, ehe er ein „bayernfreies" Haus antraf.

Abends sammelt sich Alles auf dem schönen Stanislasplatz, wo besonders in dem neu getauften Café des officiers und dem benachbarten Theatercafé ein heiteres Leben sich entwickelt.

Wiederum schwirrten die verschiedensten Gerüchte durch die Luft. Daß in der Nähe von Metz gekämpft wurde, stand fest, ebenso, daß unsere Waffen bis jetzt siegreich wären. Ob aber unsere Armee noch zum Eingreifen kommen würde oder nicht, darüber wurden stündlich Befehle erwartet. Neben uns an saßen um einen kleinen Tisch mehrere Prinzen und Offiziere des Hauptquartiers; aber auch auf ihren Gesichtern waren die Spuren der Spannung und der Ungewißheit. Auf dem Markte selbst standen im Halbdunkel der Gasflammen die Gestalten der finsteren Blousenmänner und suchten eifrig aus unseren Gesichtern Nachrichten zu lesen, oder hier und da Bemerkungen aus den Gesprächen zu erhaschen. Diese Herren mit ihren Spitzbubengesichtern und den Händen in den Hosentaschen affektiren zwar, wenn man sie fixirt, eine müde Gleichgültigkeit; aber zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet wähnen, erhascht man einen Blick des giftigsten Hasses. Allerdings hat sich jetzt heraus=

gestellt, daß das Personal dieser beiden großen Hôtels und Cafés, welches anfänglich kein Wort Deutsch verstand, vom Wirth bis zum Hausknecht deutscher, d. h. elsässer oder schwäbischer Herkunft ist und das Deutsche vortrefflich versteht; dennoch erscheint es uns, beim Blick auf die hiesige Bevölkerung, geradezu lächerlich, wenn manche Kameraden und besonders die bayrischen Offiziere konsequent „Nanzig" statt Nancy sagen. Diese Stadt ist durch und durch französisch und würde niemals dem deutschen Wesen zu gewinnen sein; darum wäre es Thorheit, sie annektiren zu wollen.

Mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck im Gesicht drängen sich allabendlich in diesem Gewoge auf dem Stanislas-Platz auch Damen mit und ohne Herrenbegleitung und scheinen an diesem bunten Treiben und den verschiedenartigen Uniformen ein großes Gefallen zu finden und andererseits — Gefallen erregen zu wollen. „Die blonden Eindringlinge" scheinen alles Abschreckende plötzlich verloren zu haben; denn bei diesen abendlichen Promenaden in den Straßen und Avenuen betheiligen sich alle Altersklassen der Damen, sowohl das naive Alter wie die erfahrene Jugend, und beide scheinen trotz der „Nationaltrauer" sehr eroberungslustig zu sein.

Mit Recht hat man dieses Nancy, anstatt des früheren Beinamens la belle jetzt la coquette genannt; denn diese Stadt ist nicht nur eine der ebenmäßigsten und schönsten Städte Frankreichs, sondern auch eine der liederlichsten. Nirgends tritt die Unsittlichkeit mit solcher Prätension auf. Man sollte doch annehmen, daß in diesen Dirnen und verheiratheten Frauen noch ein Funke von Patriotismus sei, der sie von dem Umgang mit den „fremden Eindringlingen" fern hielte. Aber nein! Während die Männer, wie in Südfrankreich fast durchgehends, fahle und zerrissene Züge haben, eine Folge des zu frühen Lebens und zu häufigen Genusses von Absynth, treten die Frauen in Miene und Kleidung so auf, daß man stets im Zweifel ist, ob sie zur Demimonde gehören oder nicht. Ein ächtes Bild des zweiten Kaiserreiches. Während die Demimonde anderswo ein soziales Uebel ist, ist sie hier zur öffentlichen Institution geworden. Während man bei uns in die Ehe tritt, um etwaige Jugendtollheiten zu vergessen und am Heerde eines eigenen Heims ein besserer, soliderer Mensch zu werden, schließt man hier Ehen, nur um sie zu brechen und einen schützenden Schein für alle

möglichen Extravaganzen zu haben. — — Aber ist dies ein Wunder, wenn man in Paris, dem Vorbild aller Provinzialstädte, Männer wie Morny, Persigny u. s. w. mit Würden und Geld überhäuft; wenn die Moden und Trachten einer Eugenie und der berüchtigten Kameliendamen getreu kopirt werden? Man braucht nur an das offenkundige Lorettenthum in Paris zu denken; man möge die neuesten Bücher der französischen Literatur zur Hand nehmen und einen Blick in die „modernen Ehen“ jenes unverschämten Edmond About werfen; man lese die Skandalprozesse der französischen Gerichtshöfe, welche von aller Welt mit Behagen verschlungen werden und zu deren Verhandlungen sich die höchstgestellten Damen drängen und Billets wie zu einer Oper lösen, — um den verderblichen Einfluß des jetzigen Empire kennen zu lernen. Mit Napoleon wurde die Gemeinheit und Korruption gekrönt, mit ihm stieg das scham- und sittenlose Cäsarenthum auf den Thron von Frankreich. Der krasseste Materialismus und die frechste Frivolität ging Hand in Hand mit kriechender Bigotterie. Bei solchen Beispielen und unter solchen Verhältnissen muß mit der Zeit jedes Volk moralisch zu Grunde gehen, müssen allmälig die Bande der Ehe und Familie sich lockern und das ethische Bewußtsein des Volkes völlig erschüttert werden. — Hierzu gesellt sich nun noch eine wilde Spekulation und die Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, wobei man auch wieder von oben her mit bösem Beispiel vorangegangen ist und bis in die neueste Zeit dem Rechtsbewußtsein in frecher Weise ins Gesicht geschlagen hat. — Wenn irgendwo, so kann man hier gerade verfolgen, wie die Sittenlosigkeit die französische Nation verdorben und dem Verfall entgegengeführt hat.

Doch urtheile man nicht zu scharf! — frage man bei uns an, ob jetzt Alles noch so ist, wie die reinigenden Freiheitskriege das Vaterland hingestellt hatten?! Ist es auch nicht so schlimm, wie zur Zeit des Helden von Salfeld und jener Leute, welche vor 70 Jahren den Gesellschaftston beherrschten, so haben wir doch bei uns schon zu viel des französischen Wesens eingeführt. Auf unseren Bühnen zweiten Ranges hat sich der Cancan eingenistet, die liederliche und frivole Musik eines Offenbach feiert ihre Triumphe in Berlin eben so gut als in Paris und darf im Lande der Denker alles Edle und Schöne durch schamlose Parodien verhöhnen; französische Apotheosen des Lorettenthums

werden schon jetzt in den Bibliotheken der Kleinstädte verschlungen und verbreiten einen Gifthauch, zu dessen Vertreibung frische Winde nöthig sind.*) — Doch ich bin in Nancy!

Wie Preußen sein Jena hatte, um sich sittlich zu heben und alle seine schlummernden Kräfte neu zu beleben, so scheint auch Frankreich jetzt eine Niederlage erlitten zu haben, welche sein eitles Jagen nach gloire vertreiben wird. Soeben verkündete nämlich Prinz Wilhelm von Württemberg, noch in später Stunde aus dem Quartier des Kronprinzen kommend, daß unsere I. Armee im Verein mit den Truppen des Prinzen Friedrich Karl nach zweitägigem Ringen die Armee des Marschalls Bazaine geschlagen hat und morgen noch vollends zu vernichten hofft. Ein donnerndes Hoch auf die tapferen Brüder im Norden schallte bei diesen Worten über den Stanislasplatz und noch tief bis in die Nacht hinein saßen die jubelnden Offiziere beim schäumenden Glase, während die Männer von Nancy betrübt nach Hause schlichen. —

Wir lagen heut morgen alle noch tief in Morpheus Armen, als gegen 4 Uhr wohlklingende Signale der bayrischen Reiterei über den Platz vor unseren Quartieren erschallten und in allen Häusern ein reges Leben anfachten. Da auch wir Befehl hatten, beim Generalmarsch zu unseren in einer Vorstadt stehenden Wagen zu eilen, so stürmten wir in größter Hast durch die Porte de la Grappe nach dem Appellplatz. Die Trommeln wirbelten dumpf durch die Straßen der Stadt, die Infanterie lief nach den Sammelplätzen, die grünen Chevauxlegers sprengten in rasendem Galopp durch die stillen Gassen. Alles war wie auf einen Zauberschlag am Platze; die Hoffnung, sich wieder mit dem Feinde messen zu können, hatte sofort alle Müdigkeit verbannt. Aber bald kam es zum Vorschein, daß es nur blinder Lärm gewesen und daß für die III. Armee noch kein Befehl zum Eingreifen in die Metzer Kämpfe vorlag. Die Bayern zogen nur weiter vor, um auf alle möglichen Fälle vorbereitet zu sein. Etwas verstimmt gingen die Zurückbleibenden wieder in ihre Quartiere, wo man an den flammenden Augen und den siegesgewissen Mienen der Wirthsleute merken konnte, daß sich dieselben schon wieder mit eitlen Hoffnungen auf Sieg herum-

---

*) So geschrieben im Jahre 1870; — und wie steht es jetzt bei uns!?! —

trugen, wie denn überhaupt die Einwohner von Nancy gar nicht glauben können, daß die „Prussiens“ ihre sieggewohnten Truppen immer sollten geschlagen haben. Die faulsten Ausreden, Verrath, Uebermacht unserer Truppen und dergleichen mehr müssen herhalten, um die Niederlagen zu entschuldigen, und unter Hinweis auf unsere kolossalen Verluste, die wir nur nicht eingestehen wollten, demonstriren diese Leute uns ganz klar ad oculos, daß wir eigentlich besiegt sind und daß keiner von uns lebendig aus Frankreich wieder herauskommt. Oft steht man vor solchen Phrasenmachern ganz sprachlos; man muß sich fragen, ob dieselben unverschämte Lügner oder — Tollhäusler sind.

Nach dem Abzuge der Bayern kann man erst die architektonischen Schönheiten der Stadt mit Muße betrachten. Selten findet man wohl eine so glückliche und schöne Vereinigung der mittelalterlichen Renaissance und des Roccocostyles, wie hier. Der Stanislasplatz mit den vergoldeten Gittern an allen Straßen und dem Eingang zur Pepinière ist in dieser Hinsicht ein wahres Schmuckkästchen. Wie in der Pepinière und der Place Carrière die herrlichsten Alleen sich befinden, so hat auch jeder größere Platz Nancy's seine schattigen Baumgänge, unter denen die eleganten Damen der Stadt vor den Bayern hin- und her promenirten.

Von dem Thurm der Kathedrale, einer ächten Jesuitenkirche, deren Vorbild aber St. Andrea della Valle in Rom sein soll, hat man über die Stadt und Umgegend eine der schönsten Rundsichten, die sich mit denen, welche man von den Kathedralen in Wien, Straßburg, Basel 2c. genießt, dreist messen kann, wenn auch das Gesichtsfeld selbst nicht so ausgedehnt ist, wie bei jenen. Natur und Kunst haben aus der Umgebung Nancy's und dem Thalkessel in der Runde ein wahres Paradies geschaffen und beide lothringische Herrscher, Herzog Leopold und besonders sein polnischer Nachfolger Stanislaus Leszynski, haben mit großem künstlerischem Geschmack und mit jenem eigenthümlichen Eifer niedergehender Staaten, sich wenigstens in monumentalen Bauten zu verewigen, geradezu Außerordentliches geleistet, diese ihre Hauptstadt zu schmücken. Mit der Angliederung dieses Reiches an Frankreich verschwand auch die lothringische Seitenlinie der französischen Architektur; aber diese großartige Stadtanlage, deren Achse hier von der Kathedrale durch das davor liegende Stadthaus und den kräftig profilirten Triumphbogen bis zum

stattlichen dreigeschossigen Bau des Gouvernements-Gebäudes, des alten Palais ducal, hindurchgeht und den herrlichen Stanislasplatz, sowie die Place Carrière mit ihren dekorativen Prachtbauten umfaßt, wird noch auf Jahrhunderte hinaus den Ruhm dieser lothringischer Baumeister Hardouin-Mansart, Boffrand, Héré, F. Nicolas, Jadot und Jenneson verkünden. — Lange lauschten wir deshalb den Erklärungen des Klosterbruders und nur ungern trennten sich die Blicke von dem liebreizenden Bilde, welches wie ein Altan zu unsern Füßen ausgebreitet lag. — Von den übrigen, ebenfalls sehr sehenswerthen Kirchen fesselte uns noch die in der Vorstadt gelegene église de Bonsecours, da hier die bekannten Mausoleen des Stanislaus und seiner Gemahlin sich befinden. Aber von geradezu überwältigendem Eindruck ist noch eine neu erbaute, rein gothische Kirche St. Evre, welche durch die staunenswerthe Energie Eines Mannes, des Pfarrers dieser Gemeinde, eines wahren Kollekten- und Bettel-Genies, gegründet und jetzt so weit gefördert ist, daß sie hoffentlich in nächster Zeit dem Kultus ganz übergeben werden kann. Diese Kirche ist, was Reinheit des Styles, Schönheit des Baumaterials und Sauberkeit der Detail-Arbeit betrifft, neben der Votifkirche in Wien sicherlich das hervorragendste gothische Bauwerk der Neuzeit.

Während um die Mittagszeit sich auf den Plätzen und in den Straßen dieser Stadt-Syrene ein lebhaftes Treiben entwickelte, bei dem von „nationaler Trauer" nichts zu bemerken war, bekommen wir den Befehl, von Toul aus verwundete preußische Offiziere abzuholen, die man dorthin von Metz aus transportirt hätte. Schnell schloß sich uns noch Ad. Strodtmann, der Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" an, um dem alten Tullum Leucorum auch seinerseits einen Besuch abzustatten. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als wir, nur noch zwei Kilometer von der Stadt entfernt, auf einmal einen Granatschuß von der deutlich vor uns liegenden Festung erhielten, und die bayrischen Vorposten, die hier im Felde versteckt lagen, auf unsere Frage uns mittheilten, daß dieselbe noch im französischen Besitz sei und die in unserm Rücken lagernden Bayern das Cernirungskorps bildeten!? Ohne von irgend Jemand angehalten oder nur im Geringsten auf die Gefahr aufmerksam gemacht zu werden, — die bayrischen Offiziere des Brigade-Stabes, welche mit ihrem General im Dorfe Ecrouves vor der Dorfschenke

saßen, erhoben sich und salutierten unserm Major sehr artig, — hatten wir alle hellblauen Kameraden passirt und waren auf dem besten Wege, den Rothhosen gerade in die Hände zu laufen. Als von der alten Vauban'schen Festung ein zweiter Gruß herüberknallte und die Granate in sehr bedenklicher Nähe an unsern Köpfen vorüber sauste, kommandirte unser alter Herr Oberstwachtmeister sein „Kehrt" in einem solchem Tone, daß man ihm den Aerger über die Nachlässigkeit des betreffenden Herrn, der uns den Befehl gegeben, deutlich anmerken konnte. Wir kehrten natürlich schleunigst um und hatten auf der langen Fahrt über Gondreville nach Nancy auch unsererseits Muße genug, über diesen unerklärlichen Befehl unseres Delegirten nachzudenken. —

Abends versammelte sich fast Alles vor dem Hôtel de France, wo sich das Hauptquartier des Kronprinzen befindet. Man erwartete jeden Augenblick neue Nachrichten über die Kämpfe bei Metz, welche die eingegangene kurze Siegesdepesche vervollständigen soll. Das bayrische Musikkorps spielt krampfthaft „An der schönen blauen Donau" und feurige Märsche; aber dadurch wird die Ungeduld nur vergrößert. Die in voriger Nacht nach dem Hauptquartier des Königs abgesandten Offiziere des kronprinzlichen Stabes sind noch immer nicht zurück. — Die bayrischen Offiziere, mit denen wir schließlich kneipen gehen, sprechen mit einer wahren Begeisterung von „unserm Fritz" und „unserm Kronprinzen." Ein Hauptmann ergeht sich in Gegenwart und unter Zustimmung seiner Kameraden in so feurigen Sätzen über das zukünftige „deutsche Kaiserthum und den deutschen Kaiser Fritz," daß wir ganz erstaunt sind und nicht wissen, was wir zu dieser Umwandlung der Geister in Süddeutschland sagen sollen. Nur Eines ist uns klar, daß auch nach dem Kriege, wenn sich der gährende und überschäumende Most der Begeisterung gesetzt und abgeklärt hat, der Geist der Waffenbrüderschaft in einem engen Anschluß von Süddeutschland an den Nordbund Ausdruck finden muß. Mögen sich die Regierungen und Diplomaten eine Zeit lang dagegen sträuben, schließlich wird doch der Druck der öffentlichen Meinung den Sieg davon tragen.

14. Ohne Bedeckung.

Germiny, 20. August.

Unsere Kolonne gehörte allerdings zum Hauptquartier der 3. Armee; da es aber jedenfalls höchst eigenthümlich ausgesehen haben würde, wenn unsere eigenartig gebauten Transportwagen im unmittelbaren Gefolge Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen oder wenigstens bei der Wagenkolonne des Hauptquartiers gefahren wären, so rückte unser Kommandeur mit feinem Takte immer mehrere Stunden früher aus, als die glänzende Kavalkade des Hauptquartiers aufbrach.

So geschah es auch am 19. August nach unserm zweitägigen, höchst angenehmen und interessanten Aufenthalte in Nancy. Abends vorher war vom Generalquartiermeister als nächstes Quartier der 2. Staffel das Dorf Germiny bestimmt worden, und wir rückten denn auch wohlgemuth dahin ab. Als wir gegen 11 Uhr in diesem inmitten eines Thalkessels versteckt gelegenen und von zwei Seiten mit dichten Waldungen umgebenen Dörfchen anlangten, fanden wir wie gewöhnlich schon alle Häuser durch Kreideangaben der Fouriere für die betreffenden Fürsten und Offiziere belegt, und auch uns waren drei bescheidene Hütten, Drescherhäusern daheim nicht unähnlich, als Behausung angewiesen. Verstimmt und mißmuthig krochen wir in diese „Saulöcher", machten uns gegenseitig Kondolenzbesuche oder hörten mit stoischem Lächeln und einer gewissen Bewunderung unserm widerlich-freundlichen, ewig schwatzenden Wirthe zu, der sich bemühte, das Schweinefutter, welches er im pot au feu bereitete, als ein Nonplusultra von „bonne soupe" zu schildern. Hierbei war es zu komisch, daß der Kerl trotz unserer französischen Sprache nicht von dem Gedanken herunterkam, wir verständen ihn nicht ordentlich, und er müsse uns deshalb Alles mit einem großen Aufwand von Gestikulationen begreiflich machen. Trotz seiner lebhaften Empfehlung und der Versicherung, daß unsere Landsleute Tags zuvor immer gesagt hätten: „bonne soupe, bonne soupe", waren wir jedoch nicht im Stande, unseren Ekel zu überwinden und das Gebräu anzurühren. Mit vergnügtem Sinne speiste unser Wirth allein. Wir legten uns auf den Steinboden, um, in unsere Decken gewickelt, den Hunger und Mißmuth zu verschlafen, und zwei Kameraden legten sich ganz gemüthlich in das Bett des Wirthes, nachdem sie ihn über seine

Befürchtung, daß sie „kleine Thierchen" darin bekommen würden, mit der Versicherung getröstet hatten, daß sie solche schon längst besäßen.

Kaum lagen wir jedoch in Morpheus' Armen, als ich durch den Befehl unseres Kommandeurs, die Leute sofort zum Appell antreten zu lassen, geweckt wurde. Schnell waren alle auf dem Platze, erstaunt und erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten. Unsere Erwartung wurde denn auch bald befriedigt, indem unser Major mittheilte, daß soeben ein Feldgensdarm mit der Nachricht eingetroffen wäre, das Hauptquartier bliebe für heute noch in Nancy, da der Höchstkommandirende zu einem Kriegsrath nach Pont-à-Mousson gereist sei, um dort die in Folge der letzten Kämpfe um Metz nöthigen Veränderungen in den Dispositionen gemeinsam mit dem großen Hauptquartier zu treffen. Da nun auch die Quartiermacher des Hauptquartiers wieder nach Nancy zurück wären, so seien wir für heut und die kommende Nacht ohne Bedeckung. Gefahr sei zwar nicht im Verzuge, aber immerhin wäre es rathsam, die Augen offen und die Ohren gespitzt zu halten. Denn daß der Maire und die ganze junge Männerwelt angeblich von den Soldaten requirirt wären, sei nicht gut anzunehmen, zumal da sämmtliche Wagen in den Gehöften sich vorfänden. Jedenfalls steckten dieselben mit dem meisten Vieh in den benachbarten Waldungen; doch sei von ihnen nichts zu befürchten, da die gestern durchgekommenen Truppen den Einwohnern einen heillosen Respekt eingeflößt hätten. „Nichtsdestoweniger empfehle ich Ihnen ein recht artiges und freundliches Benehmen gegenüber den Einwohnern und den Frauen insbesondere, welche die Abwesenheit der Männer übel zu vermerken scheinen. Die Zugführer haben in den betreffenden Quartieren darüber zu wachen, daß die Wirthe durch keine anmaßende Forderung gereizt werden. Um 7 Uhr Appell; bis dahin: Adieu, meine Herren!" Mit diesen Worten ließ uns der alte, gute Knesebeck etwas verblüfft stehen; denn daß die Umgegend nicht ganz geheuer war, und daß zwischen den Einwohnern und den Wäldern geheime Verbindungen bestanden, das war uns Allen gleich nach der ersten Stunde unseres Hierseins klar geworden. Daß wir bei der eigenthümlichen Lage des zwischen Bergen und Wäldern versteckten Dorfes auf leichte Weise bei Seite geschafft werden konnten, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte, das war uns gleichfalls klar. Wer konnte

uns dafür stehen, daß nicht die in den Wäldern sicherlich versteckten Männer, benachrichtigt von unserer numerischen Schwäche, des Nachts uns ganz gemüthlich aufheben würden, und was konnten wir zwanzig Mann gegen einen derartigen Ueberfall machen, die wir, die Waffen unseres Kommandeurs mit eingerechnet, nur 2 Säbel, 1 Revolver und 2 Chassepots ohne Munition hatten?! Doch diese Gedanken beschäftigten uns nur momentan; die langen stummen Gesichter verschwanden sofort, als einer unserer Fahrer, ein echt Berliner Kind, der auch in Possen oft genannte Wilhelm Schröder, plötzlich mit heroischem Pathos in die Worte ausbrach: „Willem, et riecht sengerig; buhlen wir um Popularität bei dieser französischen Kanaille.“ Lachend gingen wir auseinander, nachdem noch den Mannschaften eingeschärft war, ihre Wirthsleute in dem Wahn zu lassen, daß das Gefolge des Kronprinzen mit Bedeckung Abends kommen würde. Einige Leute poussirten die Dorfschönen, doch nur in allen Ehren; wir anderen gingen nach dem Gasthaus, um dort eine tüchtige Zeche mit großen Trinkgeldern abzuladen. Durch Spaziergänge suchten wir uns in der Umgegend genau zu orientiren. Nebenbei wurden auch die Leute ein wenig mit der Mittheilung erschreckt, daß wir, wie überhaupt das ganze Hauptquartier, wohl wüßten, was in den Wäldern versteckt wäre. Doch alles dies wollte noch nicht recht ziehen, überall sahen uns finstere und verschlossene Gesichter an. Da wollte es der Zufall, daß unser Suppenwirth, wie so oft aus alter Eifersucht, mit seinem verheiratheten und wohlhabenden Bruder in Streit gerieth und in der Hauptgasse des Dorfes sich furchtbar mit ihm prügelte. Das halbe Dorf war lebendig, ohne daß Jemand gewagt hätte, die beiden blutenden Kerle auseinander zu bringen. Da sprang einer meiner Leute, ein zwar kleiner, aber unglaublich starker Marineoffizier namens Reuter herbei, riß mit einigen Griffen die Kämpfenden auseinander und warf unseren Wirth so energisch auf den naiven Theil seiner Schattenseite, daß ihm Hören und Sehen verging und er mehrere Minuten das Aufstehen vergaß. Diese großartige Kraftentfaltung hob uns riesig in den Augen der Einwohner von Germiny, und als kurz darauf unser Major, fußend auf dem Befehl, daß in den Dörfern des Hauptquartiers von außen her nicht requiriert werden dürfte, einen etwas groben württembergischen Offizier zur Ordnung wies und seine Forderungen an Mehl, Hafer, Eiern,

Butter u. s. w. auf den vierten Theil des Geforderten reduzirte, da lag das Dorf fast auf Knien vor uns.

Beim Abendappell bat ich im Namen der Mannschaften um die Erlaubniß, uns umquartieren zu dürfen, und dies wurde uns auch gestattet, da ja die Einwohner sich so wie so für ihre hohe Einquartierung vorbereitet hätten. Nachdem wir noch Verhaltungsmaßregeln für etwaige Allarmirung erhalten hatten, entließ uns der Kommandeur mit beruhigenden Worten. Jeder quartierte sich nun nach Belieben ein, der eine als Gustav Freytag oder Professor Bleibtreu, der andere als Fürst Putbus oder Graf Bothmer u. s. w. Ich selbst suchte mir mit meinem speziellen Landsmann M. Allihn ein Haus aus, an welchem „Herzog von Koburg und Prinz von Hohenzollern" angeschrieben stand. Die für „Monsieur le Duc“ zubereiteten Hähnchen, Cotelettes und Salate haben uns prachtvoll gemundet. Die Familie unseres Wirthes, zwei junge Eheleute, ein alter, würdiger Veteran von Napoleon I. und ein Gymnasiast aus Nancy, waren so liebenswürdig und politisch vernünftig, wie wir es selten gefunden; und da ich andererseits — von jeher der „Onkel" aller kleinen Kinder und der Freund aller Hunde, wohin ich auch komme — das kleine dreijährige Töchterchen unserer Wirthsleute während des ganzen Abends nicht vom Schooße bekam, bis es endlich müde von allem Plappern in meinen Armen sanft einschlummerte, so hatten die guten Leute zu meinem Erstaunen mich ordentlich lieb gewonnen. Als wir spät Abends, von edlem Weine schwer, uns auf einem weichen Bett lagerten, da segneten wir im Stillen den Koburger Herzog für seine freundliche Ueberlassung dieses Quartiers und für die Befreiung von der Schweinssuppe unseres kampflustigen Wirthes. An Ueberfall und Franktireurs dachten wir mit keinem Gedanken mehr. — Am andern Morgen kamen Alle, heiter gestimmt durch die schönen Quartiere und theilweis sogar schwer beladen mit Eßwaaren und einem herrlichen Anisette in der Feldflasche, zum Appell. Beim Abschied setzte es sogar Thränen, Küsse und Segenswünsche, und so manche Dorfschöne blickte feuchten Auges und schweren Herzens über den Zaun unserem Zuge und vor Allem unserem leichtsinnigen Kameraden S. nach.

15. Vaucouleurs.

Vaucouleurs, 21. August.

Während die Herren vom Hauptquartier des Kronprinzen erst spät Abends nach sehr anstrengenden Märschen, die einen direkt von Pont-à-Mousson, die anderen von Nancy gestern hier eintrafen, waren wir schon am Nachmittag, noch in den angenehmen Erinnerungen an Germiny schwelgend, in's Quartier gerückt. Der durch Schiller „klassisch" gewordene Ort Vaucouleurs ist ein elendes Landstädtchen von kaum 3000 Einwohnern. An einen grünen Berg sich anlehnend, sah der Ort sehr freundlich und vielversprechend aus; aber innen ist er winkelig und unsauber. Das Häuschen, in welchem die Jungfrau von Orleans gewohnt, ja sogar die Steinstiege, auf welcher sie oft gesessen haben soll, wird Einem noch gezeigt; frägt man aber nach geschichtlichen Beweisen, so können die Einwohner nichts bieten.

Heute ist Rasttag; die Parade, die der Kronprinz über seine 8. Dragoner und zwei in der Nähe lagernde gelbklappige schlesische Infanterie-Regimenter abgenommen, haben wir leider verpaßt; — was soll man nun in diesem Städtchen vornehmen?! Die Umgegend wird mit Recht die „Lause-Champagne" genannt; denn sind auch hier und da einige Striche guten Landes, so ist doch das übrige wegen seiner vielen Steine nicht zu bebauen, und auch der Wein will hier nicht mehr recht gedeihen. Zu interessanten Promenaden hat man daher keine Gelegenheit; die Café's sind bis auf wenige elende Kneipen geschlossen; das einzige leidliche Gasthaus „Hôtel de la Providence" ist von den Fürsten und Offizieren des Stabes bis in den letzten Winkel besetzt; die hier vorgefundenen französischen Zeitungen sind sehr alt und uns mit all ihren Lügen-Depeschen längst bekannt. Da ist es denn immer ein wahres Ereigniß, wenn eine „Tante Voß" oder Nationalzeitung in unsere Hände geräth und ein Kladderadatsch ist ein Gegenstand der größten Wichtigkeit und von so großem Interesse, daß man ihn drei bis vier Mal liest.

Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Rasttage in mancher Hinsicht höchst angenehm und für die Truppen höchst nothwendig sind; aber die öde Langeweile, die uns in solchem Quartier, wie dem hiesigen, aus allen Ecken und Enden angähnt, ist fast nicht zu ertragen, nach den ewig-wechselnden Bildern und Ereignissen der letzten Wochen. Man hat sich an „des Dienstes immer

gleich gestellte Uhr" schon so gewöhnt, daß man an Ruhetagen gar nicht weiß, wie man die Zeit hinbringen soll. Die Herren des Hauptquartiers mopsen sich auch gewaltig und glauben daher nichts Besseres thun zu können, als hinter den Weinflaschen zu sitzen, sodaß wir nicht einmal erfahren können, was für Nachrichten der Kronprinz aus Pont-à-Mousson mitgebracht oder welche Dispositionen für die nächsten Tage, die ereignißschwanger vor uns liegen, gefaßt wurden. Die einzige Arbeit besteht dann im Kochen, wie die Unterhaltung sich nur um Essen und Trinken dreht. Die Einen sind an der Reihe, Kartoffeln zu pudbeln, die Andern holen Rüben vom Felde, Einige müssen Fleisch- und Brotrationen bei der glücklich angekommenen Proviant-Kolonne fassen, Andere schälen mit stoischen Gesichtsausdruck Kartoffeln und vernehmen von den Uebrigen Kochrezepte, wie sie Dumas-père nicht besser liefern könnte. Im süßen Wechseltanz der Horen wird dann das dejeuner, diner und souper eingenommen, wobei stets eine schöne Abwechselung des Menus stattfindet, indem diesmal Rindfleisch mit Kartoffeln, das andere Mal Kartoffeln mit Rindfleisch gegessen wird. Da nun auch große Wäsche am nächsten Brunnen gemacht ist und alle Taschentücher und Hemden „schneeweiß" auf dem Gartenzaune hängen, so bleibt eben weiter nichts Anderes übrig, als zu essen und zu schlafen, bis die Stunde des Appells heran kommt.

Man ist gezwungen, sich Alles selbst zu besorgen und selbst zu bereiten, denn

„Da tritt kein Andrer für ihn ein,
„Auf sich selber steht er da ganz allein."

Aber durch diese Nothwendigkeit erlangt man bald eine solche Geschicklichkeit und Selbständigkeit, daß man nichts für unmöglich hält und es ganz natürlich findet, wenn Jemand nicht blos seine eigene Köchin und Wäscherin, sondern auch sein Schuster und Schneider ist.

Eine wahre Perle von Mensch ist dann für derartige Zeiten, in armseligen Quartieren und beim Ausbleiben der Proviantkolonne, unser zweiter Fahrer, Friedrich Wilhelm Schröder aus Berlin. Sein kindlich-treuherziges Gemüth besitzt eine Erheiterungs-Fähigkeit und Genügsamkeit, die auch aus den geringfügigsten Dingen und Erlebnissen den Honig des Vergnügens saugen und schlagfertig einige Kalauer daran knüpfen kann.

Schon auf dem Heranmarsch konnte er beim bloßen Anblick eines Dorfes und seiner benachbarten Weinberge oder Waldungen zum Voraus sich ausschütten vor Lachen über die Abentheuer, die er sicher erleben würde, wenn er von „seiner Hammelheerde", tief im Wald versteckt, sich ein Prachtexemplar holt. Mit aufgeblasenen Nüstern betrachtete er von seinem Bock aus rechts und links die Waldungen und Gehege und rief dann mit komischem Pathos aus: „Kinderkens, ick wittere wie Hamleten sein Geist Morgenluft; et giebt heite mindestens Hammelbraten mit Zwiebelsauce, — wenn't jut jeht, riskiren wir ooch 'n Kalbsbraten oder Kanarien-Vogel" (Ente-canard). Die Augen halb zugekniffen, nickte er dann schlau dem Kaufmann Petit zu, der als Mitglied der französischen Gemeinde in Berlin die französische Sprache vorzüglich beherrschte und dem Schröder zu seinen Requirirgängen stets den Bon ausstellen mußte, der, wie Fama berichtete, einfach mit „Requirir-Meier" unterschrieben wurde.

Schröder selbst, der Sohn eines hochachtbaren Schmiedemeisters in Berlin, hatte auf der Schule s. Z. etwas Französisch gelernt, und wußte sich mit seinem Kauderwelsch und dazu gehörigen Gesten ganz verständlich zu machen. Wenigstens dauerte es nie lange, höchstens 1—2 Stunden, dann kam er von seiner Excursion zurück, mit einem blutigen Schlachtmesser zwischen den Zähnen und einem ausgelegten Hammel auf den Schultern. Sein Gesicht, das von Wind und Wetter braun gebeizt, sonst schon wie Speckschwarte glänzte, strahlte dann stolz wie ein Alpenwipfel beim Sonnenaufgang, und seine Augen rollte er dann stolz herüber und hinüber, wie ein alter Wachtmeister nach glücklich verlaufener Besichtigung. Um seine Abentheuer befragt, band er uns dann so viele Bären auf von den in den benachbarten Wäldern versteckten Leuten und Viehheerden, daß wir ungläubig lächeln mußten. Sein Respekt vor den Thatsachen war eben ein so geringer, daß er stets geneigt war, den Gebilden seiner lebhaften Einbildungskraft dieselben Rechte einzuräumen, wie den wirklich gehabten Erlebnissen. Schippoldt, sein Fuhrkollege, rief dann pathetisch dazwischen: „Willem, du lügst wie gedruckt und stiehlst wie 'n Hamster!" — Wir aber freuten uns einfach der Erfolge seiner Expeditionen und nahmen deren romantische Ausschmückung gern mit in den Kauf. Wenn dann die Mannschaften der Kolonne mit größtem Behagen

eine lange nicht genossene kraftvolle Bouillonsuppe und den Hammelbraten verspeisten, schaute der genügsame Schröder lächelnd zu oder war mit dem weiteren Auspacken seiner Schnurren und Mordgeschichten beschäftigt, was uns dann immer zu neuem Appetit anregte.

---

16. Ligny.

Ligny, 25. und 26. August.

Statt eines Rasttages hatten wir in Vancouleurs deren zwei, und jetzt liegen wir hier in dem gemüthlichen Ligny schon wieder zwei Tage fest. Es scheint fast, als ob das Hauptquartier zur Zeit noch im Unklaren über die Stellung der Mac Mahon'schen Armee sei. Oder sollten diese Ruhetage nur eine verhängnißvolle Stille vor den gewaltigen Kämpfen sein, die sich auf den katalaunischen Gefilden entwickeln werden? Wie dem auch sei, für uns ist dieses Bummelleben, zu dem wir jetzt verurtheilt sind, höchst unangenehm, und wenn die Offiziere des Stabes unseren Wagenpark, der seit Nancy noch durch einen vierspännigen Transportomnibus und zwei Tonnenkarren vermehrt ist, täglich ohne Beschäftigung sehen, so kann es Einen nicht wundern, wenn sie uns schließlich als Ballast des Hauptquartiers betrachten. — Doch die höheren Offiziere und vor Allem der Kronprinz, behandeln uns mit derselben Freundlichkeit wie früher, und so manches Mitglied der Kolonne hat schon das Glück gehabt, von Sr. königl. Hoheit huldvoll angeredet zu werden und Nachrichten über irgend ein wichtiges Ereigniß zu erhalten. Durch diese seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und Ungezwungenheit im Verkehr mit seiner Umgebung und seinen Untergebenen hat sich der hohe Herr nicht blos die schwärmerische Verehrung aller deutschen Soldaten erworben, sondern auch den Franzosen, nicht zu vergessen den Französinnen, die größte Achtung und Zuneigung abgenöthigt. Alles spricht von ihm mit großer Vorliebe; und wenn er auch nicht der Kommandeur en chef wäre, so würde er doch unter den übrigen Fürsten und Generälen durch seine ganze Erscheinung und sein Wesen sich auszeichnen und alle überragen. —

Am 23. früh 6 Uhr, bei strömendem Regen und recht

kaltem Wetter von Vaucouleurs aufgebrochen, kamen wir, in einem nordwestlichen Bogen über Void und St. Aubin marschierend, hier in dem freundlichen, zwischen Wiesen und Weinbergen gelegenen Städtchen Ligny an, wo Alles in behaglichen Quartieren liegt und wo die schönen Villen und die alten in Renaissance- oder Zopfstil erbauten kleinen Schlösser mit ihren prächtigen Alleen und Baumgruppen von einer großen Vergangenheit erzählen, welche der Ort in vorigen Jahrhunderten gehabt haben muß.

Unsere ganze Kolonne war, mit Ausnahme einiger Schlauberger, die in der Nachbarschaft noch ein angenehmeres Quartier sich zu verschaffen gewußt, im Hotel zum cheval blanc untergebracht, von wo aus wir das ganze Leben und Treiben, das sich Tags über auf dem Marktplatz abspielte, bequem beobachten konnten. — Im Hotel war echt französische Wirthschaft; die Frau Wirthin leitete und besorgte Alles, der Mann war vollkommene Nebenperson, fast Null. Wie so oft in Frankreich, d. h. in den besseren bürgerlichen Kreisen und den kleinen Geschäften, hieß es auch hier:

„Für die Spätzin sind die Pflichten,
Für den Spatz ist das Plaisir.“ —

Nur schien es uns, als ob der früher gewiß schön gewesene Herr Spatz durch zu vieles Absynth-Trinken und zu frühes Lieben leiblich und geistig schon etwas decrepit war, während die Madame Spätzin noch frisch und rund wie ein Borsdorfer Apfel ausschaute und bei aller Arbeit, die auf ihr lastete, viel Lebensfreude und Genußfähigkeit sich bewahrt hatte. Dieweil er, fein frisirt, mit stierem Blick und stumpfen Lächeln am Kamin saß und fast wie ein Blöder das Treiben um sich her gleichgiltig beobachtete, war sie wie ein Quirl überall, bald im Salon, bald in der Küche, jetzt im Hof und schon im nächsten Augenblick im Keller, hier Komplimente machend und feurige Augen zuwerfend, dort scheltend und antreibend, daß das Hauspersonal nicht zu Athem kam.

Mich schien sie ganz besonders in ihr Herz geschlossen zu haben, zumal als meine Leute, wie ich ihr zur Beruhigung vorher gesagt, ihre Rationen bei der Proviant-Kolonne gefaßt hatten und nun reich beladen mit frischem Fleisch, Brot, Speck und Kaffee nach Haus kamen. Gleichsam als Belohnung hatte sie

mir, dem „monsieur le capitaine“, ein bis dahin verborgenes Schlafzimmer im oberen Stockwerk, am Ende des Korridors lauschig gelegen und mit einem köstlichen Himmelbett versehen, mit geheimnißvoller Miene überwiesen und war dabei so vertraulich dem „joli gaçron“ nahe gerückt, daß mir doch etwas heiß wurde und ich es vorzog, dieses „nur für mich bestimmte Zimmer“ mit meinem Landsmann A. zu theilen: Ich traute mir offen gestanden, trotz der Prinzipien, zu denen ich mich als Burschenschafter verpflichtet, auf die Dauer nicht genug Kraft zu, immerfort den keuschen Joseph zu spielen gegenüber dieser etwas liebebedürftigen Seele. Mit der den romanischen Weibern eigenen Schlauheit hatte sie sofort den Wink verstanden, den ich ihr durch Umquartierung meines Kameraden gab; sie spielte nachher die Gekränkte, und ich ließ sie ruhig maulen, bis ich dann am Abend Gelegenheit fand, dadurch ihre Gunst wieder zu erwerben, daß ich drei angetrunkene Troßknechte, echte Polacken, die zu den erbettelten Flaschen Rothweins in frecher Weise noch „ein Paar Bullen Schlampanscher“ in der Küche gefordert und eine Scandalszene daselbst gemacht hatten, mit der Drohung sofortiger Verhaftung und Anzeige bei der Stabswache hinaus befördert und einem derselben zu diesem Zwecke sogar eigenhändig den Standpunkt klar gemacht hatte. Diese energische Inschutznahme, die doch nichts weiter als selbstverständliche Aufrechterhaltung der Ordnung im Quartier war, hatte mich in den Augen unserer Wirthin riesig gehoben und — der keusche Joseph war nun doch wieder monsieur le capitaine und joli garçon geworden, dem sie allerhand kleine Aufmerksamkeiten zu Theil werden ließ. — —

Gestern war hier in Ligny großes Leben. Gegen 30000 Bayern, fast das ganze I. Armeekorps derselben zog hier durch und mußte, ehe es nach Bar le Duc und Chalons weiter zog, vor dem unermüdlichen Kronprinzen Revue passiren. Die Standarte des Kronprinzen wehte von einem architektonisch sehr interessanten Hause der rue de Velaine, die durch das Westthor in die Chaussee nach Bar le Duc mündet. Hier hatte unser Höchstkommandierende mit den Herren seines Stabes Aufstellung genommen und hier entfaltete sich auch das glänzendste militärische Treiben, zumal wenn einzelne bayrische Abtheilungen „unsern Fritz“ erkannten und unbekümmert um den Parademarsch dem geliebten Führer in brausenden Hurrahs zujauchzten. Auch

wir waren natürlich den ganzen Vormittag schon auf den Beinen und hatten uns, um im Gedränge der neugierigen Franzosen in Etwas zur Sicherheit Sr. königl. Hoheit beitragen zu können, gerade dem kronprinzlichen Quartier gegenüber auf den Fußsteig gestellt; war uns doch beim Morgen-Appell vom Major vertraulich schon mitgetheilt worden, daß uns heute noch eine besondere Ehre und Freude durch den Besuch des Königs Wilhelm und seines Hauptquartiers bevorstehe.

Ein Bataillon nach dem andern, ein Reiter-Regiment hinter dem andern, Batterie auf Batterie, Train, Ponton- und Proviant-Kolonnen, — Alles mußte hier vor dem Kronprinzen vorbei defiliren. Da, um 12 Uhr, eine ganz eigenartige Kavallerie-Abtheilung: Die Stabswache des Königl. Hauptquartiers, zusammengesetzt aus Mannschaften sämmtlicher norddeutscher Reiter-Regimenter. Nun mußte der König selbst bald kommen; deshalb wurde eine Kompagnie eines soeben vorbeiziehenden tapfern bayrischen Regiments mit Fahne und Tambourkorps angehalten und zum Ehren-Wachtdienst vor dem Hause des Kronprinzen kommandirt. Alles war in Spannung und freudiger Aufregung, und während der Kronprinz sich mit den als Ehrenwache aufgezogenen Bayern auf das leutseligste unterhält, drängten sich Soldaten und Bürger auf unserer Seite der Straße bunt durcheinander oder plauderten mit den Damen, welche alle Fenster der Häuser besetzt hielten.

Auf einmal sprengt vom Markt her ein Husar auf schweißtriefendem Pferd heran und übergiebt einem der Adjutanten einen Brief; es ist eine Depesche, nach den Gesichtern zu urtheilen, mit erfreulichem Inhalt, denn Blumenthal und Gottberg, welche zum Kronprinzen getreten waren, gaben den Inhalt gleich weiter an die übrigen Stabsoffiziere und die Fürstlichkeiten. Und bald erfuhr ich denn auch durch den Generalarzt Böger, daß Chalons von den Franzosen geräumt sei. So freudig diese Nachricht auch anfangs begrüßt wurde, so machte sich doch bald die Ansicht geltend, daß es für uns und die armen Soldaten besser gewesen wäre, wenn wir hier vor Chalons die Hauptschlacht hätten auspauken können. Jetzt geht nun die Hetzjagd wieder los; denn morgen rücken wir auf directem Wege über St. Dizier nach Paris, Chalons rechts lassend. Wie es heißt, werden in den nächsten Tagen noch die Garde, das sächsische Armeekorps und sämmtliche Ersatzbataillone zu uns stoßen, um den Haupt-

koup mit führen zu helfen. Aller Voraussicht nach wird diese Schlacht vor den Thoren von Paris noch viel Blutvergießen kosten; dafür ist aber auch der Preis, der Einzug in Paris, ein um so schöner und begehrenswerther, und der Tag, an welchem unsere tapfern Truppen der Stadt Paris und Allem, was sich an Lug und Trug, an Schein und Plunder an diesen einen Namen knüpft, den Fuß auf den Nacken setzen, dieser Tag wird der Welt zeigen, in welcher Nation die bessere Kraft, die Wahrheit und Tugend vorhanden ist, — und dieser Tag wird mich und alle Deutschen für Alles das entschädigen, was das Seine-Babel an uns verbrochen hat: Alle Mühen und Strapazen sind im Hinblick auf diesen Siegespreis Nichts, oder doch leicht zu ertragen. —

Nachdem nun, um die Schilderung des gestrigen Tages wieder aufzunehmen, gegen 1 Uhr General von Moltke mit dem Generalstabsoffizieren des Großen Hauptquartiers in Ligny eingerückt waren, traf endlich nach 2 Uhr auch der Bundesfeldherr ein: Nach langem vergeblichen Harren ertönten endlich vom Markt her die stürmischen Hurrahs, welche die Ankunft des Königs verkündeten. Alles war enthusiasmirt und selbst die französischen Blousenmänner schwenkten ihre Mützen und riefen aus vollem Halse ihr „vive le roi!“ Wenn auch der Kronprinz und der Prinz von Hohenzollern überall das Interesse der Franzosen auf sich lenkten und alle Welt zunächst nach ihnen frägt, so war doch bei Ankunft des Königs alle Aufmersamkeit auf die Person des Bismarck gerichtet. Eine reizende Blondine, welche mit ihrem Manne neben mir stand (gerade dem Portal des kronprinzlichen Quartiers gegenüber), hatte mich ersucht, ihr den Bismarck, welchen sie glühend haßte und den sie, wie sie offen gestand, gern tödten möchte, zu zeigen. Und als nun Bismarck in seiner Kürrassieruniform aus dem Wagen stieg, da reckten sich alle Hälse und alles rief: „voilà monsieur Bismarck, c'est lui, c'est lui!“

Wessen Sinn für den hohen, eigenartigen Reiz geschichtlicher Persönlichkeiten nicht unempfänglich ist, der wird die Gefühle von stolzer Freude und Bewunderung nachempfinden, welche uns beim Anblick der Helden und Mitarbeiter des Königs Wilhelm, des reckenhaften Bismarck, des geistvollen Moltke, eines Roon, dieses Mannen der Königstreue und Tapferkeit, und wie sie alle heißen mögen, lebhaft bewegten. Aber Alle überragte

doch die Gestalt des Grafen Bismarck in seiner jetzt so berühmt gewordenen Halberstädter Kürrassieruniform: Schon äußerlich durch die hohe Gestalt und den bezwingenden Blick der großen Augen als ein überlegener Mensch gekennzeichnet, merkt man sofort aus seinem Gehaben und Benehmen im Verkehr mit den Mitmenschen, daß in ihm die ursprüngliche, freie, gewaltige Kraft des Genies wohnt. Dieser Recke, bis 66 noch der bestgehaßte Mann in seiner engern preußischen Heimath, ist jetzt neben König Wilhelm und dem Kronprinzen die Verkörperung des deutschnationalen Ringens, bei dessen Anblick jede nationale Fiber sich in uns belebt. Er ist unser Luther in's Politische übertragen. Eine solche scharfkantige, eiserne Natur, eine solche wunderbare Vereinigung stürmischer Thatkraft und kaltblütiger Berechnung war nöthig, um diese gänzliche Umgestaltung unserer deutschen Verhältnisse, aus dem kläglichem Zustande der Bundestags-Wirthschaft zu der jetzigen Größe, durchführen zu können, und zwar „mit Blut und Eisen."

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut!" —

Während Bismarck sich lächelnd mit den bayrischen Generalen, die heute den Geburtstag ihres Königs feierten, zu schaffen machte, sprang der Kronprinz, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, an den Wagen, in welchem sein Heldenvater nebst General von Treskow, dem Chef des Militair-Kabinets, saß. Nach einer kurzen Begrüßung seines Sohnes, umarmte und küßte der König seinen Neffen, den Erbgroßherzog von Weimar, sprach einige herzliche Worte mit den Prinzen von Württemberg, Bayern, Mecklenburg, Hohenzollern, Meiningen u. s. w. und ließ sich dann verschiedene Offiziere unserer Süd-Armee vorstellen. Vor Allem wurden auch die Militair-Bevollmächtigten von England, Walker, und von Rußland, Kutusow, ausgezeichnet. Eigenthümlich und für mich von großem Interesse war die Begegnung des Königs mit dem Herzog von Augustenburg. Am Arm des Kronprinzen und mit dem Herzog von Koburg ging der König auf ihn los und streckte ihm schon von weitem beide Hände entgegen. Der Augustenburger war sichtlich verlegen und sein Erröthen verrieth, daß ihn eigenthümliche Gefühle bewegen mochten; aber der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und ungeschminkten Freundlichkeit des Königs gelang

es, diese etwas peinliche Begegnung zu einer freundlichen, ja herzlichen Begrüßung umzugestalten und jedes Befremden zu verwischen.*) Aus seiner edlen deutschen Denkart heraus, die, wenn die Pflicht gegen das Vaterland und das Gemeinwohl es gebietet, alle persönlichen Wünsche schweigen heißt, wird der Augustenburger gewiß die Kraft erhalten, den vollendeten Thatsachen Rechnung zu tragen.

Auch unsere Vorgesetzten Fürst von Pleß, zu Putbus und Baron von dem Knesebeck wurden vom Könige freundlich begrüßt, und sichtlich befriedigt und nach allen Seiten freundlich grüßend, entzog sich derselbe allen weiteren stürmischen Ovationen, indem er mit dem Prinzen Carl und dem Großherzog von Weimar in das Haus des Kronprinzen trat, wo infolge der neuesten Meldungen sofort ein Kriegsrath stattfinden sollte.

Meine schöne Nachbarin, aus deren blauen Augen vorher nur Haß und Feindschaft blitzte, hatte sich unterdeß überzeugt, daß monsieur le comte de Bismarck, ce mandit Prussien, trotz seiner Größe kein Teufel, sondern ein Mensch wie wir sei, und gab jetzt ihrem Manne recht, der mir die Versicherung ertheilte, daß er sehr gern seine republikanischen Grundsätze aufgeben würde, wenn an der Spitze von Frankreich solche Fürsten wie die Hohenzollern ständen. — Bismarck, der das Aufsehen, welches seine Person erregte, scheinbar gar nicht bemerkte und der sich mit demselben Lächeln und demselben ironischen Zug um den Mund mit den süddeutschen Generalen weiter unterhalten hatte, sprach noch einige Worte mit dem Grafen Solms-Sonnenwalde, um hierauf mit Albedyll und Perponcher dem König zu folgen.

Leider konnte ich nicht länger bleiben und den Aufbruch des großen Hauptquartiers, das heute in Bar le Duc Quartier bezog, nicht abwarten, so gerne ich dem leutseligen König, den

---

*) Die Schilderung dieser Szene, wie Gustav Freytag in seinem Buche: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", pag. 48 sie bringt, beruht auf einer irrthümlichen Mittheilung dritter Personen. Ich war, wie ich nochmals ausdrücklich bemerke, nur auf eine Entfernung von 8 bis 9 Schritten Augenzeuge dieser ersten Wieder-Begegnung der beiden Fürsten und konstatiere Freytags Bemerkungen gegenüber, daß die Begrüßung seitens Sr. Majestät des Königs freundlicher und herzlicher gar nicht sein konnte. Schon in meinem in der „Köthen'schen Zeitung" vom 6. September 1870 abgedruckten Feldzugsbrief an meine lieben Eltern habe ich dies Wiedersehen, diese überaus herzliche Begrüßung der genannten Fürsten, eingehend geschildert. D. V.

ich seit jener Szene auf der Rampe seines Berliner Palais nicht wieder geschaut, zum Abschied noch ein donnerndes Hurrah mit zugerufen hätte: Schon zum zweiten Male rief mich ein Bote nach dem französischen Militair-Lazareth, wo angeblich ein schwerer Vergiftungsfall vorgekommen war. Dort angekommen, bot sich mir ein drolliger Anblick dar: Die dort einquartierten Trainsoldaten hatten in den Kellereien des Lazareths u. A. auch Flaschen gefunden, deren Inhalt sie für Selter-Wasser gehalten, das sie mit dem reichlich vorhandenen Rothwein vermischt hatten. Die Wirkung war aber, da sie irgend ein starkes Bitterwasser erfaßt hatten, eine sehr unbequeme. Mit bleichen, verzerrten Gesichtern, zum Theil auf den Lagerstätten vor Bauchgrimmen sich krümmend, schrien sich mich an, sie seien vergiftet und baten um Gegenmittel. Der Zeitungskorrespondent Ad. Strodtmann, der sich hier mit einquartiert hatte und soeben nach Haus gestürmt kam, um die in der rue de Velaine erlebten Szenen zu Papier zu bringen, untersuchte mit mir den Inhalt einer Flasche und konstatierte ebenfalls Bitterwasser, das von der französischen Lazareth-Verwaltung wahrscheinlich für jene Kranken bestimmt war, welche ein Mitel gegen den zu reichlichen Genuß von Rothwein erheischten. Strodtmann und ich riefen uns vielsagend „Hunyadi Janosch' zu, und ich überließ die unvorsichtigen Hottehüh-Herren ihren unvermeidlichen Kolikbeschwerden mit dem Rathe, nun umgekehrt durch einen Glühwein, mit Zimmt und Nelkenblüthen darin, für die erwünschte Verstopfung zu sorgen.

Als ich wieder zur Hauptstraße geeilt war, fand ich zwar die schaulustige Menge noch auf den Beinen, die soeben erlebten Ereignisse lebhaft besprechend; aber der König mit seinen Paladinen und hinterdrein der ganze Troß von Wagen, Reitknechten, Hand- und Sattelpferden, Stabswache und Train, kurz jene ganze buntgemischte Gesellschaft, welche man unter dem Titel des Hauptquartiers zusammenfaßt, war schon zum Thor hinaus nach Bar le Duc abgerückt. Das malerisch reizende Durcheinander von deutschen Soldaten, französischen Blousenmännern und neugierigen Damen wurde kurz darauf noch vervollständigt durch große Rinderheerden, welche zu unserm Gaudium von bayrischen Soldaten, das Gewehr auf den Rücken und mit Stecken in der Hand, durch eben dieselbe Hauptstraße ihren voraufmarschierten Regimentern fürsorglich nachgetrieben wurden und

die sich nun redlich bemühten, unsere heute durch die Militair-Kapellen gehabten musikalischen Genüsse noch durch ihre kräftigen Naturlaute zu vervollständigen. —

Am Abend erfuhren wir noch, daß von Berlin eine telegraphische Depesche eingetroffen sei, welche auf Grund einer indiskreten Notiz der im französischen Solde stehenden Independance Belge den Marsch der Mac Mahon'schen Armee über Rethel nach Montmedy mit völliger Bestimmtheit meldete. Hiernach werden von Blumenthal und Moltke alle heute getroffenen Bestimmungen wieder abzuändern sein.

---

17. Brabant le roi (Revigny).

27. August.

Schon wieder ein Rasttag! — Am 26. Morgens 6 Uhr verließen wir den schönen Thalkessel von Ligny; aber anstatt, wie wir vermutheten, über St. Dizier und Vitry le français nach Chalons zu gehen und hier das Lager von Südost zu fassen, sind wir über Bar le Duc nach dem lieblichen Revigny aux vaches, resp. Brabant le roi marschirt. Es muß sich demnach doch bestätigt haben, daß Mac Mahon das Lager von Chalons gänzlich aufgegeben hat, wie die aufgefangene Depesche von neulich behauptete. Unser Major theilte uns auch bei dem gestrigen Rendezvous schon mit, daß man im Hauptquartier nach den eingegangenen Vorposten-Meldungen vermuthe, Mac Mahon habe sich nicht auf Paris zurückgezogen, sondern nördlich nach Rheims; so unglaublich dies auch erscheine, so müsse man doch zu dieser Annahme gelangen, da alle Meldungen unserer rührigen vortrefflichen Kavallerie darauf hinaus liefen. Daß aber Mac Mahon sich nach Norden, etwa zum Ersatz Bazaine's ziehen sollte, ist wohl nicht gut anzunehmen, und nur ein Scheinmanöver, um uns noch so lange vom Marsch auf die Hauptstadt abzuhalten, bis man sich dort gehörig verproviantirt hat und Trochu mit der Instandsetzung aller Vertheidigungsmittel fertig ist.

Auf einem überaus angenehmen Marsch über die Ortschaften Velaine, Trouville und Longueville, kamen wir gestern in der reichen und schönen Stadt Bar le Duc an, wo uns der Großmeister der Johanniter-Balley, Prinz Karl von Preußen, vor dem König-

lichen Hauptquartier, einer Filiale der Banque de France, inspizirte. Ohne Aufenthalt in dieser Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Bar ging es dann weiter, immer am Kanal und an der Eisenbahn entlang, die hier stete Begleiter der wohl gepflegten Route imperiale sind. Zwar ist das Leben auf der Bahn jetzt erstorben, und auch die Kähne liegen regungslos auf dem Kanal; aber wenn man sich dies Alles in Friedenszeiten belebt denkt, so muß man doch Respekt vor dem Verkehr und dem Gewerbefleiß dieser überaus anmuthigen Gegend bekommen. —

Hier angelangt, erfuhren wir, daß drüben in Revigny, wo die erste Staffel des Hauptquartiers liegt, großer Kriegsrath stattfinden soll, da sich die Nachrichten über den Marsch Mac Mahons bestätigt haben und dementsprechend schon gestern im großen Hauptquartier zu Bar le Duc unserm Blumenthal die neuen Befehle zur weiteren Veranlassung übergeben wurden. Der französische Marschall spielt, das sieht auch unser beschränkter Laien-Verstand ein, jetzt ein gewagtes Spiel. Derartige kühne Flankenmärsche zum Ersatz von Metz können uns wenig schaden, wohl aber der französischen Armee, die ihre Operationsbasis verliert und gleichsam in der Luft schwebt. Die neu gebildete IV. Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen mit dem noch vollständig intakten IV. Armeekorps, dem Gardekorps und den Sachsen wird Mac Mahon vorläufig im Schach halten und unsere III. Armee ist schon seit 1½ Tag auf dem Marsche, um ihm den Rücken unsicher zu machen und mit ihrer unermüdlichen Kavallerie sich an seine Fersen zu heften. Statt sich auf seine natürliche Basis, auf Paris, zurückzuziehen, stürzt sich dieser General, nur um den Parisern den Schein eines siegreichen Vormarsches zu geben, nach vorn, die Brücken hinter sich abbrechend.

---

18. Große Rechtsschwenkung und Marsch nach Norden.

Man kann von den Leistungen der Truppen-Abtheilungen, die gestern und heute an uns vorüber und hier durch unser Quartier kamen, nur im Superlativ sprechen, so schnell, so elastisch und tadellos geht Alles. Festigkeit des Willens,

kriegerische Begeisterung und Kampfeslust, Schneid in jeder Bewegung, ruhige Sicherheit in der Disposition und in der Instradirung der Marschrouten geben diesen ahnungsreichen Tagen ihr Gepräge. —

Alles war vorbereitet zu dem Kampf, der in und um Chalons die Entscheidung herbeiführen sollte; je weiter der Marsch unserer Armee auf der Straße von Nancy über Bar le Duc nach Paris führte, desto enger schlossen sich die Armeekorps aneinander und desto inniger suchte die neu gebildete Maas-Armee Fühlung mit uns zu bekommen. Aber schon am 24. August wußte man im Hauptquartier, daß Mac Mahon von Chalons nördlich abmarschirt sei; am 25. stießen seine Teten mit den deutschen Kavallerie-Abtheilungen zusammen, die seine Marschrichtung klar erkannten, und am 26. schon gingen von unserem Oberkommando nach allen Seiten die nöthigen Befehle ab, um die Bewegungen der Franzosen durch entsprechende Gegenbewegungen unsererseits zu paralysiren, und zwar mit solcher Genauigkeit und Schnelle, daß bereits am 27. denselben gemäß marschirt und operirt wurde.

Wir stießen an diesem Tage auf dem Marsche von Brabant le Roi nach St. Ménéhould auf ein großes Rendezvous zweier Kavallerie-Divisionen und der Infanterie eines ganzen Armeekorps, dessen Regimenter rechts und links der Straße sich gelagert hatten und schon Vormittags abkochen sollten, d. h. wenn sie Etwas hierzu überhaupt hatten. Es war ein großartiger Anblick, der um so packender wirkte, als gerade um diese Zeit die Sonne verschämt durch das dicke Regengewölk, das sich am Himmel zusammen ballte, noch einmal hervorlugte und die Gewehr-Pyramiden und Helmspitzen der Tausende von Soldaten vergoldete, daß Alles blitzte und funkelte. Wir hielten hier eine Viertelstunde und Fürst Putbus und unser verehrter Knesebeck, die besonders unter den Reiter-Offizieren viel Bekannte trafen, vertheilten jene Cigarren, welche Tags vorher auf einem kleinen Jagdwagen als erste Liebesgaben seitens des Johanniter-Ordens angekommen waren.

Wie schon bemerkt, hatte gestern in Revigny aux vaches großer Kriegsrath stattgefunden, in welchem die in Bar le Duc mit dem großen Hauptquartier verabredeten Dispositionen für unsere Truppen-Abtheilungen noch detaillirt wurden. Unsere III. Armee mußte eine vollständige Rechtsschwenkung ausführen, jedoch mit einem beweglichen Pivot, das unsere beiden bayrischen

Korps im Osten bildeten. Letztere sollten östlich der Argonnen über Clermont, Neuvilly in der Gegend von Varennes mit der Maasarmee Fühlung nehmen, während das V. und XI. preußische Korps, mit den Württembergern hinter sich, westlich des Argonner Waldes marschiren sollten, um über St. Ménéhould, Vienne le chateau und Grand-pré sich an die Bayern anzuschließen. Das VI. Korps der Schlesier, das am weitesten nach Südwesten stand und so gern an den Feind 'ran wollte, hatte den Rücken gegen Paris zu decken, und dann, nachdem die Kavallerie, die schon über Epernay hinaus streifte, bis zur Linie Chalons—Suippes zurückgezogen sein würde, ebenfalls in Gewaltmärschen nach Norden zu folgen.

Unser Heeres-Organismus fungirte so vortrefflich, allen ausgegebenen Befehlen des Hauptquartiers wurde so pünktlich und mit solcher Schnelligkeit nachgekommen, daß bereits heute, am 28. August, die Vereinigung unserer Süd-Armee mit der Maas-Armee außer allem Zweifel steht und in den nächsten zweimal 24 Stunden den beiden zur Sicherheit von Metz detachirten Armeekorps der Befehl zum Rückmarsch in ihre vorherige Stellung wird ertheilt werden können.

Mit Recht und nicht ohne stolze Genugthuung sagte später einer der Stabsoffiziere, die unter Blumenthal an den Dispositionen zu dieser Rechtsschwenkung mitgearbeitet hatte: Der rasche Entschluß unseres Ober-Kommandos und die prompte Ausführung desselben durch die Armeen ist eine von den Kriegsthaten, die zu den größten und bewunderungswürdigsten aller Zeiten gehört und die sich kühn neben die genialsten Unternehmungen der berühmtesten Feldherren stellen kann; man wird in der Kriegsgeschichte selten ihres Gleichen, aber fast nie Größeres finden. —

Am Mittag des 28. August fing es leider zu regnen an. Auch die nächsten Marschtage hatten sich in wahrem Sinne des Wortes „gewaschen"; — es regnete fast ununterbrochen. Stießen wir auf den Rendezvous-Plätzen auf die durch die Gewaltmärsche tief erschöpften Truppen-Abtheilungen, wie sie mit durchnäßten Kleidern und leerem Magen in dem Lehmschmutz oder an den durchweichten Straßenböschungen lagen, so mußte man das tiefste Mitleid haben und sein eigenes Loos noch immer beneidenswerth schätzen. Allerdings auch unsere Proviant-Kolonne war seit mehreren Tagen nicht zum Vorschein gekommen und turnte

weit hinter den Marschkolonnen irgendwo im Lande herum; auch wir fanden in jener Zeit in den Quartieren, in welchen Tage lang erst Franzosen und dann 2 Tage hinter einander unsere Truppen gewesen waren, absolut rien du tout vor; — aber von unseren Abtheilungen konnten doch immer 'mal Einige in den Gärten der Villen oder Campagnen an den passierten Straßen verschwinden, von wo sie dann mit großen halbreifen Birnen oder mehrmals mit Gurken wiederkehrten, welch' letztere wir dann geschält und in Pulver getaucht mit Wohlbehagen verzehrten, nachdem der erste Widerwille durch den Hunger vertrieben war. Aber die armen Soldaten in Reih und Glied konnten und durften sich von ihrer marschirenden Truppe nicht entfernen, und todtmüde im Rendezvous angekommen, warfen sie den Tornister ab, schoben ihn als Kopfkissen zurecht, um so lange darauf zu schlafen, bis das Signal oder Kommando zum Weitermarsch kam. Und gerade die hinteren Abtheilungen der acht nach Norden sich wälzenden Armeekorps, mit denen der Stab marschirte, mußten in jener Zeit gewaltig die Beine haben, um sich aufzuschließen und rechtzeitig bereit zu stehen, wenn der große Schlag gegen den Feind geführt werden sollte.

So bleich und fröstelnd alle Mann in jener Zeit vom Regen und Hungerleiden auch aussehen mochten, in allen Gesichtern stand auch der feste Entschluß geschrieben, den Feind mit fester Faust anzupacken und wieder zu schlagen. Alle ahnten, daß Großes bevorstände, und Keiner wollte dabei fehlen: darum auch an den Straßen, auf denen oft ganze Divisionen mit ihren Parks und Trainstaffeln im Laufe des Tages marschirt waren, fast gar keine Fuß- und Brustkranke. Alles drängte kampfesfreudig und todesmuthig nach vorn; und die Bayern, die anfangs mit unseren Truppen nicht Schritt halten zu können schienen, marschirten ebenso elastisch und ausdauernd wie unsere Leute vom V. und XI. Korps.

Es ist überhaupt ein eigen Ding um eine zielbewußte und schneidige Führung. Als die große Rechtsschwenkung eintrat, und die Armee statt auf Chalons und nach Paris zu gehen, plötzlich in ihrer ganzen Breite nach Norden, gegen Buzanzy und Grand-pré sich vorschob, da schüttelten die Leute in der Front wohl auch mit dem Kopf. Aber als es nun gleich vom nächsten Tage an ohne jegliche Störung oder Marsch-Kreuzung, ohne das geringste Hin- und Herziehen der einzelnen Abtheilungen

stracks nach Norden ging, da fühlte auch der letzte Mann, daß er gut geführt sei und daß ein festes und entschlossenes Handeln des Feldherrn seinem Marsche und seiner ganzen Leistungsfähigkeit ein großes Ziel gesetzt habe. Dies instinktive Gefühl giebt schon lange vor der Aktion jedem Mann frischen Muth und freudige Siegeshoffnung, das heißt jene Schnellkraft des Geistes und Köpers, jenen Schneid, der zu fast übermenschlichen Leistungen befähigt.

Und als unsere schneidigen Kavallerie-Abtheilungen an der Tete, die eigentlichen Fühlhörner der Armee, erst Fühlung mit dem mehrere Tage aus dem Gesichtskreis verschwundenen Gegner wieder bekommen hatten,*) da zuckte die Nachricht, „wir haben sie wieder und packen sie nächstens" wie ein elektrischer Funke durch den ganzen Heereskörper. Nun wurden „die Füße wieder gehörig unter die Arme genommen", um der vorne schon thätigen Kavallerie schnell zu folgen und beizuspringen.

19. St. Ménéhould.

St. Ménéhould, 28. August.

Nachdem wir heut Vormittag das große Rendezvous der Truppen des XI. Korps bei Remicourt und Neuville kaum verlassen hatten, schlug das bis dahin leidlich trockene Wetter um. Ziemlich mißmuthig zogen wir mit hungrigem Magen und mit nassen, an den Leib klebenden Kleidern noch 3—4 Stunden dahin, bis wir endlich St. Ménéhould erreichten, eine kleine gewerbreiche Stadt, welche sich um einen Berg mit altberühmtem Kloster lagert. Oben auf dem Berge, weithin über die Stadt sichtbar, steht die interessante alte Kirche, in der die Gebeine der Ortsheiligen St. Mechthildis ruhen, nach welchen der Ort seinen Namen ursprünglich bekommen hat. Ich wollte erst mit einigen Kameraden jene Postanstalt aufsuchen, welche zur Zeit der französischen Revolution dadurch eine traurige Berühmtheit erlangte, daß hier die flüchtige, der rettenden Grenze schon so nahe gekommene Königsfamilie erkannt und dann nach Paris zurückgeschleppt wurde; auch hatten wir die sehr materielle Ab-

*) Diesmal trafen die ersten diesbezüglichen Meldungen von maßgebender Bedeutung von den Patrouillen der 16. Husaren ein.

sicht gehabt, hier an Ort und Stelle die in Paris als Leckerbissen geltenden pieds de cochons à la Sainte Ménéhould in irgend einem Restaurant zu genießen; — aber nach einem solchen regnerischen Marschtage sind Einem Geschichts-Reminiscenzen und Menu-Raritäten höchst Schnuppe, und hat man nur den einen Wunsch, baldigst unter ein schützendes Obdach und womöglich an einen warmen Kamin zu kommen.

Unser Quartier bei einem einfachen katholischen Kaplan war bald gefunden, und die Verständigung mit diesem freundlichen Mann und seiner noch freundlicheren „Tante“ oder Haushälterin schnell erreicht. Sie hatten nicht viel uns zu bieten; aber er war einer jener christlich milden Geistlichen, die man heutzutag unter den Katholiken nicht gar häufig mehr findet, und seine Wirthschafterin, ein liebes gutmüthiges Geschöpf, war unablässig bemüht, uns wieder ein wenig Wärme und Leben einzuhauchen. — Bald saßen wir um ein mächtiges Kaminfeuer herum, an dem der pot au feu vielversprechend brodelte und an dem unsere nassen Kleider dampften, wie die Gebirgsthäler bei aufsteigendem Nebel. In dem kleinen Vorderzimmer, nach der Straße hinaus, lag noch eine reichliche Streu von den beiden letzten Einquartierungen, welche noch durch einige neue Bund Stroh so erhöht und verstärkt wurde, daß man auf eine behagliche Nacht rechnen konnte. Doch ein neues Gepolter an der Thür, stampfende Schritte auf den Steinfließen der Hausflur und ein lautes Stimmen-Durcheinander störten uns plötzlich aus dieser beschaulichen Behaglichkeit auf und ließen uns ahnen, daß das Quartier noch andere Gäste bekommen würde. Und richtig: Fünf Minuten später saßen mit uns um den Kamin vier vollständig triefende Grenadiere vom 2. Garde-Regiment z. F., welche von ihrem Korps durch irgend ein Kommando versprengt, jetzt hungrig und durchnäßt, wie wir, in St. Ménéhould angekommen und von ihrem Offizier ohne Weiteres in die nächsten Häuser gruppenweise einquartiert waren, ohne die in unserm Hauptquartier sonst herrschende strenge Quartier-Ordnung weiter zu beachten. Doch wir schachtelten uns ein, und da monsieur le curé etwas verlegen, aber doch freundlich lächelte, so waren auch wir zufrieden und suchten den etwas wortkargen und schwerfälligen Grenadieren durch echt kameradschaftliches Wesen den Mund zu öffnen und etwas Lebenswärme einzuflößen. Es gehört ja wenig dazu, um die niedergedrückte Stimmung des Soldaten

wieder aufzurichten. Ein kräftiger Zug aus der Feldflasche, ein gutes Witzwort aus dem Munde eines Kameraden, ein frisches, fröhliches Volkslied, ein Stündchen Ruhe nach anstrengendem Marsche, — und die trüben Mienen sind verschwunden, Lachen und Scherze verscheuchen den letzten Rest des Trübsinns.

Einer der Soldaten schien eine etwas bessere Bildung zu besitzen und war auch im Stande, auf unsere Fragen nach den heißen Kämpfen um Metz ordentlich Rede und Antwort zu stehen; von ihm erfuhr ich denn auch den Tod meines lieben Freundes, des Lieutenants Arthur v. Trotha, der beim Sturm auf St. Marie aux chênes auf dem Felde der Ehre blieb, bis zum letzten Augenblick seinem Zuge ein leuchtendes Vorbild der Treue und unerschütterlicher Tapferkeit. —

Draußen donnern über das Pflaster die Munitions- und Proviantwagen in rasender Eile; die Massen der Infanterie scheinen heute kein Ende zu nehmen, denn Kolonne auf Kolonne zieht durch die Straßen der Stadt. Der Regen fällt ununterbrochen in Strömen herab; aber mögen diese braven Polacken schon seit langer Zeit nur im Bivouac gelegen haben; mag auch der gelbe Schmutz auf den aufgeweichten Chausseen bis in den Nacken spritzen, ihr Muth ist ungebrochen. Die Wacht am Rhein, einmal capirt, wird jetzt mit Begeisterung und einer Ausdauer von ihnen gesungen, daß man den Sängern sowohl, als auch den Offizieren, welche dies Lied jetzt täglich und stündlich anhören müssen, seine Bewunderung nicht versagen kann.

Nach der Rückkehr vom glücklicher Weise sehr kurzen Appell, mochten wir uns kaum ein Viertelstündchen der Ruhe und dem Vorgeschmack des Inhalts unseres duftenden pot au feu überlassen haben, als ich plötzlich durch einen furchtbaren Lärm draußen auf der Straße aufgescheucht wurde. An der benachbarten Ecke der Hauptstraße bot sich eine schreckliche Szene unseren Augen dar. Ein in vollster Eile daher sausender Munitionswagen warf beim Umbiegen an der Straßenecke einen mit 7 kranken Soldaten besetzten zweiräderigen Bauernwagen um, welcher der Kolonne entgegen kam. Sofort hemmten die nachfolgenden Gespanne, aber die Pferde und Wagen waren so im Schuß, daß hierdurch nur ein großer Knäuel von Wagen, Pferden und Menschen entstand. Alles lag unter und über einander; die Einwohner heulten, die Offiziere kommandierten und die gegen die Häuser und in den Schmutz geschleuderten

Verwundeten und Kranken wimmerten. Es war ein Durcheinander, wie man es sich nicht schrecklicher und unentwirrbarer denken kann. Wir eilten schnell herbei und hoben die Kranken auf, die Straße wurde allmälig wieder frei gemacht und die gestürzten Pferde wieder aufgerichtet, während die Offiziere mit flacher Klinge auf die Trainsoldaten, die „ungeschickten Lümmel", loshieben. Nach 10 Minuten war Alles wieder fertig, und bald sausten und rasselten die unendlichen Wagenreihen wieder durch die Stadt.

Unter den Kranken waren, außer einigen Quetschungen, alle bis auf einen mit heiler Haut davon gekommen. Dieser hatte leider den Fuß unmittelbar über dem Knöchel gebrochen. Auf Geheiß eines jungen Stabsarztes transportierten wir ihn nach dem Nonnenkloster, wo wir schon eine Anzahl verwundeter Franzosen und kranker Deutscher vorfanden. Auf meine Meldung an Böger, eilten alle drei Generalärzte Böger, Wilms und Wegener herbei, und hatte ich dann beim Einrücken des gebrochenen Beines und bei der Anlegung des Gypsverbandes wiederum Gelegenheit, die Geschicklichkeit von Wilms und Böger zu bewundern. Dabei klang es so lieb und ermuthigend, wenn letzterer zu den etwas verschüchterten Nonnen sein „ma soeur" mit einem so väterlichen Tone und herzlichem Wohlwollen sprach! Am Schluß der Arbeit flüsterte ich dem Ulanen zu, wer ihn gepflegt und verbunden und forderte ihn auf, den Herren zu danken. Jedenfalls wird es nicht häufig vorkommen, daß drei Generalärzte und berühmte Operateure an dem Bett eines einfachen Soldaten thätig sind.

Da ich nun den Auftrag erhielt, mit unserm Chefarzt Dr. Hirt im Kloster noch zu bleiben, so hatten wir bald alle Hände voll zu thun, um die fortwährend ankommenden Dyssenteriekranken, unter denen sich auffallend viel Ulanen befanden, unterzubringen und warm zu betten. Doch die Schwestern, nachdem sie erst Vertrauen zu uns gefaßt, unterstützten uns hierbei mit einer solchen Aufopferung und rührenden Geschäftigkeit, daß man diese alten Jungfern, trotz ihrer häßlichen Gesichter, lieb gewinnen mußte. Sie erzählten mit großem Stolz, daß ihr Orden auch in Koblenz und andern deutschen Städten Klöster habe, die jetzt alle mit Kranken und Verwundeten gefüllt würden. — Erst spät Abends, als mich beim Verlassen des Klosters ein Ulanen-Unteroffizier ersuchte, bei seinem Gefährt und heimtückischen

Bauern Wache zu halten, bis er seine Meldungen gemacht habe, bemerkte ich, daß es auch junge, schöne Nonnen im Kloster gäbe. Ein reizendes Gesichtchen, wie ich beim Schein der Straßenlaterne erkannte, erbot sich, an meiner Statt Posten zu stehen, weil ich der Speise und Ruhe bedürfe; und mit einer Energie sonder Gleichen hielt sie das Pferd des Bauern zurück, welcher pflichtvergessen sich ohne den Soldaten entfernen wollte. — Schade, daß nicht ein Maler zur Hand war, um dies anmuthige Bild zu zeichnen!

Als ich nach sechsstündigem Dienst in's Quartier heimkam, war natürlich das Essen von Nachmittag für mich futschikato. Der Kuré, seine Wirthschafterin und alle Quartiergäste waren schlafen gegangen; so suchte ich mir denn aus dem Brotbeutel noch einige vertrocknete Brotkrumen und etwas ranzigen Speck zusammen, die ich still vergnügt und mit doppeltem Appetit verspeiste; denn was Homer zum Lobe des alten heilkundigen Machaon, des Asklepios' Sohn, sagt:

„Denn ein heilender Mann ist werth, vom Vielen zu achten,
Der das Geschoß ausschneidet und auflegt lindernden Balsam", —

das konnte ich in dieser stillen Nachtstunde mit stolzer Befriedigung auch auf mich beziehen nach der fleißigen Arbeit, die wir heute wieder einmal hatten leisten dürfen.

Es war nur ein kärgliches Strohlager, das mich aufnahm; die Lagerstätte war durch die vielen Mitbenutzer etwas eng; auch das Holzsägen, das zwei der Grenadiere im Schlafe mit erschrecklichem Schnarchen und Pfeifen executirten, war nicht gerade eine liebliche Musik zu nennen; die Luft war schwül und erfüllt von jenem eigenthümlichen Muff, welcher naß gewordenen Kommißkleidern immer entströmt; aber dennoch war es drinnen ganz traulich und heimelig; und während draußen die Nacht ihre schwarzen Fittiche über die Erde ausbreitete und Sturm und Regen über das niedrige Dach rauschten, befahl ich die Lieben daheim, alle Kranken und Verwundeten, die Zukunft des Vaterlandes und mich selbst dem Schutze des himmlischen Vaters, „der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden." — Bald umfing mich jene Ruhe, welche das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht uns gewährt.

II.

„Den Völkern wird zum Eigenthum nur beschieden, was die Frucht ihres Schweißes ist.“

Gervinus.

„Corriger la fortune, — das nenn' die Deutsch betrügen? o, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak, für ein plump Sprak!“

Lessing.

20. Gewaltmarsch nach Norden.

Termes, 29. August.

Waren die Dispositionen unserer III. Armee uns bisher meist noch unverständlich gewesen, hatten wir bisher für den Marsch nach Norden und die Bewegungen unserer Korps keine richtige Erklärung finden können, und war, wenngleich mitten in den Ereignissen und am Brennpunkt der militärischen Leitung stehend, unser Wissen bis gestern nur ein Tappen in dunkeln Vermuthungen gewesen, so ist uns jetzt bei dem unaufhaltsamen Vormarsch nach Norden die Genialität unserer Heeresleitung und die Großartigkeit unseres Planes erst klar geworden.

Die Vermuthnng, daß Mac Mahon sich von Rheims aus nicht südlich nach Paris, sondern gerade nördlich nach der belgischen Grenze gewandt habe, hatte sich inzwischen bestätigt. Er hatte bei diesem kühnen Zuge wahrscheinlich angenommen, daß sich unsere III. und IV. Armee auf ihrem Marsche nach Paris nicht stören lassen würde und er demnach unbelästigt unsere Truppen vor Metz angreifen und im Verein mit dem eingeschlossenen Bazaine würde schlagen können. Hierbei hatte er jedoch seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Indem er auf die Nachlässigkeit und die Fehler seiner Gegner baute, hat er sich unvermerkt in eine Lage gestürzt, die mit jedem Tage kritischer wird. Durch den schnellen Aufmarsch unserer Armee ist er schon jetzt von seiner Verbindungslinie mit Paris, der Eisenbahn über Mezières—Rethel—Rheims, abgedrängt und kann dem nothwendigen Verlangen seiner Armee nach dem *δός μοι ποῦ στῶ* nicht entsprechen. Ueberhaupt scheint die ganze Marschrichtung und die in St. Ménéhould mit uns zusammen getroffene Gardeabtheilung anzudeuten, daß wir das energische Bestreben haben, die Armee des Feindes so anzufassen, daß er gezwungen wird, sich ganz isoliert zu schlagen oder auf belgisches Gebiet überzutreten. — Die Stimmung des Hauptquartiers, welches heut in Cénuc liegt, soll eine heitere und selbstbewußte

sein, obgleich man sich den Ernst der bevorstehenden Ereignisse nicht verhehlt. In einem Briefe des Mac Mahon, den er an das Kriegsministerium in Paris gerichtet hatte, der aber von unserer wachsamen Kavallerie abgefangen und im Hauptquartier abgeliefert ist, macht er das traurige Geständniß, daß die Disziplin bei seinen Truppen nur noch mit „moyens les plus rigoureux“ aufrecht erhalten werden könne. — Diese Mittheilung erhöht natürlich nur noch unsere Siegeszuversicht.

Nachdem wir heut Morgen unserm verehrten Major zu seinem Geburtstage unsere Glückwünsche dargebracht hatten, welche er mit Bezug auf die ernste Sachlage dankend annahm, rückten wir zwischen lieblichen Bergen aus dem Thalkessel von St. Ménéhould den Argonnen entgegen. Rechts und links des Weges zogen sich die schönsten Gärten und wohlgeflegten Hecken eine große Strecke mit fort. Wo die Gärten aufhörten, kamen schöne, saftiggrüne Wiesen; aber bald hörten auch diese auf, indem an ihre Stelle kahle Felder und verkrüppelte Waldungen traten. Der Regen der vergangenen Nacht ließ allmählig nach und hörte zuletzt ganz auf; doch wehte ruckweise ein häßlicher, naßkalter und rauher Wind durch die Schluchten und die Hochebenen dieser Gegend, der Einem bis auf die Knochen ging.

Die grundlos lehmigen Wege waren wieder von den Kolonnen förmlich verstopft; so weit das Auge reichte, überall dunkle Reihen auf dem Marsche nach Norden. Das schluchtenreiche und waldige Terrain ist nicht von so wohlgepflegten Straßen durchschnitten, wie das Land weiter südlich; es war deshalb oft nöthig, daß sich die Massen querfeldein bewegten, welche Bewegung in Verbindung mit der Hast, in welcher Infanterie und Artillerie sich befand, und mit dem Kanonendonner, welchen manche gehört haben wollten, oder mit dem Qualm einiger angezündeter Gehöfte, oftmals die Vermuthung nahe legten, daß wir schon heute einer Schlacht entgegen gingen. Nur belästigt durch die Kolonnen, welche manchmal, wenn Abtheilungen der IV. Armee mit uns sich kreuzten, unsere Straßen Stunden lang sperrten, zogen wir das Aisne-Thal herauf, den Ardennen entgegen.

An die Marschfähigkeit unserer Truppen werden bei dem durch Regen aufgeweichten Boden und den Terrain-Schwierigkeiten des Argonner Waldes wieder die größten Anforderungen gestellt. Wir kamen heute wieder an mehreren Rendezvous vor-

bei, die uns dies recht merken ließen: Die ganz erschöpften Soldaten waren da niedergesunken, wo sie gerade standen; sie lagen da auf dem naßkaltem Felde, in den Gräben am Weg, ja selbst auf der Chaussee, oft in den malerischsten Lagen. Manche hatten mit ihren bleichen, ausgehungerten Zügen das Aussehen von Todten; so fest hatte sie der Schlaf gebannt. Essen war nicht vorhanden, mit einigen am Morgen schnell gekochten Kartoffeln und mit etwas halbreifem Obst waren diese Leute bis 10 Uhr marschiert, um sich jetzt durch Schlaf zum Weitermarsch zu stärken. Selbst die Offiziere lagen in kaum erkennbaren Uniformen mit an den Böschungen und in den Gräben des Weges, sodaß die Wagen die größte Vorsicht anwenden mußten, um nur diese braven, vollständig abgematteten Leute nicht zu überfahren. — Gesang war heut bei den marschierenden Regimentern nicht zu hören; die Anstrengung und der Ernst, welcher sich auf allen Gesichtern ausprägte, hatte selbst die „Wacht am Rhein" verstummen lassen; aber auffällig war es, an den Wegen fast gar keine Maroden zu sehen. Das sich allen Mannschaften mitgetheilte Bewußtsein einer bevorstehenden großen Aktion scheint auch die Kranken und Matten zu übermenschlicher Anstrengung ihrer Kräfte anzuspornen.

Was an Kranken uns entgegen kam, gehörte diesmal fast ohne Ausnahme zur Kavallerie*), die offenbar in den letzten 4 bis 5 Tagen, um den Gegner zu finden und sichere Nachrichten zum Hauptquartier melden zu können, in diesem Sauwetter den Pferden und Mannschaften Schweres hatte zumuthen müssen. Aber auch bei den anderen Waffengattungen, besonders bei der Infanterie, werden die Folgen dieser Strapatzen sich zeigen, wenn die jetzige Spannung vor der zu erwartenden Entscheidung mit dieser selbst vorüber sein wird. — Je länger der Krieg dauern wird, desto höher steigen die Ziffern der Kranken, da die Widerstandskraft der Natur bei den meisten Soldaten, die im Freien kampiren und häufig hungern müssen, ununterbrochen sinkt. Zwar Frankreich ist ein reiches Land und der Rothwein, Cognac und Rum, der allenthalben in den Quartieren noch aufgetrieben wird, sind gutes Präservativ gegen Cholera und Typhus; nichtsdestoweniger wird es auch diesmal so sein,

*) Meist von den Kavallerie-Divisionen von Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg.

wie in den alten Kriegen vom Krimkrieg rückwärts: Je länger der Krieg sich hinzieht, um so mehr wird die Zahl der Kranken die der Todten und Verwundeten überwiegen.

Was auch die Schlachten um Metz an theuren, blutigen Opfern gekostet haben, — die nüchterne Statistik belehrt uns unwiderleglich, daß in allen großen Schlachten früherer Kriege der Prozentsatz der Gefallenen ein größerer war, als heutzutage, daß also die vervollkommneten Waffen wohl jedesmal zu einer schnelleren Entscheidung, nicht aber zu einem größeren Blutvergießen geführt haben. Das Tagelange gegenseitige Morden an Ort und Stelle, Mann gegen Mann, kennt man in unserer Zeit nicht mehr, und selbst das blutige Ringen der Division Fransecki im Walde von Masloweb (Swipwald), sowie die drei Kampftage von Metz können sich nur entfernt vergleichen mit dem furchtbaren gegenseitigen Abschlachten in früheren Jahrhunderten oder in den Entscheidungsschlachten der Freiheitskriege. — Was aber verhältnißmäßig rapid wächst, das ist die Zahl der durch Krankheit Dahingerafften. Sollte etwa unser Geschlecht verweichlichter sein und darum weniger Widerstandskraft gegen die Strapatzen haben, als die Kämpfer früherer Jahrzehnte?!

Die Leistungen aber, welche man derzeit von den Truppen des V. und XI. Armeekorps verlangte, sind unglaublich groß und können dreist dem an die Seite gestellt werden, was die Soldaten in früheren Kriegen geleistet haben. Und doch drängt Alles fest entschlossen vorwärts; Keiner will zurückbleiben, wenn das Regiment in den Kampf zieht. Ja, wenn man einst die Geschichte dieses Feldzuges schreibt, so werden die Marsch-Strapatzen, welche die Südarmee in dieser Hinsicht ertragen hat, um nur rechtzeitig am Platze zu sein und ihre Aufgabe lösen zu können, auch ihre gerechte Würdigung und Anerkennung finden.

Ein solcher Marsch in eng gedrängter Kolonne bringt auch für uns manche Unannehmlichkeiten, viel Aerger und noch mehr Püffe und Knüffe mit sich, zumal wenn, wie heute, zwei ja drei Kolonnen neben einander auf und neben der schmalen Chaussee oder einem elenden Vizinal-Wege sich vorwärts wälzen. — Auf das von vorn ertönende lang-gezogene Kommando „Anschließen", das von mir mit demselben nasalen Ton und mit demselben Accent auf der Endsilbe weiter gegeben wird, beeilt sich meine Abtheilung im Trabe nach vorn zu stürzen, um der

trabenden Artillerie nachzukommen; fünf Minuten später: Bums! — eine plötzliche Stockung vorn, die Artillerie schiebt sich mit ihren Gespannen und Geschützen fest ineinander, wir sitzen ihnen auf, während von hinten, wo Alles noch „im Schuß" ist, trotz des brüllenden Kommandos „Kolonne halt!" die Munitionskarren in beängstigender Weise uns auf den Leib rücken. Eine Weile ist ein unentwirrbares Durcheinander, bei denen es viele Karambolagen und blaue Flecken an allen Körpertheilen abgiebt, auch viel Geschimpf und Gewetter, bis dann auf einmal weiter vorn wieder Luft zu einem kleinen Trabe kommt, das Kommando „Kolonne Tra—ab" erschallt und Alles wieder fröhlich scherzend vorwärts, den rasselnden Geschützen nachstürmt, natürlich um dann nach spätestens einer Viertelstunde dieselbe Szene durchzumachen. Während wir im Regenwasser und Lehmpatsch der aufgeweichten Straße wohlgemuth weiter traben, spielt sich ab und an dieselbe Szene bei der neben uns auf derselben Straße marschierenden Kolonne ab und reizt uns zu faulen Witzen und Neckereien, bis dann bei solch plötzlichem Halt die Pferde und Wagendeichseln unsrer Nachbarn uns so bedenklich nahe auf den Leib rücken und uns so kräftige Rippenstöße geben, daß uns das Hohngelächter vergeht und man froh sein muß, wenn Einem der Schädel und die Rippen nicht eingestoßen sind.

Ist nun unser Major, wie es bei diesem Gewühl erklärlich, nicht bei uns, sondern vorn beim Generalstabe, so habe ich manchmal einen recht schweren Stand, um mich durchzuarbeiten; aber allmälig gewöhnt man sich in Ton und Haltung jene scharfe Bestimmtheit an, die allein bei solchem militairischen Durch- und Nebeneinander der kollidirenden und sich vordrängenden Abtheilungen imponiren kann. Tritt man zaghaft und bittend auf, so glaubt schließlich jeder Train-Lieutenant Einen anschnauzen zu können.

Heiser von allem Schreien, geschunden an allen Körpertheilen und von einem zu festen Pferdetritt noch hinkend, konnte ich unserm Major beim Rendezvous doch die erfreuliche Meldung machen, daß wir Pferde und Inventar, selbst die hinten den Wagen angehängten zweirädrigen Handkarren glücklich hindurch gelootst hätten. Sein freundlicher Händedruck und sein joviales Lächeln war ein Beweis, daß er mit mir und dem Quartiermeister Eixen zufrieden sei. — Und solch' Gefühl freudiger Befriedigung nach gelöster Aufgabe, hilft dann auch über die

Stunden und Nächte hinweg, wo Schmalhans Küchenmeister ist und außer einem Stückchen Chokolade vom „eisernen Bestand“ und einigen gelben Rüben vom Felde dem Magen nichts geboten werden kann. —

Unser Major bedauerte sehr, daß wir gestern Vormittag beim Passiren des großen Rendezvous alle Zigarren mit einem Male an die Mannschaften des XI. Armeekorps und die beiden dort lagernden Kavallerie-Divisionen vertheilt hatten. Jetzt hätten wir auch diesen ausgehungerten und erschöpften Leuten eine große Freude bereiten können. Geradezu schmerzlich berührte es uns, als ein, offenbar den wohlhabenderen Ständen angehöriger Soldat flehend an uns herantrat und etwas Tabak verlangte; er wolle gern ohne Brot und Fleisch leben, nur eine Pfeife oder Zigarre müsse er rauchen. Neun Tage ohne Tabak! — man versetze sich in die Lage eines solchen Mannes; fortwährend in naßkalten Bivouacs gelegen, nichts Warmes im Magen, nicht einmal ordentlich gesättigt, fortwährend auf dem Marsche, — und dabei der Gewohnheit des Rauchens entbehren zu müssen. Wie froh war ich in diesem Augenblicke, mir dieses Reiz- und Genußmittel nicht angewöhnt zu haben. Je weniger Bedürfnisse, das sollte sich unsre Jugend vor Augen halten, desto freiere Menschen und tüchtigere Soldaten.

Hunderttausende von Zigarren werden in der Heimath gesammelt; man fühlt sich dort ganz selig in dem Bewußtsein, „für unsere braven Truppen und Brüder im Felde“ große Wagenladungen von Liebesgaben abgeschickt zu haben; Alles ist bemüht, den Soldaten die Strapatzen durch kleine Geschenke zu erleichtern, — ja, das ist Alles recht schön und patriotisch; die großen Listen der Liebesgaben, welche wir in den uns zugegangenen Zeitungen finden, zeugen von dem warmen Interesse, mit welchem man der Krieger gedenkt, aber bis jetzt ist bei den Truppen der III. Armee noch nichts davon angekommen. Es wird damit dieselbe Bewandtniß haben, wie mit den großen Vorräthen, welche der Johanniter-Orden schon nach dem Kriegsschauplatz abgeschickt hat. An den Endstatianen der Eisenbahnen ist es auch zu Ende mit der Absendung. Ganze Magazine werden sich dort anhäufen, die werthvollsten Sachen werden dort verderben und verkommen, während wir hier am Nöthigsten Mangel haben. Das ist sehr zu bedauern, aber vorläufig auch nicht zu ändern.

Wieder mit durchnäßten Kleidern in's Quartier gekommen, empfanden wir es schmerzlich, daß man uns beim Ausrücken in Berlin das Mitnehmen eines ordentlichen Mantels nicht gestattet, sondern nur einen Gummi-Mantel zugestanden und als Inventarstück eine kleine Pferdedecke übergeben hatte. Nahm man letztere breit, so bedeckte sie nicht mehr den Brustkasten, sondern nur den Unterleib; nahm man sie der Länge nach, so reichte sie nicht um den Körper herum. Kurz, frieren mußte man immer. Doch die Jugend und Begeisterung hilft über Vieles hinweg. — Ein nach vorn umgekippter Stuhl, auf Lehne und Vorderkante des Sitzes gestellt und mit etwas Stroh bedeckt, giebt eine ganz gute Lagerstätte, vorausgesetzt, daß das Zimmer nicht mit Steinfließen gepflastert ist, wie es in den meisten französischen Kleinbürger-Häusern, (aus Rücksicht auf den offenen Kamin), leider der Fall ist. In letzterem Falle wird das Lager doch etwas kühl und läßt wenig Schlaf aufkommen. Am Morgen erhebt man sich steif wie ein Ladestock; aber man bildet sich doch wenigstens ein, geschlafen zu haben und geht darum wieder fröhlich den kommenden Ereignissen des Tages entgegen. —

Spät am Abend kamen die Prinzen und Offiziere unserer zweiten Staffel aus Cénuc hierher zurück und brachten die Nachricht mit, daß man mit dem Feinde schon innigst Fühlung habe. Der Befehl, für morgen früh die Wagen und Apotheken zu inspiziren und die Wasserwagen zu füllen, versetzte uns Alle in freudige Aufregung.

---

21. Bei Stonne in Reserve.

30. August.

Am Abend des 29. August stand die neugebildete Maas-Armee zu beiden Seiten dieses Flusses, von Sailly am Cher bis Pouron, unsere III. Armee mit ihren Teten von dort bis Stonne, Maisoncelle und Chamery am Flüßchen Bar, wo das XI. und V. Armeekorps, nachdem sie in den letzten 4 Tagen 20 Meilen marschiert, soeben angekommen waren. Wir hatten innigste Fühlung mit dem Feinde, also mußte endlich die Entscheidung fallen.

Auch wir waren in den letzten Tagen nicht zu Athem gekommen und hatten dabei doch nichts zu thun gehabt. Wir hatten schon wieder die verschiedensten Verbände eingeübt, um uns die durch die lange Muße etwa verlernten Handgriffe wieder anzueignen, doch bis jetzt haben wir unglücklicher oder glücklicher Weise — ich weiß nicht, wie ich es eigentlich bezeichnen soll, — noch keine Gelegenheit gefunden, unsere Geschicklichkeit zu zeigen.

Heut Morgen rückten wir von Termes (erste Staffel von Cénuc) nach Grand-Pré, wo in letzter Nacht das große Hauptquartier gewesen. Es ging jedoch sofort weiter, weil man in der Ferne von Norden her schon Kanonendonner vernommen hatte. Der Kanonendonner steigert die Gehirnthätigkeit bis zur höchsten Potenz: Man sieht und hört schärfer; es ist, als ob die Nerven und Muskeln größere Spannkraft bekämen und der Geist doppelt schnell denken, der Wille energischer beschließen könnte. Ja, eine wunderbare, geradezu magnetische Kraft liegt in solchem Kanonendonner in der Ferne. Die mattesten Abtheilungen, die hungrig und fröstelnd aus den naßkalten Bivouaks angetreten sind, werden wieder elastisch in Schritt und Haltung, die Augen schauen scharf aus nach vorn, wo man die Granaten-Wölkchen in sanften Raketen-Bogen am dunkeln Himmel ihre weißen Linien ziehen sieht. Vom General bis zum Trainknecht drängt Alles unwiderstehlich nach vorn; und wo die Straßen für die Abtheilungen zu eng werden, da geht's, wenn irgend möglich, querfeldein. Dort vorn stehen ja Kameraden im Kampf, ihnen rechtzeitig beizuspringen ist Soldatenpflicht. Darum „Laufschritt, marsch marsch!" — immer flott der Artillerie nach, die mit Gerassel und Geklapper soeben vorbeisauste.

Wie im Fluge, ohne jemals anzuhalten, stürmten wir mit den vorwärts drängenden Truppen-Abtheilungen bis Briquenay vor, in dessen Nähe sich eine Infanterie-Division mit der Korps-Artillerie des V. Korps in einem Rendezvous gelagert hatte, um vor dem zu erwartenden Kampfe nochmals zu verschnaufen. Freudig und voller Hoffnung rückten wir weiter, von nun an immer in unmittelbarer Nähe des Kronprinzl. Stabes, um gleich zu dessen Verfügung zu stehen. Aber die Franzosen hielten wieder nicht Stand; gegen 1 Uhr, als wir in Höhe von Buzancy in die Nähe unserer Artillerie gekommen waren, verstummten die französischen Batterien vor uns und zogen sich von Oches nach dem höher gelegenen Stonne zurück. Nun ging der Kron-

prinz weiter vor bis zu dem Dorf Pierremont, wo auf einer die Umgegend beherrschenden Höhe wiederum Posto gefaßt wurde, um den Angriff auf Stonne aufzunehmen, das auf dem höchsten Punkt der jenseitigen Hügelkette weithin sichtbar war.

Bei den auf dem Schlachtfelde zur Aufführung kommenden Trauerspielen gelten dieselben Gesetze, wie bei denen, die für die Bretter, welche die Welt bedeuten, bestimmt sind; hier wie dort: Vorspiel, Zusammenstoß der feindlichen Mächte, und am Schluß der Boden mit Leichen bedeckt. Einiger Humor läuft dabei wohl mit unter; — und so war's auch hier, während wir ungeduldig am Fuße des Berges hielten, jeden Augenblick den Befehl zum Vormarsch erwartend. Ein Trainsoldat wollte einen Ort suchen, wo er seinem Drange nach zeitweiliger Einsamkeit, der ja jeden Staubgeborenen gelegentlich befällt, auf zehn Minuten nachhängen könnte; zu diesem Zwecke wandte er sich nach einem links von uns gelegenen kleinen Gebüsch und übersprang den flachen Graben an der Lisiere. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er jenseits des Grabens, hinter einem Strauch einem französischen Soldaten gerade in die Arme sprang. Zuerst eine Scene, wie zwischen Papajeno und dem Mohren in der Zauberflöte, — dann aber beiderseitiges herzliches Gelächter, unter dem der Franzose dem nur mit einer Peitsche bewaffneten Deutschen sein Chassepot übergiebt, und endlich siegreiche Rückkehr des Trainsoldaten mit seinem Gefangenen. Wahrlich, ein Bild zum Malen, würdig durch einen Hogarth-Pinsel fixiert zu werden.

Als kurz darauf die in unserer Nähe haltende Reserve-Artillerie über Pierremont und Oches weiter nach Norden zog und wir außerdem bemerkt hatten, daß der ganze Stab abgesessen war, ging ich mit einem Theil der Kameraden ebenfalls nach der Höhe des Berges, um nach dem Gang des Gefechtes auszuschauen. Oben angelangt, bot sich unseren Blicken ein prächtiger Anblick dar. — Unmittelbar zu unseren Füßen lag das Dorf Oches malerisch unter dem Grün der Gärten versteckt. Gleich dahinter dehnte sich eine gelbe Ebene aus, nur hier und da durch ein kleines Gebüsch unterbrochen und bis nach dem Dorf La Berlière hin sanft sich erhebend; weiterhin, etwas nach rechts, steigt das Terrain dann terrassenförmig hinan bis zu dem vorhin schon genannten großen Weiler Stonne, in dessen Nähe seit 2 Tagen eine französische Brigade ihr Lager aufge-

schlagen hatte und wo jetzt, wie es schien, ein schwerer Kampf sich entwickeln sollte, in welchem die Franzosen wieder alle Vortheile des Terrains für sich hatten und sich in einer Defensivstellung befanden, die ihnen unsererseits nur mit großen Opfern entrissen werden konnte.

Die Gegend lag so deutlich vor uns ausgebreitet, daß wir auf der Karte fast jeden Punkt bestimmen konnten, wo sich unsere Infanterie-Kolonnen befanden. Doch zunächst fesselte unser Stab die Aufmerksamkeit. Es war mir interessant, hier aus nächster Nähe unsren geliebten Führer, den Kronprinzen, während der beginnenden Schlacht beobachten zu können. Trotz der inneren Aufregung, die sein edles Herz bestürmen mochte, war das Antlitz ruhig und groß, wie immer von echter, innerer Vornehmheit; kaum daß ein stärkeres Aufleuchten des Auges und ein Vibriren der sonoren Stimme die größere Spannung der Seele in diesem Momente verrieth. Alle Stärke, Güte und Gedankentiefe prägte sich auch jetzt in seinen Zügen aus. Nachdem man aus dem hinter uns liegenden Dorf einen Stuhl herbeigeschafft hatte, setzte sich der Kronprinz, mit dem zu seinen Füßen hockenden Blumenthal, auf der Karte jede Bewegung der Truppen und jede Ausführung der durch die Adjutanten abgesandten Befehle genau verfolgend. — Um diesen Mittelpunkt gruppiren sich die übrigen Offiziere des Generalstabes, sowie die Fürstlichkeiten des Hauptquartiers, nur mit halblauter Stimme ihre Ansichten austauschend. Die Spannung des Moments prägt sich in jedem Gesicht aus; die Augen sind belebt, die Charaktere springen gleichsam aus den Uniformen heraus. Viebahn, Hahnke, Freyberg, Karnap stehen neben einander und schauen mit Adleraugen in die Ferne oder schreiben auf den Knieen die Befehle Blumenthals, um sie dann den Ordonanzen zu übergeben, die pfeilschnell davon reiten. Nicht nur die Nerven, auch das Gehirn eines Jeden ist in solchen Augenblicken auf's Aeußerste gespannt; aber jeder Generalstäbler muß sich auch selbst fester in die Hand nehmen, daß er nicht die Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit verliert, die zu allen Entschlüssen und Befehlen mitten im Kampf nöthig sind. Ja, hier merkt man es, daß es, vielleicht den Marine-Dienst ausgenommen, keinen Beruf in der menschlichen Gesellschaft giebt, der einen so schnellen, scharfen, voraus berechnenden und dabei so ruhigen und kaltblütigen Verstand erfordert, wie derjenige des Generalstab-Chefs und seiner Herren.

Wenn man erwägt, daß jeder Irrthum desselben vielleicht mit dem Verlust der Ehre des Vaterlandes oder dem Blute der Mitmenschen bezahlt werden muß, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß Mittelmäßigkeit auf solchem Posten der gefährlichste Feind der Armee und des Staates sein würde. — Der Koburger Herzog kräuselt ungeduldig seinen Schnurrbart, und die Prinzen Wilhelm von Württemberg und Bernhard von Meiningen sind kaum davon zurückzuhalten, daß sie sich auch auf die Pferde schwingen und jenen Adjutanten nachjagen, welche der Infanterie in unserer Nähe den Befehl zum Sturm auf Stonne überbringen sollen.

Es ist mittlerweile halb vier Uhr geworden. Die auf dem Hügelkamm in einer Pappelallee dicht bei Stonne aufgestellten Mitrailleusen orgelten mehrmals ihr Register ab, ohne Schaden anzurichten, verdufteten aber sofort, als sie bemerkt hatten, wie zwei unserer Kavallerie-Regimenter, frische Husaren und Ulanen, in einer Terrain-Falte verschwanden, um zu einer Umgehung auszuholen. In diesem Augenblick sahen wir zwei Bataillone auf halber Höhe bei La Berlière sich entfalten; ein drittes, vom 37. Regiment, das soeben dicht hinter uns, kaum zehn Minuten vom Hügel entfernt, eingetroffen ist, legt die Tornister ab und steckt die Reserve-Patronen in den Brotbeutel. Der Kampf beginnt. Alle Müdigkeit und Verdrossenheit des langen Marsches ist mit einem Schlage verschwunden; wie ein elektrischer Funke durchzuckt es die Marsch-Kolonne, als das Kommando kommt: „Bataillon soll chargiren, geladen!" — Feierliche Stille, nur unterbrochen vom Klappern der Kammern, als die Todesboten in den Lauf geschoben wurden. Die Stimmung der Mannschaften war ernst und gemessen, aber aus den Augen blitzte es voll Kampfesmuth und Siegeszuversicht. Auch beim schlichten Mann in der Front ist es in solchen Augenblicken vor Beginn des Kampfes, als ob alle Muskeln mehr Spannkraft, alle Sinne dreifache Schärfe bekämen; das Auge sieht weiter und klarer wie sonst, und selbst außer Hörweite entstehende Geräusche sind dann mit sonderbarer Deutlichkeit zu hören.

Auf Befehl unseres Majors war ich hinabgeeilt und hatte mit dem Kommando „fertig zum Gefecht!" — unsere Kolonne antreten lassen. Den vorüber reitenden Stabsoffizieren dieses zum Sturm sich anschickenden Regimentes rief ich zu: „Wir kommen gleich nach und bleiben für alle Fälle in der Nähe Ihrer

Mannschaften"; — worauf mir einer der Herren mit vielsagendem Blick die Hand drückte.

Mancher schickt noch ein Stoßgebet gen Himmel, wohl Jeder gedenkt noch einmal der Lieben daheim; dann geht's vorwärts, die ausschwärmenden Schützenzüge voran. Ein herrliches Schauspiel, wie die einzelnen Kompagnien und Bataillone in echt preußischer Mannszucht, wie auf einem großen, schönen Paradefelde sich vor uns entwickeln! Wußten die Krieger doch, daß sie heute die Ehre hatten, unmittelbar unter den Augen ihres Heldenführers, des geliebten Kronprinzen, zu kämpfen.

Kleine Rauchwolken, sowie der helle metallische Klang der steigenden Granaten lassen erkennen, daß der Feind seine schöne Stellung auf dem Bergrücken dort drüben doch noch auszunützen gedenkt. Doch bald krachte es auch von unserer Artillerie zur Rechten, während sich auf dieser Seite zugleich Infanterie-Kolonnen, die wie aus dem Boden gewachsen schienen, zur Umgehung der linken Flanke der Franzosen anschickten. — Vor uns auf der weiten, langsam ansteigenden Ebene sehen wir die dunklen, losen Reihen der Schützenlinien wie auf dem Exerzierplatz furchtlos nach vorn stürmen, und nicht weit dahinter eilen in Bataillonsfront formirt, die Sturmkolonnen mit fliegenden Fahnen und die Kommandeure voraus, ihren Schützenlinien nach. Trommelschlag und Musik schallt aus der Ferne herüber. Ein herrlicher Moment und zugleich ein spannender, denn Alles lauscht, was die Franzosen, die ihr schwaches Feuer soeben ganz eingestellt haben, dort oben thun werden.

„Vorwärts, vorwärts!" — tönt's aus den Reihen der Stürmenden, deren sich ein gewisses Bangen darüber bemächtigt, daß noch immer keine Schüsse der versteckten Gegner da droben herunter sausen; — zur Höhe zieht's alle mächtig hin, um nur den Gegner erst anpacken zu können. Fünfhundert Schritte, — dreihundert Schritte noch, und schneller, immer schneller wälzen sich die Linien der Sturmkolonnen hinauf zum Höhenrand, und fester noch zum letzten Sturmeslauf packt jetzt jede Faust das Gewehr.

Wir halten den Athem an, weil auch wir jeden Augenblick einen tausendfachen Todeshagel von Stonne hernieder in der Stürmer Reihen erwarten. Aber horch: ein Hurrah! Dort sind sie oben, ohne einen Schuß zu thun und einen Gegner packen zu können. Die Franzosen hielten es für gerathener, hier dem

Kampf noch auszuweichen. — Erleichtert athmen wir auf. Rittmeister v. d. Lanken aber, der schneidige Gardehusar und tollkühne Reiter, dreht sich ärgerlich herum mit dem Ausruf: „'s war wieder nichts!" Weil er sich noch immer nicht beruhigen kann, daß bei Wörth unsere Kavallerie nicht genug zur Verfolgung, ja Vernichtung des Gegners ausgenutzt ist, so brennt er förmlich darauf, daß unseren Kavallerie-Regimentern Gelegenheit gegeben werde, zu zeigen, daß der alte frische Reitergeist in ihnen noch nicht erstorben sei.

Nun hatten wir wieder Zeit und Gelegenheit genug, um die starken Kämpfe nordöstlich von uns beobachten zu können. Ein schönes, bewaldetes Gebirgsland begrenzte den Horizont. Am dunklen Himmel konnten wir deutlich die weißen Wölkchen der Granaten beobachten, und der aus den Wäldern und Thaleinschnitten fortwährend aufsteigende Pulverdampf ließ den Stand und den Fortgang des Kampfes deutlich erkennen, der sich der Karte nach in der Gegend zwischen Raucourt und der Maas konzentrirte. Gegen 6 Uhr war das Knattern des Gewehrfeuers und der Donner der Kanonen und Mitrailleusen sehr heftig und steigerte sich gegen 7 Uhr zu einem solchen Grade, wie wir ihn nur bei Wörth im höchsten Stadium der Schlacht gehört hatten. Da noch immer keine Meldungen über die Erfolge der Bayern auf unserem rechten Flügel eingetroffen waren, so ritt der Kronprinz nach dem Höhenrücken von Stonne hinauf, um von dort aus das Gefecht besser kontroliren zu können. Wir mußten zunächst die Befehle der Quartiermacher abwarten, und rückten dann gegen 7½ Uhr nach dem kleinen, durch ein Schadenfeuer vor einigen Wochen noch um die Hälfte reduzirten Ort Fontenoy, während der Kronprinz mit der ersten Staffel in Piermont einquartirt wurde, einem fast ebenso elendem Dorfe wie das unsrige. Gleich nach dem Einrücken in's Quartier hatten wir jedoch noch die Freude zu hören, daß ein beim Kronprinzen eingetroffener Ordonanzoffizier die Meldung von elf erbeuteten Geschützen und mehreren Tausenden Gefangener überbracht hatte.

22. Quartier in Fontenoy.

30. u. 31. August.

Die ärmlichen Dörfer im nördlichen Theile des Departements der Ardennen boten für die sich heran wälzenden Heeresmassen fast gar keine Vorräthe an Lebensmitteln dar, und da unsere Proviantkolonnen, trotz des Eifers der Intendantur, den Gewaltmärschen unserer Regimenter nicht folgen und bei der Ungunst des Wetters die seit dem Feldzuge in der Champagne (1792) berüchtigten Pässe der Argonnen nicht schnell genug überwinden konnten, so stand es mit der Verproviantirung der Mannschaften in diesen anstrengenden Marschtagen recht schlimm.

Wie in jedem regelrechten Café älterer Damen das unsterbliche Thema über die Dienstmädchen erörtert wird, so wurde bei uns, noch ehe wir in's Quartier kamen, ja oft schon beim Rendezvous die Frage über Beschaffung eines einigermaßen guten Essens, für den sicheren Fall des Ausbleibens der Proviant-Kolonne, ganz gründlich erörtert. Aber „woher nehmen und nicht stehlen?!" — Ach, wenn man Tag für Tag den „Kartoffeljux" oder höchstens ein Paar halbreife Birnen genossen, dann sehnt man sich wieder nach dem behaglichen Gefühl, welches eine kräftige Suppe, Gemüse und ein Stück Fleisch im Magen erzeugen. Aber „woher nehmen und nicht stehlen?!" Selbst unser zweiter Fahrer Schröder, der trotz seiner nie angezweifelten Berliner Abstammung doch in allen Gegenden Frankreichs sonst immer Hammelheerden und „Kanarienvögel" (Enten-canards) herumlaufen hatte, und mit Hülfe unseres Petit, des Hugenotten-Sprößlings, allezeit Bons bereit halten konnte, — selbst Schröder's Spürnase konnte in diesen ausgehungerten Quartieren nichts mehr auftreiben, d. h. wenn wir überhaupt ein „Quartier" bekamen. Man schien uns, infolge des langen Mangels an Arbeit, allmälig für einen unnützen Ballast des Hauptquartiers zu betrachten, denn man hielt es seitens der Herrn Quartiermacher eine Zeit lang nicht der Mühe für werth, uns Quartierbillets zu geben. Waren unser Major und Chefarzt, waren auch unsere Pferde untergebracht, so konnten die Mannschaften sehen, wo sie blieben. Ein Achselzucken unseres sonst so fürsorglichen Majors und die Weisung, sich dort Quartier zu machen, wo noch nichts an den Thüren angeschrieben stand, war Alles, was man uns darbieten konnte; — allerdings für die

Quartier machenden Offiziere und Unteroffiziere die bequemste Art, diese Johanniter unterzubringen, die ja jetzt nichts zu thun hatten und die man höchstens einmal brauchte, wenn man sich infolge seiner eigenen guten Unterkunft den Magen verdorben oder durch zu vielen Genuß des Rothweins etwas verstopft hatte. — Um nicht ungerecht zu sein, darf hier nicht verschwiegen werden, daß die Aufgabe der betreffenden Lieutenants bei der Masse von Fürstlichkeiten und Generalen des Hauptquartiers oft eine recht schwierige war, zumal wenn die zweite Staffel, bei welcher die meisten Fürsten sich befanden, nach einem kleinen Dorfe gelegt war und womöglich binnen wenigen Stunden Quartier gemacht werden mußte. Aber weshalb hatte man früher und auch später wieder, nach Sedan, Platz für uns? sollte etwa wirklich eine kleine Beschwerde etwas genutzt haben?

Thatsache ist, daß wir eine Zeit lang auf uns selbst angewiesen und genöthigt waren, in den noch unbenützten Häusern der Dörfer, d. h. also den elendesten Hütten, in denen zum Ueberfluß späterhin sich auch noch die ebenso behandelte Stabswache einquartierte, uns ein Unterkommen zu suchen. Und so auch heute! Wir hatten in vergangener Nacht in dem kleinen Neste Termes ein dem armseligen Ort entsprechendes Nachtlager gehabt, hatten aber zum Glück noch bei einem Krämer für theure Preise einige Flaschen Wein aufgetrieben, die wir zu Ehren des Geburtstages unseres verehrten Knesebeck in kleinem Kreise geleert hatten. Hier in Fontenoy, in welchem sich in der That nicht mehr als 6 bis 8 kleine Bauerngehöfte befanden, die zum Theil noch durch einen kürzlich stattgefundenen Brand in Asche gelegt waren, gab es gar nichts zu holen. Die Stabsoffiziere und Fürsten rannten umher und machten sich gegenseitig Kondolenzbesuche, besorgt fragend, wie und wo die Pferde unterzubringen seien. Daß die Herren für sich selbst nichts hatten und in abscheulichen Schmutzlöchern campiren sollten, daran dachte Keiner; nur die Pferde mußten nach echt deutscher Reiterweise zuvor besorgt und untergebracht sein.

Da erschien uns als Helfer in der Noth, eine Schwadron der ersten Garde-Ulanen aus Potsdam. Dieses Regiment hatte, an der Spitze der neuen IV. Armee reitend, in vergangener Nacht die Franzosen im Bivouak genau beobachtet und eingehendste Meldungen nach den Hauptquartieren gesandt. Vom

Regiment etwas abgekommen, traf diese Schwadron, die Tags vorher hier schon gelegen und heute unsere Bedeckung abgab, noch spät Abends bei uns ein. Ihr Rittmeister von Patow, dem man gleich anmerkte, daß er nicht einseitiger Kommißmensch, sondern ein studirter Mann ist, und der mit den liebenswürdigsten Formen hervorragenden Verstand und große Thatkraft vereinigt, wird von seinen Ulanen schwärmerisch geliebt. Ein solcher Führer kann Alles wagen, — seine Leute werden ihn nie im Stiche lassen und (wie ein frischer, kecker Unteroffizier sagte,) unter seiner Führung selbst den Teufel als Gefangenen aus der Hölle holen. Dieses Selbstbewußtsein und dies unbedingte Vertrauen, das Rittmeister v. Patow seinen Ulanen einzuflößen gewußt, dieser Wagemuth, der in jedem dieser frischen Bursche steckt, ist die Hauptbedingung für die taktische Thätigkeit und die strategischen Erfolge unserer Reiterei, mag dieselbe nun in kleinen Trupps oder in geschlossenen Massen auftreten. — Diese strammen Gardisten wußten schon, wo Hafer und Heu zu holen sei und gingen im Bewußtsein ihrer gefürchteten Waffe von der Ansicht aus, daß, wenn einmal welche hungern müßten, dies dann ganz bequem die Einwohner des besiegten Landes thun könnten. Dieser Grundsatz schien uns zwar auch ganz plausibel, aber „Alles schickt sich nicht für Alle.“

Wir hatten, 7 Mann stark, uns ein halb verbranntes Gehöft zu unserm Quartier auserwählt. Mehrere kleine Hütten, Drescherhäusern daheim nicht unähnlich, schienen vollständig leer und von allen lebenden Wesen verlassen zu sein. Es wurde gepocht, gerufen, Alles durchsucht, aber nirgends ein Mensch entdeckt. In der einen Hütte erschienen die Fensterscheiben nicht so beschmutzt und undurchsichtig; wir klopften deshalb von neuem, ermuthigende Worte ins Haus rufend. Wieder keine Antwort. Endlich kamen unsere beiden Apotheker Regehly und Schuster auf den Gedanken, eine Scheibe einzudrücken und durch das von innen geöffnete Fenster einzusteigen. Gesagt, gethan. Kaum klirrte die Glasscheibe am Boden, als plötzlich ein in Lumpen gehülltes weibliches Wesen unter dem Bett hervorgekrochen kam. Flehentlich und zitternd vor Furcht bat sie uns, ihr nichts anzuthun. Wir versprachen ihr dies lachend und redeten ihr Muth ein. Wir merkten zwar, daß sie uns verstand, konnten aber nicht heraus bekommen, was sie eigentlich kauderwelschte; denn neben ihrem Patois oder Jargon hatte sie noch einen Zungen-

fehler am Leibe, der jede Unterhaltuug absolut unmöglich machte. Sie hatte selbstverständlich wieder rien du tout; und da wir auch nichts hatten, so blieb uns weiter nichts übrig, als abermals auf die Suche zu gehen. Ein Ulanen-Wachtmeister, dem wir unser Herzeleid und unsere Magenleere geklagt hatten, rieth uns, dasselbe zu thun, was sie in Ermangelung des Proviants zu thun gezwungen und was die Diener der verschiedenen Prinzen zu thun schon im Begriff waren, nämlich ruhig auf Enten- und Hühnerjagd auszugehen und uns selbst von den Feldern Gemüse zu holen. Einige wurden nun zum Kartoffelpuddeln ausgeschickt, und während ich mich drückte, um als Zugführer eventuell sagen zu können, „mein Name ist Hase, ich weiß von nichts", gingen die übrigen mit Knütteln bewaffnet auf die Entenjagd aus. Im Verlauf von einer Viertelstunde und nach allerhand scherzhaften Erlebnissen, waren denn auch drei Stück erlegt, denen wir, um das Essen nicht durch das langweilige Rupfen zu verzögern, gleich die Haut mit den Federn abzogen. Ein Anderer, der sich stets durch seine Spürnase ausgezeichnet, hatte bei der Alten unter dem Bett, wo sie vorher sich verkrochen, noch eine Menge von Hühnereiern entdeckt, — was wollten wir mehr? Kartoffeln, Eier, gekochte Ente und ein Wein, der nach jedem Schluck den Magen enger zusammenzog, wahrlich ein Essen, um das uns die Fürsten und Prinzen beneiden konnten, die heut Abend zu fünf sich in ein Huhn und ein Paar Salz-Kartoffeln theilen mußten! Da ward uns nach langen Entbehrungen wieder „so kannibalisch wohl" wie jenen in Auerbachs Keller.

Abends tauchte auch der Herr des Gehöftes, Sohn jener alten Hexe, auf einmal auf und betheiligte sich kräftiglich an unserm Mahle, natürlich in dem Glauben, daß die Enten alle von seinen Nachbaren wären. Er übersetzte uns nun die völlig unverständlichen Worte seiner ewig plappernden Mutter in eine weniger unverständliche Sprache, aus der dann erhellte, daß sie vor etwa 8 Wochen durch Schadenfeuer fast Alles verloren hätten, und daß neben vielem Vieh auch eine Schwester von 18 Jahren mit verbrannt sei. Durch diese Erzählung scheinbar tief gerührt, erklärten wir ihnen dann, daß wir sie ihrer Betten nicht berauben wollten, sondern in der Scheune kampiren würden. Obgleich alle sich nach dem lang entbehrten Genusse eines Bettes sehnten, so prallten wir doch entsetzt vor diesen

von Schmutz starrenden Decken zurück, die vielleicht seit jenem Schadenfeuer nicht mehr gereinigt waren und nach Aussage unserer Schlesier nur noch an polnischen Betten ebenbürtige Rivalen fänden. Wir krochen also in der Scheuer in's Stroh und hatten, abgesehen von der Kälte, wenigstens das Angenehme, nicht mit Flöhen, Wanzen und anderem Gethier, welches von den polnischen Juden als Rämeß bezeichnet wird, intime Bekanntschaft zu machen. Ueberhaupt ist der Gedanke, daß es anderen Soldaten noch viel schlechter ergeht und daß es Einem noch schlechter ergehen könne und schon ergangen sei, stets ein Beruhigungsmittel für derartige Klagen über schlechte Quartiere; und mochten wir auch in Brabant, Termes, Malmy, Boursault u. s. w. zum Theil recht schlecht einquartiert sein, — der Anblick der Bivouacs, in welchen unsere braven Thüringer und Schlesier gelegen, zwang uns doch das Geständniß ab, daß wir unverdienter Maßen noch bei weitem besser situirt seien, als diese Helden. — Auch Rittmeister v. Patow mit seinen beiden Herren und seinen Garde-Ulanen mußte wieder wegen Mangel an Raum draußen bivouaquiren, was um so ungemüthlicher sein mochte, als es fast die ganze Nacht hindurch regnete und den inneren Menschen außer dem stehenden „Kartoffeljux" nichts Warmes geboten werden konnte; nur einige dieser Prachtkerle krochen mit uns in das Stroh der Scheune, und während wir die oberen Schichten inne hatten und dort ruhten wie in Abrahams Schooß, wühlten sie sich wie die Maulwürfe in den unteren Stockwerken ein, sodaß wir anfangs glaubten, sie müßten da sammt und sonders ersticken. Noch ehe wir am andern Morgen antraten, waren sie schon über alle Berge.

Unser Kommandeur Knesebeck lag mit Dr. Hirt in dem Besuchstübchen eines kleinen benachbarten Hauses, mußte aber diesen sehr engen Raum, da er leidlich sauber war, noch mit vier Fürstlichkeiten, dem Koburger Herzog, den Erbgroßherzögen von Weimar und Strelitz und dem Erbprinzen von Hohenzollern theilen, die spät Abends im strömenden Regen, ohne jegliche Bedienung und Bagage in das armselige kleine Dorf hineingeritten kamen, um sich ein Unterkommen zu suchen. Er erklärte den Herren aber ganz offen: Nicht blos aus Rücksicht auf mein Alter, sondern auch nach altem Kriegsrecht müssen Sie mir, als dem Zuerst-Gekommenen gestatten, daß ich für die Nacht das einzige Bett benutze und mein Doktor'chen zu mir nehme.

So mußten diese hohen Herren auf dem kalten Fußboden gehörig frieren, und erst am folgenden Morgen, als Knesebeck seiner Gewohnheit getreu schon um 5 Uhr sich erhob und eine launige Ansprache an die zu seinen Füßen liegenden Fürsten gehalten hatte, konnte Se. Hoheit der Herzog Ernst noch auf 2 Stunden in's Bett kriechen und sich etwas erwärmen.*)

Wir selbst erholten uns von dem kinnkrampfartigen Zähneklappern unserer kühlen Nachtruhe an einem guten Kaffee, den uns der Quartiermeister zu verschaffen gewußt. Frohen Muthes ging es den bevorstehenden Entscheidungskämpfen entgegen; und da wir durch einen großen Vorrath von Nüssen, welche Schröder „von seinen Nußbäumen geerntet," auch gegen Hunger vorläufig und bis zum Wiedereintreffen unserer Proviant-Kolonne geschützt waren, so erwachte bald wieder der unverwüstliche Humor der Leute, der auch in heitern Liedern seinen Ausdruck fand.

„Morgen früh 6 Uhr steht die Kolonne am nordöstlichen Ausgang des Dorfes zum Abmarsch bereit," — mit diesen Worten hatte der Major uns beim Abendappell entlassen; da ich nun mit Kamerad Dr. Bauer von der zweiten Abtheilung (28) vor dem Ausmarsch noch allerhand bei unseren Apotheken zu revidiren hatte, so setzten wir noch ein Viertelstündchen davor, und der Quartiermeister Eixen ließ seine Fuhrleute schon um halb 6 Uhr fertig sein. Noch lag dichter Nebel auf Berg und Thal, als wir in der Frühe aus unseren verschiedenen Lagerstätten in der Scheune, dem Kuh- und Schafstall hervorkrochen und am Hofbrunnen unserer Bäuerin Toilette machten, so schnell und so musterhaft einfach und doch sauber, daß die Zöglinge von Schnepfenthal an ihrem berühmten Brunnen oder die Matrosen mit ihrer Morgentoilette in der Nähe des Galionbildes von uns hätten lernen können. „Propper, wie aus dem

---

*) Als unser allgeliebter Führer Knesebeck wegen dringender Kreisangelegenheiten und seiner Abgeordneten-Pflichten Ende September vom Kronprinzen nach der Heimath beurlaubt wurde und im Hôtel des Réservoirs zum letzten Mal mit seiner bisherigen Tischgesellschaft speiste, nahm sein Regimentskamerad, der Herzog Ernst von Koburg in seinem Toast auf diese Scene und Knesebecks damalige launige Ansprache Bezug, mit den Worten: „Es lebe der Johanniter-Major, zu dessen Füßen das gefürstete Deutschland auf Stroh gelegen hat, — welcher mit seinem Humor, der ihn auch im feindlichen Feuer niemals verlassen, uns Allen ein lieber Kamerad gewesen ist!" —

Ei gepellt“ stand die Kolonne zur angegebenen Zeit zum Abmarsch bereit, und das behagliche Lächeln unseres guten, alten Knesebeck sagte uns, daß er mit seinen Leuten und sich selber zufrieden sei. „Kolonne rechts schwenkt, Marsch! Gerade aus!“ — und fort geht's in den Nebel hinein und der Zukunft entgegen, von der wir alle ahnten, ja bestimmt wußten, daß sie Großes uns bringen würde.

---

23. Bivouak bei Malmy.

31. August.

Auf demselben Wege, den wir gestern Abend gekommen waren, rückten wir heute Morgen über Oches und La Berlière nach Stonne hinauf, wo am Abend vorher der Kronprinz bis zur sinkenden Nacht den Kampf in und um Beaumont beobachtet hatte. Rechts und links des Weges lagen allerlei beaux restes der Bivouaks, aus denen man entnehmen konnte, daß die französischen Truppen, die hier vor 24 Stunden noch gelagert, von den 1. Garde-Ulanen und unserer Artillerie gerade beim Abkochen überrascht waren; denn die Säbel, Leinen-Gamaschen, Tornister und Tschakos, die herum lagen, waren der beste Beweis eines fluchtartigen Aufbruches.

In Stonne erfuhren wir zu unserer großen Freude, daß Napoleon mit seinem ganzen Stabe vorgestern dort gewesen und sich jetzt noch bei der Armee befände. In einer Baracke hatte er die Nacht vom 29. zum 30. August daselbst verbracht und in einem stattlichen Bauernhaus des Dorfes sein einfaches Mahl in sehr gedrückter Stimmung eingenommen. Als wir uns an demselben Tisch niederließen, war zwar unser Mahl noch einfacher, d. h. wir hatten gar nichts zu essen, aber in fröhlichster Stimmung erhoben wir unsere Feldflaschen, tranken dem Mann des 2. Dezember ein pereat! und sangen auf ihn ein altes Volks- und Soldatenlied, das in seiner Derbheit sich hier nicht wiedergeben läßt, auf dessen Inhalt man aber schon aus dem schönen Anfang: „Napoleon, Du Schuster-Geselle“ schließen kann.

Als wir auf der Nordseite von Stonne heraustraten, ritt soeben Se. Königl. Hoheit mit seinem ganzen Stabe ab, nach-

dem er hier, von Pierremont kommend, längere Zeit den Gang des Gefechtes in der Gegend von Remilly beobachtet und seine Dispositionen für den Tag getroffen hatte. — Wir waren, als wir auf den Hügel hinter der Kirche kamen, von dem Anblick zu unseren Füßen geradezu überrascht. Die Berge und Wälder, die anfangs noch vom feinen Nebelduft des Herbstes umwoben gewesen, lagen jetzt und für die nächsten zwei Stunden von lachendem Sonnenschein verklärt vor uns da. Vor unseren Augen, meilenweit zu überschauen, ein mit allen landschaftlichen Reizen ausgestattetes Gebirgsland, das uns lebhaft an Thüringen und Franken erinnerte. Zwischen den schönsten Buchen- und Eichenwaldungen breiten sich von Zeit zu Zeit wie grüne Teppiche die saftigsten Wiesen aus, lugen zwischen Linden- und Obstbäumen einige Gehöfte und Weiler hindurch. Meilenweit bis zu den Höhenzügen der belgischen Grenze, die in zartblauem Duft den Horizont abschließen, ist das Terrain zu überschauen, in dem nun endlich die Entscheidung all' unserer voraufgegangenen Märsche und Kämpfe fallen mußte. Lieblich und ahnungslos lag diese wunderschöne Waldregion vor uns ausgebreitet, die in den nächsten zweimal 24 Stunden so viel Kampf und Todesringen schauen sollte und in der sich soeben, nach Nordosten zu, ein kleines Vorspiel hierzu entwickelt hatte.

Auf den musterhaft gepflegten Straßen und Chausseen, welche Berg und Thal durchschneiden, schieben sich wieder in endloser Reihe die Infanterie-Regimenter und nachfolgenden Munitions-Kolonnen nach Norden. Das XI. Armee-Korps ist gestern Nachmittag und Abend in Gewaltmärschen schon vorausgeeilt; nun muß das V. Korps und, im Westen sich anschließend, das Württemberger Korps eiligst nachrücken, um über Vendresse und Boutencourt ebenfalls an die Maas heran zu kommen. Die Hoffnung des Hauptquartiers, dem Kaiser Napolon damit auch die Rückzugslinie über Mezières nach Paris zu verlegen, bekam dadurch einen neuen Halt. — Während das zu unserer Armee gehörige 1. bayrische Korps fortwährend kämpfend den Feind vor sich hertrieb und ihn auf Remilly und Sedan zurückwarf, kamen wir nach langen Kreuz- und Querzügen, ohne in Aktion gekommen zu sein, nach Chémery (erste Staffel), resp. Malmy, wo ich mit mehreren Kameraden wieder im Freien kampiren mußte.

Nach unserm Einrücken in Malmy war uns vom Kom-

mandeur das Ergebniß der Kämpfe vom 30. August mitgetheilt worden. Hiernach war Mac Mahon, als er bei Stenay einen Theil seiner Armee übergesetzt hatte und sich der andere noch diesseits der Maas befand, von der IV. Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen mit Erfolg in der Flanke angegriffen und mit unwiderstehlicher Macht über Nouart, Beaumont, Mouzon zurückgeworfen worden, während die östlich stehenden Truppen bei Vause und Carignan ebenfalls zum Rückzug genöthigt wurden. Beide Kolonnen hätten sich nach der Festung Sedan zurückgezogen, und die Zugänge der Ardennen befänden sich nun auf der ganzen Ostseite in deutschen Händen. —

Schon hatten wir uns in Malmy, in Ermangelung eines Obdaches, in einem Garten unsere Zelthütte aufgeschlagen, als das Hauptquartier plötzlich durch die Nachricht alarmirt wurde, daß sich in den benachbarten Wäldern ein intaktes Bataillon Franzosen und viele versprengte Soldaten befänden, die sich anschickten, den Kronprinzen mit seinem Stabe gefangen zu nehmen. Schnell wurde von den nach Norden dirigirten Regimentern ein Bataillon Weimaraner (94. Reg.) und Husaren herbeigeholt, welche denn auch die Wälder durchsuchten und uns des Nachts beschützten.

Unser Bemühen, vom Maire des Dorfes etwas Eßbares zu erhalten, war ohne Erfolg; außer vielen Redensarten bekamen wir nur eine Flasche Cognac, der aber so giftig scharf war, daß wir nach einem Glase schon wie trunken waren. Hunger thut weh; und wer konnte wissen, was bei dem konzentrischen Zusammenziehen der Truppen uns für morgen noch bevorstand, auch wenn wir den Leibriemen noch enger schnallten? Ein mächtiges Bivouakfeuer von grünen Obstbaumzweigen (da damals die Lattenzäune noch geschont wurden,) war endlich qualmend in Gang gekommen; aber zum Kochen war immer noch nichts vorhanden. So ging's denn auf Requisition: Einige Leute schlichen sich in den benachbarten von seinen Besitzern verlassenen Bauernhof, wo unser Kommandeur und die meisten der Prinzen unserer zweiten Staffel in Quartier lagen, und trieben einige Hühner über die Gartenmauer, daß sie dann draußen von den mit Yatagan's bewaffneten und auf der Lauer liegenden Kameraden gejagt werden konnten. Ich selbst vergaß vor Hunger meine Würde als Zugführer so sehr, daß ich mich mit Kandidat med. Seifert in den Kuhstall begab, wo dieser an der

Wand über den Viehständen alte Körbe mit Hühnernestern entdeckt hatte. Während ich auf den Leisten der Thür stehend, die gefundenen Eier vorsichtig in die Tasche steckte, stürzt der auf Posten befindliche studios. Gerstenberg mit dem Rufe über den Hof: Prinz Wilhelm von Württemberg und der Meininger kommen! Seifert läßt erschreckt die Thür, die er zu balanciren hatte, fortschnellen, ich springe herunter und — — knick —, knick —, knick —, knack! zerspringen die Eier in meinen Hosentaschen und ergießen sich in sanft kühlendem Strom die Schenkel hinunter. Die Prinzen merken Unrath und rufen uns lachend zu: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören; wir wollten nur nach unseren Pferden schauen!" Wie Schulbuben, die auf unrechtem Wege ertappt sind, schlichen wir von dannen.

Und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen: Als ich am Wachtfeuer meine Hosentaschen zum Trocknen umkehrte und die gelbe Eiersauce herausholte, gab's trotz des Hungers und der Enttäuschung ein brüllendes Gelächter seitens der Kameraden, das mich für immer vom heimlichen „Requiriren" geheilt hat. Lieber hungern, als solche Blamage. — Der Major gewährte schließlich vom „eisernen Bestand" einige Flaschen Rothwein an die Mannschaften, den wir zu einem Glühwein verwertheten. Singend und trinkend blieben wir fast bis zum Morgen bei unserm Wachtfeuer. —

Wie am Nachmittage, so zogen auch bis tief in die Nacht hinein die Bataillone des XI. und V. Korps in ununterbrochener Folge durch den Ort. Dreißig bis sechsunddreißig Kilometer mußten damals von diesen tapferen Regimentern täglich gemacht werden; ja von einigen Abtheilungen des VI. Korps in unserm Rücken, das am Weitesten nach Südwesten gestanden, wurde uns versichert, daß sie mehrere Tage hindurch 38—40 Kilometer geleistet hätten, um zur Stelle zu sein, wenn die übrigen Korps sich schlagen. Solche Truppen, unter richtiger Führung, werden auch in der Schlacht ihre Schuldigkeit wieder thun, ja, sind unbesiegbar.

24. In der Schlacht bei Sedan.*)

1. September.

„il diavolo lo porterà via coi suoi puntelli." —

Dichter Nebel bedeckte noch Berg und Thal, als unsere Kolonne am Morgen des 1. September das Gartenbivouak in Malmy abbrach und über Chémery (1. Staffel des Hauptquartiers) nach Donchéry abmarschirte. Seit dem 8. August hatten wir wenig Arbeit und nur hie und da einige Fuß- und Brustkranke zu behandeln gehabt, wir sehnten uns längst nach ernster Thätigkeit und hatten es ärgerlich empfunden, daß wir bei Beaumont in Reserve stehen mußten, — und doch wurden wir an jenem Morgen durch das Kommando „Alles fertig zum Gefecht!" eigenthümlich berührt. Ernst und schweigend zogen unsere beiden Abtheilungen durch den dicken Nebel die Straße entlang, auf welcher schon um ¹/₂4 Uhr der Kronprinz mit seinem Stabe passirt war. Alle fühlten und ahnten die Wichtigkeit des anbrechenden Tages, und als einer meiner Leute die aufgehende Sonne mit dem einfachen Liede: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod!" begrüßte, da stimmten wir Alle mit tiefbewegtem Herzen ein, und unser geliebter Führer Knesebeck, neben dessen Seite ich schritt, konnte kaum seine innere Bewegung verbergen, da ja dieses Morgenroth auch seinen drei Söhnen oder so manchem der ihm anvertrauten Leute zum frühen Tode leuchten konnte.

---

*) Als obiger Artikel mit fünf anderen 1882 im Feuilleton der „Nordd. Allg. Ztg." anonym unter dem Titel „Erinnerungsblätter eines Felddiakonen" erschienen waren, hatte Se. Kais. Hoh. der Kronprinz, auf einer Inspektionsreise in Süddeutschland begriffen, sofort mich als Verfasser erkannt. Nach der Heimkehr sandte er seinen Adjutanten, Major von Phulstein (jetzigen Generalmajor) zu mir und erbat sich unter anerkennenden Worten die ganze Artikel-Serie. Als der hohe Herr dann wenige Tage darauf bei einem persönlichen Besuch im Pfarrhause die freundliche Anerkennung wiederholte, und ich bescheiden meinte ablehnen zu müssen, erklärte er in seiner gütigen und gemüthvollen Weise: „Pastor, wir sind doch wohl zu alt, um uns wie alte Jungfern gegenseitig Elogen in's Gesicht zu sagen; — nein, es ist wirklich so: Was Felix Dahn in poetischer Form (wo? — d. V.), das haben Sie in Prosa geliefert, nämlich vom Standpunkt des Hauptquartiers die beste Schilderung der Schlacht bei Sedan, seitens eines Laien!" — Man wolle es mir nicht übel auslegen, wenn ich, unter Berufung auf einen noch lebenden Zeugen, den Herrn General v. Phulstein, dieses Lob meines unvergeßlichen Durchlauchtigsten Gutsherrn hier anführe. D. V.

Um 6 Uhr hörten wir die ersten Kanonenschüsse. Sie tönten von den Bayern unter von der Tann herüber, welche bei Bazeilles zuerst auf den Feind gestoßen waren, noch ehe die Sachsen und die Garde herankommen konnten. Die Prinzen Wilhelm von Württemberg und Leopold von Hohenzollern, welche oft als einfache Adjutanten im ärgsten Kugelregen sich verwenden ließen, stießen auf uns und sprengten nach freundlichen Grüßen und einigen gemachten Mittheilungen wieder in den Nebel hinein, dem Kanonendonner zu. Der Weg, welcher mit schönen Thälern und Feldern zur Linken sich anmuthig dahin schlängelte, bog scharf nach rechts, noch eine Anhöhe, und vor uns standen Tausende von Küraſſieren, Dragonern und Ulanen, deren Waffen in der eben hell hervortretenden Sonne funkelten und blitzten.

Unser Kommandeur sprengte nach der mit einem Schlosse gekrönten Höhe, welche südlich von Donchéry gegen das Maasthal vorspringt, und von welcher aus unser ritterlicher Kronprinz die Schlacht leitete. Bald geriethen die Massen vor uns in Bewegung, und wir benutzten die freigewordene Straße, um nach dem halbrechts liegenden Dorfe Frénois zu gelangen, auf dessen Höhen eine stattliche Reihe bayrischer Batterien abgeprotzt hatte und auf Festung und Umgegend ein wuchtiges Feuer unterhielt. Frénois selbst liegt inmitten eines Hügelkranzes und ist besonders gegen Sedan von einem kleinen Bergrücken gedeckt. Ein alleinstehendes schloßartiges Gebäude wurde von uns sofort in ein Lazareth verwandelt und alles dazu Nöthige aus den benachbarten Bauernhäusern herbeigeschleppt. — Unterdeß donnerten die bayrischen Batterien mit den Franzosen immer um die Wette. Ueberall schaute man in bleiche, doch entschlossene Züge. Die in das Dorf fallenden Granaten, welche in Gestalt kleiner Wölkchen oft dicht über unseren Köpfen dahinsausten, nöthigten anfänglich Manchen zu einem willenlosen, ungraziösen Bückling. Wir gewöhnten uns jedoch schnell wieder an das Geprassel und den singenden Ton der Geschosse, so daß bald jede Granate mit einem Witze begleitet wurde, d. h. nachdem das Ding krepirt war, ohne Schaden angerichtet zu haben. Geradezu komisch wirkte es, als einer der Heilgehülfen, Lindemann, ein alter Veteran von Schleswig-Holstein und Baden, eine in bedenklicher Nähe vorbeisausende Granate mit der Bemerkung abfertigte: „Na, man nich so dichte ran, sonst werd'

ick ungemüthlich", oder wenn mein Apotheker Regehly mit impertinentem Berliner Accent ausrief: „Nanu, das war doch früher nich!" — Das Getöse und ewige Gekrach dicht vor uns und die platzenden Granaten über uns machten Jeden zuletzt vollständig wirr, der Kopf brummte Einem so, daß man nicht mehr recht klar denken konnte und daß sich unserer allmälig eine Gleichgültigkeit bemächtigte, über die man sich nachträglich wundert.

Schreckenerregend war jedoch der Augenblick, als in Folge mehrerer eingeschlagener Granaten plötzlich die sämmtlichen Munitionskarren, welche in der Vertiefung hinter den Batterien standen, Kehrt machten und in tollem Durcheinander an uns vorbei durch das Dorf jagten. Da wir den Grund dieses etwas ungeordneten Rückganges nicht wußten, so kamen wir, da auch die Batterien oben ihr Feuer verdoppelten, auf den Gedanken, daß letztere vielleicht von jener Seite des Berges durch Infanterie bestürmt würden. Der schmerzliche Schreck, der uns bei diesem Gedanken erfaßte, ließ das Herz schneller pochen und lähmte fast alle Kraft. Aber unser Major stürmte hoch zu Roß den Berg hinauf und wir folgten.

Als wir oben bei den bayrischen Batterien ankamen und die ersten Verwundeten aufhoben, bot sich uns ein Schauspiel dar, wie es erhabener und furchtbar-schöner den Augen eines Menschen selten zu schauen vergönnt ist. Wir konnten in einem Umfange von vielleicht $1^1/_2$ Quadratmeilen das ganze weite Schlachtfeld mit allen seinen Höhen und Thälern, seinen Wäldern, Wiesen und Wassern, seinen einzelnen Gehöften und ganzen Ortschaften von Sedan an bis nach der belgischen Grenze hin deutlich überschauen. Dicht vor uns, im Maasthale, kaum fünfzehnhundert Schritt entfernt, zwischen terrassenförmig aufsteigenden Höhenzügen lag die Festung Sedan, deren Häuser und mit schönen Baumalleen bepflanzte Festungswälle wir deutlich erkennen konnten, welche bei dem durchsichtig klaren Wetter oft so nah erschienen, daß man glaubte, sie greifen zu können. Wie ein Amphitheater breitete die ganze Gegend bis zu der halbkreisförmigen Kette der Ardennen sich vor uns aus. Jeden Punkt, jede Bewegung der Feinde konnten wir mit unseren Gläsern leicht erkennen. Und über alles dies der helle Sonnenschein, ein klarer, kaum von einigen Wölkchen bedeckter blauer

Himmel: es war ein Bild von schönster Wirkung, ein Tag „zu besseren Dingen gemacht, als sich zu schlagen.“

Aber so weit man zur Rechten und zur Linken das Terrain überschauen konnte, war Alles im lebhaftesten Feuer; allenthalben dampfte es auf hinter den Gebüschen, aus den Häusern und auf den Höhen. Ein fortwährendes Rollen und Geknatter wogte auf der ganzen Linie herüber und hinüber. Zunächst schienen unsere Truppen wenig vorwärts zu kommen, denn das Schlachtfeld bot dem Vertheidiger eine örtlich starke Höhenposition dar, und außerdem war das im Geschützbereich liegende Thal der Maas bis nach Bazeilles hinauf künstlich überschwemmt. Aber der Tag muß nach dem strategisch so groß angelegten Plane unser werden; nur noch einige Stunden Geduld und Ausdauer, so schwer auch das brave Tann'sche Korps zu ringen hat.

Indem ich die Batterien hinabging und ein kleines Gehölz passirte, näherte ich mich dem Kampfplatze des 1. bayrischen Korps, zu dessen Gegnern auch unsere bayrischen Batterien bei Frénois mit gewohnter Sicherheit ihre verderbenbringenden Grüße sandten.

Tiedge frägt einmal:

> Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
> In die Weltgeschichte einzubau'n? —

und der Anblick der niedergeschossenen Ortschaften und zerstörten Gehöfte erwecken manchmal eigenthümlich thörichte Gedanken, welche wir mit der weißen Binde und dem internationalen Abzeichen uns schon erlauben dürfen; aber kann ein Artillerist in der Arbeit solchen „humanen“ Ansichten nachhängen? Wo er sein eigenes Leben und das seiner Kameraden jeden Augenblick auf's äußerste gefährdet sieht, kann er nicht erst wägen und philosophiren, da ist jedes besetzte Gehöft für ihn nichts als ein willkommener Zielpunkt, welcher, je voller mit Menschen besetzt, ihm auch um so werthvoller, d. h. zerstörungswerther ist.

Die langen Linien weißen Dampfes, welche sich drüben, jenseits Sedan, die Wälder entlang zogen, deuteten den Artilleriekampf an, der sich auch dort vor den heranwälzenden Kolonnen der Sachsen und der Garde entwickelte. Und weiter her zogen, wie auf einem riesigen Wiesen-Schachbrett, französische Bataillone hin und her. Etwas weiter nach links herüber, an der nordwestliche Ecke des großen Bogens, welchen die Maas hier

unterhalb des Plateaus von Illy beschreibt, standen schon, wie aus dem Funkeln der Sonne auf den Helmspitzen und Bajonetten zu erkennen war, die Unseren. Es mußten Regimenter des 11. und 5. Korps sein, welche seit 3 Uhr schon auf den Beinen gewesen, um den Franzosen den Weg nach Belgien zu verlegen. Es waren wieder große Anforderungen an die Marschfähigkeit dieser Truppen gestellt, aber sie haben sie erfüllt und ruhen jetzt einen Moment, um ein wenig zu verschnaufen, ehe man den überraschten Gegner anpackt. Gott stehe ihnen in ihrer großen Aufgabe bei!

Unterdeß arbeitet die Artillerie beider Korps mit wahrer Aufopferung der Infanterie vor. Immer neue feuerspeiende Keile werden in den schon aus vielen Wunden blutenden französischen Heereskörper getrieben. Und siehe! jetzt schwebt ein leicht gekräuseltes, weißes Wölkchen auch dort in der nordöstlichen Ecke am fernen Bergkamme, ihm folgt etwas links ein zweites, dort noch eins, immer neue treten auf, ziehen kleine Streifen am schönen blauen Himmel, senken sich und scheinen spurlos zu verschwinden. Dicker Pulverdampf des Kleingewehrfeuers ballt sich in großen Wolken empor, macht aber bald wieder den immer zahlreicher auftretenden weißen Wölkchen Platz, ein Zeichen, daß der Artilleriekampf zunächst noch vorherrschend ist.

Die wachsende Ausdehnung des Kampfes kann man aus diesen weißen Wölkchen leicht erkennen, und daß selbst dem Gegner seine Lage anfängt, etwas kritisch vorzukommen, das läßt sich schon aus dem schnellen Hin- und Herrücken der französischen Regimenter erkennen.

Die Angst, meine Abtheilung zu verlieren, trieb mich jedoch wieder zurück zur großen Batterie bei Frénois.*)

Unsere Leute waren richtig abgerückt, nachdem sie das Lazareth zwei bayrischen Aerzten übergeben hatten. Ein Offizier

---

*) Ueber den Kampf des 1. bayrischen Korps in und um Bazeilles von hier oben aus betrachtet, vergl. man das interessante, leider wenig gekannte Schriftchen: A letter to H. S. H. Prince Edward of Saxe-Weimar, from a spectator of part of the campaign of 1870. (London, Spottiswoode & Co.). Der Verfasser (Herzog von Manchester), einer der edelsten und unparteiischsten Engländer, giebt eine so lebendige, interessante und dabei so fachmännisch-klare Schilderung der bitteren Kämpfe um Bazeilles, Balan und Givonne, daß das Büchlein es wohl verdient, von unseren Offizieren gelesen zu werden.

theilte mir mit, daß sie nach der Pappelchaussee, welche von Donchêry nach Sedan führt, gerückt seien, um dem Sturm der Bayern auf die Vorstadt Torcy beizuwohnen. Unbekümmert um die Kugeln eilte ich, Vadelincourt rechts lassend, querfeldein nach der Vorstadt hinunter, wo die braven 5. bayrischen Jäger und ein Bataillon des 5. Infanterie-Regiments langsam aber stetig vorrückten. Schritt vor Schritt mußte mit theurem Blute dem hartnäckigen, hinter Bäumen und Mauern versteckten Feinde abgenommen werden, und mancher tapfere Jäger mußte hier sein junges Leben aushauchen.

Obgleich durch anstrengende Gewaltmärsche, welche besonders den Bayern recht sauer wurden, auf's Aeußerste erschöpft, ohne sonderliche Verpflegung, hungernd, frierend und auf dem durch häufige Regengüsse aufgeweichten Erdboden lagernd, hatte sich das Heer doch den frischen Soldatenmuth zu bewahren gewußt, war innerlich gefestet, statt ermattet, und ergriff nun begierig die Gelegenheit, den Feind wieder zu packen. — Mir traten hier im Kugelregen die edelsten Charakterzüge entgegen, Züge einer Aufopferung, einer Vaterlandsliebe und Treue bis zum Tode, eines Sichselbstvergessens und einer Todesverachtung, wie wir sie im gewöhnlichen Leben selten sehen.

Unsere Arbeit war groß, ebenso die Gefahr. Die uns auf der Pappelallee umpfeifenden Kugeln flogen so zahlreich um uns her, daß man sie mit hellem Vogelgezwitscher bisweilen hätte vergleichen können. Jeden Augenblick mußten wir befürchten, daß eine Uebermacht französischer Kavallerie ausbräche und unsere Jäger über den Haufen werfe, und jeden Augenblick mußten wir gewärtig sein, daß eine der vielen Kugeln, die uns umpfiffen, ihr Ziel erreichen und uns tödten würde. Aber zurückgehen wäre schmachvoll gewesen; vor uns ging unser Major und vor uns lagen viele Verwundete, welche von uns Hülfe erwarteten.

Schon hatten die Bayern die ersten Häuser der Vorstadt Torcy mit stürmender Hand genommen, ja sogar des links von der Straße liegenden Bahnhofes sich bemächtigt, als plötzlich die Franzosen ein furchtbares Kleingewehrfeuer eröffneten und unsere Truppen mit einem wahren Hagel von Geschossen überschütteten. Zu gleicher Zeit eröffnete eine französische Batterie am Ende der Chaussee von dem Festungswalle aus eine lebhafte Kanonade, welche alles auf der Straße Befindliche wegfegte. Die Kugeln richteten starke Verheerungen an, und eine war so freundlich,

dicht bei meinem Ohre vorbei zu sausen und mich auf dem linken Ohre für einige Zeit zu betäuben. Doch da war mein und meiner Begleiter Muth zu Ende. Wir ließen unsere Handkarren an einer Pappel stehen und stürzten uns in eins der nächsten Häuser, um Deckung zu suchen, unbekümmert um das Geschrei, welches dicht hinter uns auf der Straße ertönte. Von der Kugel, die uns verschont hatte, waren zwei Bayern getroffen worden. Dem einen derselben, Lieutenant Sartorius, hatte sie die Hirnschale weggerissen. Auf der Straße, zu beiden Seiten derselben und weiter unten stutzten die Bayern. Doch die Zurufe der sich heldenmüthig exponirenden Offiziere feuerten auch die braven Jäger zu erneuten Anstrengungen an. Nach einer bangen halben Stunde war Alles wieder im Vorrücken begriffen, und bald verkündete uns ein lautes Hurrah, daß unsere Leute alle Häuser bis dicht zu den Wällen der Festung erobert hatten. Sie vervollständigten die Barrikaden, welche quer über die Hauptstraße geworfen waren, und die Pioniere waren eifrigst bemüht, durch gefällte und über die Straße geworfene Pappeln den Schützen Deckung zu verschaffen und einem etwa ausbrechenden Gegner Hindernisse in den Weg zu werfen. Auch die Batterien, welche oberhalb Frénois so gut postirt waren, sekundirten jetzt ihren Landsleuten. Aber trotz alledem war zunächst an einen Sturm der Wälle und Befestigungen nicht zu denken, zumal da auch vom Kommandirenden der Befehl gekommen war, „vorläufig und in Erwartung des Sieges der übrigen Truppen denselben zu verschieben." Sicherlich war dies auch das Beste; denn nur mit Aufopferung von Hunderten, ja vielleicht von Tausenden unserer Soldaten konnte jetzt und bei dem derzeitigen Stande der großen Schlacht der Eingang erzwungen werden.

Nach einem kleinen Stoßgebet und nachdem unser mitten im ärgsten Kugelregen ausharrender Major meinen sonst so wackeren R., welcher in den letzten schweren Augenblicken einen Weinkrampf bekommen, wieder beruhigt hatte, wagte ich mich wieder mit meinen Leuten auf die Straße hinaus, um uns wieder unserer Aufgabe zu widmen. — Wir lasen die braven Jäger auf und trugen oder fuhren sie mittelst der Handkarren nach dem etwas rückwärts gelegenen Octroi de Sedan und einem Gasthause, au coq gaulois, welches recht bezeichnend einen krähenden Hahn im Schilde führte. Im ersteren Hause nahm unser Dr. Hirt die Operationen vor, und hier war es auch, wo ich meine erste

selbstständige Operation (?) vornahm, d. h. auf Befehl unseres eben mit einer Amputation beschäftigten Arztes einem armen Burschen den nur noch an einigen Fleischfasern hängenden Unterschenkel, welcher fortwährend von der Bahre herabbaumelte, vorsichtig abschnitt. Als der mit Menschenfleisch gefüllte nägelbeschlagene Stiefel auf die Steinquadern des Hausflurs niederklatschte und der arme Jäger mit einem schmerzlich-sehnsüchtigen Blicke nach seinem abgetrennten Gliede schaute, da durchzuckte mich der niederschmetternde Gedanke: Du hast einen Nebenmenschen verstümmelt, bist vielleicht ein Mörder! So thöricht der Gedanke war, so packte es mich doch so mächtig, daß mir ganz schwarz vor den Augen wurde und ich mich nur mühsam hinausschleppen konnte. Die frische Luft draußen und ein Schluck aus der Flasche eines Kameraden brachte mich wieder in Ordnung; — doch ich habe nie wieder allein operirt, so vielen Operationen ich auch assistirend beiwohnte. Wir Theologen eignen uns nur zum Verbinden, das Abschneiden wollen wir gern Anderen überlassen.

Da eilte unser Major wieder die Chaussee herab: „Am Bahnhof drüben liegen noch viele Jäger; wir müssen hin, so gefährlich es auch sein mag, Freiwillige vor!" Noch ganz mit dem schmerzlichen Blick beschäftigt, welchen der arme Jäger drinnen nach seinem Bein geworfen, trat ich mechanisch vor und war ordentlich betroffen, als unser Major mich auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Das ist brav, lieber P., nur schnell vorwärts!" Von meiner Bangigkeit nichts merken lassend, faßte ich mir ein Herz und rief: Kommt Kameraden, drauf und dran! Inwendig sah es aber ganz anders bei mir aus, denn ich zweifelte nicht, daß ich hierbei meine Kugel finden würde.

Mancher der geehrten Leser wird über meine Schwachheit lachen; sei's drum! Wer noch nicht in solchen Lagen gewesen, der weiß noch nicht, was es sagen will, dem Kugelregen ausgesetzt zu sein, ohne auch nur die moralische Gewißheit zu haben, sich nöthigenfalls wehren zu können. Besser und auch leichter ist es, mit der Waffe in der Hand den Feuerschlünden sich entgegen zu stürzen, als so ohne Waffe dem heimtückischen Feuer des Gegners ausgesetzt zu sein. Die Truppen, welche einmal lange Zeit „Gewehr ab" in Reserve gestanden und dabei ein vernichtendes Granatfeuer ertragen haben, können sich ungefähr

vorstellen, welche Empfindungen den Krankenträger mitten im Gefecht bisweilen bestürmen.

Wir gingen trotz des Chassepotfeuers, welches den ganzen Bahnhof bestrich, bis dorthin vor. Hierbei wurde leider ein Jäger an meiner Seite beim Transport eines seiner Kameraden verwundet, wie denn überhaupt die Schlacht bei Sedan sowohl für die Sanitätstruppen, als auch für die Militairärzte höchst verderblich gewesen ist.

Nachdem wir den Bahnhof, die umliegenden Häuser und auch das Schlachtfeld vor der Stadt gründlich abgesucht und die Verwundeten am Verbandplatz unseren großen Wagen zum Transport nach den Lazarethen bei Frénois übergeben hatten, blieben wir vor dem Zollhause und dem Gasthofe „Zum gallischen Hahn" bei den Offizieren der hier aufgestellten Truppen (5. bayrisches Infanterieregiment), um einen freien Ueberblick über das große, weite Schlachtfeld zu gewinnen. Es war unterdeß Mittag geworden; die Luft war heiß, aber sehr klar und durchsichtig.*) Der Kampfplatz war schon beschränkter und die Franzosen überall zurückgedrängt. Die tapfern Regimenter des 5. Korps hatten eben Fleigneux und St. Menges genommen und schickten sich an, mit den Hessen-Nassauern und Thüringern des 11. Korps die stark vertheidigte, dominirende Position von Floing-Illy zu stürmen. Die Artillerie mußte wieder vorarbeiten. In einer fast ununterbrochenen Reihe zogen sich die deutschen Batterien in weitem Bogen von der Maas bis zu den Ardennen hin, ja selbst von drüben, von dem östlichen Ufer des Givonnebaches donnerten schon die deutschen Geschütze in enggeschlossener Kette, so daß der Gegner in der Flanke und im Rücken zugleich angepackt wurde. Es war ein wahrhaft grandioses Schauspiel! Der ununterbrochen rollende Donner der Geschütze, das Geknatter der Gewehre und der eigenthümlich orgelnde und knarrende Ton der Mitralleusen ließen fast den Boden erzittern. Kaum glaubte man, daß der furchtbare Lärm etwas nachlasse, so fing er auf einer anderen Stelle wieder mit

*) Die „Gartenlaube" brachte vor mehreren Jahren ein schönes Bild des sonst so vorsichtigen Malers Sell: „Husaren im Doppelregen bei Sedan," auf welchem der Regen in Strömen herniedergießt auf die im Granatfeuer haltenden Reiter. Jeder Dabeigewesene wird bestätigen, daß der Regen nur in der Phantasie des Malers existirt. Regen gab es erst vom Abend des 2. September an. Am 1. September war das schönste Herbstwetter.

verdoppelter, ja dreifacher Gewalt an. Um diese Zeit schien die Schlacht nur ein großer opferreicher Artilleriekampf zu sein. Die einzelnen französischen Batterien wurden merkbar zum Schweigen gebracht und fast vollständig zerschmettert.

Hier ist Todreifes viel, — ich ahn' ein großes Sterben,
Ein Sterben, zehrend an dem tiefsten Mark des Seins.

Nur sehr selten drang das Geschrei oder ein Hurrah der bei Illy und in dem davorliegenden zerrissenen Terrain schwer und blutig ringenden Schlesier herüber, und dann klang es immer so dünn und schwach, als ob einige spielende Kinder Hurrah riefen.

Doch jetzt traten die Regimenter des 11. Korps zum Sturm auf Floing an. Drüben auf den Wiesen vor dem Gehöft St. Albert sahen wir deutlich die Bataillone der 22. Division sich zum Angriff formiren. Der Gegner hat an dieser Stelle große Vortheile des Terrains für sich und vertheidigte die Positionen mit größter Hartnäckigkeit; aber die Tapferkeit und freudige Opferwilligkeit der deutschen Truppen überwindet alle Hindernisse.

Mit gefälltem Bajonnet, nachher in ruhigem Tempo, gehen die einzelnen Bataillone und Kompagnien zum Sturm des Dorfes Floing vor. Ein Hagel von Geschossen saust ihnen von den Höhen hinter Floing entgegen. Aber ohne Stocken, Schützenschwärme voran und die Bataillone fest formirt und mit fliegenden Fahnen hinterdrein, so geht's auf den Feind los. Die Franzosen geben das Dorf auf und ziehen sich schleunigst auf die mit Artillerie gespickten und durch Schützengräben befestigten Höhen zurück. Die 95er und 32er eilen ihnen unaufhaltsam nach, trotzdem sie schon jetzt von der keine 500 Schritt entfernten Festung mit beschossen werden. Der Gottesacker oben auf der Höhe und das Dorf Cazal daneben sind ihre nächsten Angriffspunkte. Hier aber ist das Ziel ihrer Tapferkeit und ein wüthendes Feuer aus den Häusern, hinter den Gartenmauern, Bäumen und Hecken zwingt sie, Halt zu machen, momentan sogar etwas Terrain zu räumen. Geordnet und durch das letzte Bataillon der Meininger (32er) verstärkt, gehen sie bald von Neuem vor. Aber auch die Franzosen scheinen zahlreicher geworden zu sein und kämpfen, weil sonst Alles verloren ist, mit größtem Heldenmuth. Aber deutsche Ausdauer und der frische Siegesmuth unserer Truppen behält die Oberhand. Das nähere

Anrücken einer Batterie von Iges her und das Erscheinen der schlesischen Kameraden wird von den stark gelichteten Reihen der Koburger und Meininger mit lautem Jubel begrüßt; und nun vereinigt sich Alles zum Sturm auf Cazal.

Die Truppen erklimmen die Höhen und ziehen einander mit der Hand an den Abhängen und in dem Steinbruche empor. Im heftigsten Feuer geht's weiter. Die einzelnen Abtheilungen drängen energisch vor, Todte und Verwundete in großer Zahl hinter sich zurücklassend. Die Kompagnieführer eilen mit geschwungenem Degen voran und suchen durch Stimme und Winken die Leute zusammenzuhalten, bei dem Hin- und Widerdrängen der zerstreuten und in dem vielfach koupirten Terrain vertheilten Züge eine schwere Aufgabe. Die bayrischen Offiziere in unserer Gesellschaft, welche mit dem Krimmstecher den Kampf genau verfolgen, sind voll des Lobes über die sichtlich vortreffliche Leitung dieser Regimenter seitens ihrer Offiziere.

Das Geschützfeuer hatte jetzt ein wenig nachgelassen, und statt des Donners der Kanonen und des Zerspringens der französischen Shrapnells war jetzt das Knattern und Prasseln der Chassepots- und Zündnadelgewehre vorherrschend geworden. Von beiden Seiten wurde schnell und ununterbrochen geschossen, so daß der vereinigte Hall der Tausende von Flintenschüssen wie ein anhaltendes fernes Donnerrollen erklang. Und gedachte man nun der furchtbaren Wirkung dieses Stunden lang aus nächster Nähe und Mann gegen Mann geführten Kampfes, so griff man in einzelnen Momenten unwillkürlich an das Herz, wo der Blutlauf vor Angst und Schmerz stocken wollte.

Doch die Entscheidung des Kampfes steht nahe bevor. Immer mehr Schlesier quillen aus den Schluchten links von St. Menges hervor und drücken den durch die Artillerie erschütterten Gegner immer fester gegen die Festung zurück. — Freudig richtete ich meine Blicke nach den Wäldern von La Chapelle und Givonne, aus denen fortwährendes Kleingewehrfeuer und furchtbare Salven herübertönten. Dem Qualm nach zu urtheilen, drangen auch dort unsere Truppen vor. Die Gardebrigaden und Sachsen rücken dort oben näher zusammen und helfen den Ring, an welchem die braven Regimenter des 5., 11. und 1. bayrischen Korps seit mehreren Stunden schmiedeten, fester schließen. Der Feind ist umklammert, man will ihn vollends erdrücken.

Es waren wahrhaft erhebende Augenblicke, die man nicht so leicht vergessen wird. Nur schade, daß man aus solchen erhöhten Stimmungen bald wieder durch recht prosaische Sachen gerissen wird. Bei mir that dies der Hunger. Der Magen hatte sich durch die Abends vorher genossene Mahlzeit nicht so imponiren lassen, daß er jetzt in den Stunden der Ruhe sich nicht hätte sollen bemerkbar machen. Man frägt hier und da an, aber überall derselbe Zustand: „Nie Mangel des Gefühls, doch oft Gefühl des Mangels.“ Da führte mir mein Glücksstern einen bayrischen Infanteristen in den Weg, welcher die Keller der benachbarten Häuser einer genauen Inspizirung unterworfen und dabei eine Schicht Limburger Käse gefunden, die er nun als eine viereckige Stange vor sich her trug. Er gab gern einen Käse, und ich suchte ihn dafür auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welcher er sich aussetzte, wenn er die Pappelallee hinunterginge. Er verzog den Mund zu einem breitmäuligen Lächeln und sprach mit stoischer Ruhe: „O, thuet nix!“ Den alten, mit dem M und der Sonne gezierten Helm im Genick, das Gewehr über die Schulter geworfen, die Hose halb im Stiefelschaft, halb herabhängend, über und über mit Lehmschmutz bedeckt, seine Käse-Ausbeute selbstzufrieden in den Händen, so turkelte und tolterte er durch den Kugelregen gleichgültig die Straße hinab. Ich wurde unwillkürlich an den bayerischen Soldaten im „General Rockschöß'l“ erinnert, von dem es heißt:

„Die Kugel riß ihm ab den Fuß,
Da sprach er, das thut nixen,
So hab' ich doch in Zukunft nur
A oanzgen Stiefel z'wichsen.“

Doch ich hoffe, daß der gute Bursche mit seiner Käseladung wohlbehalten und zur Freude seiner Kameraden in Vadelincourt angelangt ist.

Da erscholl auf einmal aus dem Munde der bayerischen Offiziere:

„Sie weichen, sie weichen!“ Wer, wo und vor wem?? Schnell lieh ich mir einen Krimmstecher, um mit verschärftem Auge den Kampf auf dem Plateau von Illy und den Höhen von Floing zu verfolgen. Und richtig, unsere Leute standen dort in kleinen Linien und Karrés, und heran brausten mit Windeseile und in glänzender Attake die blauen Schwadronen französischer Husaren und drohten die Häuflein unserer Truppen

zu vernichten. Ein furchtbarer Zusammenstoß steht bevor. Die Franzosen, dem Ersticken nahe, suchen sich durch einen rasenden Kavallerieangriff Luft zu machen. Umsonst! Auch dieser Versuch sollte an der festen Mauer deutscher Tapferkeit machtlos zerschellen.

Heran brausten die Reiter, erst Husaren, dann hell blinkende Kürassiere und dann die dunkeln Massen der Chasseurs d'Afrique und der Ulanen. Mit größter Todesverachtung und aller Wucht wälzen sich die Schwadronen heran. Unsere Batterien werfen ihre vernichtenden Geschosse in diese kühnen Reitermassen, unsere kleinen Abtheilungen der Koburger und Meininger schließen sich enger und empfangen, von Wörth her die Wirkung des Gewehrfeuers auf Kavallerie kennend, den Gegner mit Ruhe. Durch das Brüllen der Geschütze glaubt man das Stampfen der Rosse und das Klirren der Waffen zu vernehmen. Immer mächtiger dringt das Brausen heran, die Erde erbebt und wie ein gewaltiger Gewittersturm rasseln die tapferen Reiterschaaren der Divisionen Marguerite und Gallifet unaufhaltsam und todverachtend heran. Wie wildschäumende Gießbäche stürzten sie sich auf die Thüringer und Nassauer — jetzt, jetzt werden diese verschlungen! — o Gott im Himmel, hilf und steh ihnen bei! Da kracht Salve auf Salve, und das Schnellfeuer der Schützen beginnt. Minutenlang ist das Gefecht ein wirres Durcheinander; bald daß die Franzosen, bald daß die Unseren im Vortheil zu sein scheinen. Die dünne Menschenwand der Deutschen ist aber nicht durchbrochen. Die wirren Knäuel entwirren sich; große Haufen von Gegnern wälzen sich im Staube vor den deutschen Linien. Was am Leben geblieben ist, rast weiter, biegt nach links und rechts aus, sammelt sich wieder, braust noch einmal heran, dem vernichtenden Feuer entgegen. Immer mehr Sättel werden leer, immer größere Lücken entstehen und immer höhere Knäuel von Pferden und Menschen thürmen sich auf. Aber nochmals eilen die Reiter in weiten Bogen zurück und sammeln sich zu neuem Angriff. Aber Aussicht auf Erfolg dieser kühnen Attacken ist nicht mehr vorhanden. Die Reste der stolzen Schwadronen, in einzelne Schwärme zersplittert, stieben blutend auseinander oder werfen sich, in wahnsinnig-tollem Vorwärtsstürmen bis zum zweiten deutschen Treffen kommend, die Höhen hinab und selbst in die Maas hinein, wo sie von den nachrückenden Truppen vernichtet oder gefangen werden. — Der

Tod würgt mit gierigen Händen. Hoch und immer höher schlagen die Wogen der deutschen Siegesfluth über dem sinkenden napoleonischen Kaiserthron zusammen.

Es war 2 Uhr. Die Deutschen hatten, nachdem die stürmischen Wogen des Reiterangriffs zerronnen waren, das ganze Plateau von Floing in Besitz und schickten sich zur Wiederaufnahme des Sturmes auf Cazal an.

Der Feind wußte, daß ihm jetzt das Messer an die Kehle gesetzt werden sollte; er mußte Cazal, welches fast Vorstadt von Sedan zu nennen ist, um jeden Preis halten. Die eigene Kavallerie hatte das Feld vor Cazal geräumt, deshalb konnten die Franzosen ihr Feuer mit erneuter Heftigkeit beginnen. Doch Schlesier, Hessen und Thüringer reichen sich die Hand und rücken langsam zwar, aber um so sicherer von Abschnitt zu Abschnitt, von Haus zu Haus vor. Der letzte Widerstand des Feindes außerhalb der Festung mußte auch hier gebrochen werden. Es war zwar ein opferreicher Kampf, aber das Ziel wurde erreicht. Um $^1/_2$4 Uhr war dem Feinde dort oben alles entrissen, ja selbst auf die Festung gingen einzelne verwegene Züge vor.*)

Eine Pause trat ein, während welcher die Regimenter des 5. und 11. Korps verschnaufen konnten. Die unermüdliche Artillerie setzte den Kampf auf dieser Seite allein fort und donnerte unaufhörlich in die Massen der Rothhosen, welche, von allen Seiten umklammert und zurückgeworfen, in aufgelösten Schaaren nach Sedan hinab und hinein drängten.

Und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde.
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken sinnlos,
Läßt man sich würgen ohne Widerstand.

Die ganze wirre Masse drängt und quetscht sich in die schon vollgestopften Straßen, und hierher in diese Menschenknäuel senden die Batterien ihre todbringenden Geschosse. Alle auf dem linken

---

*) Ohngefähr 20 Mann rückten drüben bis unmittelbar auf die Wälle der Festung los. Sie wurden von einem heftigen Feuer empfangen, verschwanden kurze Zeit in einer Vertiefung und zogen sich, tapfer schießend, wieder nach Cazal zurück, indem sie, wie man deutlich sehen konnte, einen Verwundeten mit sich schleppten. — Es müssen dies Leute vom 1. Bataillon der Meininger (32er) oder 95er gewesen sein.

Maasufer verfügbare Artillerie richtet ihr verdoppeltes Feuer auf die Festung. Die Bayern werfen nun von Frénois herab auch Brandgranaten hinein, und bald brannte es an mehreren Stellen. Gierig züngelten die Feuergarben aus den Fenstern mehrerer hervorragender Gebäude heraus und leckten immer weiter, einen dicken Qualm emporwirbelnd. Es war in der That ein furchtbar erhabener Anblick, die brennende Stadt und drüben die blauweißen Pulverdampflinien, welche sich zu grotesken und bisweilen auch schönen Formen zusammenballten und dann, dünner und dünner werdend, allmälig verflogen.

Doch wir konnten nicht länger dem Verlauf des Kampfes und diesem großartigen Schauspiel als Zuschauer folgen. Zwischen 4 und 5 Uhr traf vom Hauptquartier der Befehl zum Sturm der Stadt auf unserer Seite ein. Die Jäger besetzten ihre Schießplätze in den vordersten Häusern der Vorstadt Torcy und schickten sich an, die Pallisadirungen zu übersteigen. Das 5. Infanterie-Regiment, welches den Tag über in der Nähe als Reserve gelegen, rückte auf der Pappelchaussee vor und stellte sich dann rechts und links der Straße im Felde auf. Auch wir rückten mit vor, in die Vorstadt hinein, um den Jägern möglichst nahe zu sein. Unser Major, welcher seinen unruhigen Rappen verlassen hatte, eilte uns mit jugendlichem Feuer voran, und sein Beispiel entflammte uns wieder zu neuem Eifer. Siegesfroh und todesmuthig pochten die Herzen; an diesem herrlichen Tage vor dem Feinde zu sterben, schien jetzt Allen der höchste Ruhm und eine beneidenswerthe Ehre.

Fast gleichzeitig mit dem Vorrücken der Bayern waren links hinter uns mehrere württembergische Batterien aufgefahren, welche mit einer Wucht und Schnelligkeit sondergleichen die Stadt und unglücklicherweise auch die Vorstadt mit beschossen, in der sich die bayrischen Jäger befanden. Fast gleichzeitig hatte aber auch Sedan die weiße Fahne aufgehißt, um wegen Uebergabe zu unterhandeln. Auf dem Stirnrande des Festungsthores, dicht vor uns, stand ein höherer Offizier, eine Fahne in der Hand und einen Trompeter zur Seite. Aber in dem Höllenspektakel der Kanonen und bei dem Geschrei der schon anrückenden Infanterie war kein Ton zu hören. Zwar sprengten sofort Adjutanten nach allen Seiten, um den Batterien dies mitzutheilen, aber ehe dies geschehen konnte, krachten die Granaten über und vor uns unaufhaltsam weiter und waren auch

gegen 20 unserer braven Jäger verwundet oder getödtet. Die Offiziere rasen vor Wuth, die Kommandeure entsenden nochmals Adjutanten, — aber die württembergischen Batterien, welche das nachholen wollen, was sie als Reserve heut haben unterlassen müssen, schießen mit derselben Sicherheit und demselben Eifer weiter. Endlich, endlich, nach fast einer halben Stunde sind alle Batterien verstummt. Wir nehmen die Verwundeten auf, übergeben sie den großen Wagen und gehen dann bis an die Wälle vor, um uns die oben stehenden Franzosen anzusehen. Sie schienen nicht sehr niedergeschlagen, und einer dieser Kerle war so frech, in diesen für Frankreich so traurigen Stunden die Zunge gegen uns herauszustrecken.

Viele bayrischen Offiziere traten hier vor dem Glacis von Sedan zu uns heran, schüttelten uns die Hände und dankten mit inniger Rührung und in schmeichelhaften Worten für die geleistete Hülfe.

Unterdeß war es fast 7 Uhr geworden. Ich erhielt den Befehl, mit meiner Wagenabtheilung die letzten Verwundeten nach Frénois zu bringen, während unser verehrter Major Knesebeck mit der Abtheilung Nr. 28 noch vor der Festung bleiben und das Resultat der Unterhandlungen abwarten wollte. Kaum hatte ich mit meiner Abtheilung Kehrt gemacht, als der Generalstabsoffizier v. Bronsart und ein französischer General, mit einem Krückstock in der Hand, an uns vorüberjagten, um zum Hauptquartier zu gehen. Letzterer war, wie wir später erfuhren, General Reille, der Flügeladjutant Napoleons.

Als wir unsere Verwundeten in einer schönen, zum Lazareth umgewandelten Villa den bayrischen Aerzten übergeben und dann Quartier für die Kolonne im Dorfe Frénois gemacht hatten, erschollen plötzlich von den in der Nähe stehenden Chevauxlegers drei donnernde Hurrahs, verbunden mit oberbayrischen Juchzern. Ein Ulanenoffizier sprengt heran und theilte uns athemlos und freudestrahlend mit, daß Napoleon mit seiner Suite sich ergeben und Sedan nebst achtzig Tausend Gefangenen in unseren Händen seien. Ich muß gestehen, daß wir über die letzte Nachricht bei weitem nicht so erfreut und erstaunt waren, als über die Gefangennahme des Kaisers; denn der Ausgang des Kampfes, so überaschend er auch für die Fernstehenden und selbst die in Reih und Glied Kämpfenden sein mochte, schien uns eben nur das nothwendige Ergebniß der letzten Märsche und des großen, vor

unseren Augen abgespielten Schlachtendramas zu sein. Aber bei der Nachricht von Napoleons Gefangennahme waren wir ganz außer uns. Unsere damaligen Gefühle lassen sich nicht beschreiben, — so etwas muß man erlebt haben. Geweint, gelacht, geherzt, getanzt, gesungen, getrunken, Hurrah geschrieen — alles dies haben wir in einem Athem gemacht. Dieses Ereigniß war ein zu unmittelbarer und deutlicher Fingerzeig Gottes, als daß nicht auch dem Gedankenlosesten ein dankbares Gefühl und eine Ahnung der über den menschlichen Geschicken waltenden göttlichen Gerechtigkeit überkommen wäre. Wenn Se. Majestät unser allergnädigster Kriegsherr die Meldung dieses Ereignisses mit den Worten schloß: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!“ — so sprach er damit am besten und kürzesten das aus, was damals im Herzen des ganzen Heeres lebte.

Als bald darauf unser Führer mit der anderen Abtheilung anlangte, theilte er uns noch mit, daß Brigadegeneral v. Thiereck ihm auf dem Glacis von Sedan seinen Dank für die den Truppen geleistete Hülfe in herzlichsten Worten ausgedrückt habe. Und als unser verehrter, tapferer Major sah, daß wir uns alle mit Gottes Beistand unverletzt wieder zusammen gefunden hatten, drückte er selbst noch den Mannschaften der Kolonne seine Anerkennung aus, „weil es uns auch im Feuer der Granaten und Chassepotkugeln unter fortwährender Lebensgefahr nicht an der nöthigen Geistesgegenwart und Ruhe gefehlt habe.“

Ich hatte heute Nacht keine Ruhe auf dem kalten Steinpflaster unseres Quartiers, ich mußte nochmals hinaus. Die Nacht war hereingebrochen, Mitternacht kam herbei. Immer bringt sie eine eigene Stimmung mit, aber vorzüglich bei der Rückerinnerung solcher Tagesereignisse. Die Ruhe und Stille auf Erden, das Erbleichen der Farben, das Kühne und Ungeheure der ineinanderlaufenden Gestalten, das Erhabene in dem Anblick daß der Himmel voll Sternenlicht ist, während die Erde voll Dunkel, — alles das versetzt uns in eine Lage des Gemüths, in der man mehr wie sonst sich geneigt findet, die größten Gegensätze, Vergangenheit und Zukunft, Leben und Tod, Himmel und Erde zu umfassen. — Ist es da zu verwundern, wenn auch ich viel dachte und träumte von der Zukunft meines theuren Vaterlandes?!

Todesstille herrschte ringsum, alle Bivouaks schienen in tiefen

Schlaf gesunken zu sein. Nur dann und wann hallte ein vereinzelter Flintenschuß durch die stille Nacht. Die Sterne blickten in unwandelbarer Schöne so mild und rein herab, als wäre auf Erden nichts geschehen, als gäbe es hienieden kein Leid und keine Schmerzen, als stiegen keine Seufzer zu ihnen hinauf. Und doch konnte ich den Gedanken an die vielen tausend Verwundete, welche drüben noch auf der blutgetränkten Wahlstatt lagen, nicht los werden.

Die Sieger ziehen im Freudenrausche über das Schlachtfeld hin, aber welch' unsägliches Elend lassen sie hinter sich zurück! Glücklich die, welche ein schneller Tod von ihren Qualen erlöst. Aber so daliegen zwischen Leben und Sterben, allein, in den furchtbarsten Schmerzen, ohne Zuspruch, ohne Trost, ohne Labsal, nur umwimmert, umröchelt und umstöhnt von anderen Unglücklichen — o, es ist ein zu schrecklicher Gedanke! — Doch die Engel Gottes wandeln in stiller Nacht über das Schlachtfeld geschäftigt hin und her, um hier und da Balsam in die brennenden Wunden zu träufeln, viel tausendmal erquicklicher als alles menschliche Labsal. Glücklich, wer in solcher Noth einen versöhnten Gott und Vater, einen in erbarmender Liebe ihn umfassenden Heiland über sich weiß. Ein solcher stirbt auch auf dem Schlachtfelde einen sanften Tod. Das Verlassensein von aller menschlichen Hülfe weist mit doppelter Stärke auf den rechten Helfer droben; und wenn es allmälig stiller wird auf der blutgetränkten Stätte, wenn das Röcheln verstummt und der letzte Kampf ausgekämpft ist, dann mag doch bei Vielen der Engel Gottes die bleichen Schläfe mit der Friedenspalme gekrönt haben.

---

25. Das Schlachtfeld bei Sedan.

Sedan, 2. September.

Es war 5 Uhr Morgens, als unsere Kolonne aus Frénois abrückte, um über Donchéry nach dem jenseits der Maas gelegenen Kampfplatz zu gelangen, auf welchem am gestrigen Tage unsere tapferen Kameraden vom V. und XI. Korps den furchtbaren Strauß bestanden hatten. Eben in die Pappel-Chaussee eingebogen, ritt, aus Sedan kommend, wiederum der französische

General Reille mit einem Adjudanten an uns heran und erkundigte sich bei mir und dann bei unserem Major, wo das Hauptquartier sich befände. — Erst am folgenden Tage erfuhren wir, daß unmittelbar darauf Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge die Festung verlassen und dicht hinter uns gleichfalls den Weg nach Donchéry eingeschlagen habe; nur eine Stunde später, und wir hätten die stolze Genugthung gehabt, den gestürzten Imperator als Bittenden vor Bismarck und Moltke zu sehen. — Unmittelbar hinter Donchéry, gleich am Bahnhof standen gegen 6000 Gefangene, welche Tags zuvor von den Truppen der III. Armee im Kampfe gefangen genommen waren. Die Zuaven und Turkos, welche sonst in Paris mit ihren phantastisch aufgeputzten Uniformen uns so zu bestechen wußten, stehen jetzt, wo sie von ihrer prahlerischen Höhe gestürzt und in sich geknickt sind, da wie Straßenjongleurs, die ihr buntes Flitterwerk nach der Vorstellung abgelegt und sich wieder in ihre zerlumpten Kleider gehüllt haben. Auf halbem Wege bis zur Maaskrümmung bei Iges begegnen uns noch 2 Trupps Gefangener, von denen die Mehrzahl offenbar in angetrunkenem Zustande war. Tändelnd und lebhaft gestikulierend, schwenkten sie grüßend ihre Mützen; außer bei den voranschreitenden Offizieren, war von einer niedergeschlagenen Stimmung nichts zu spüren. Welchen Eindruck dieses zuchtlose, leichtfertige Benehmen auf unsere ernst dreinschauenden Soldaten machte, kann man sich denken. „Nettes Gesindel!" — diese mit der größten Geringschätzung ausgesprochenen Worte eines schlichten Unteroffiziers vom 94. Regiment, kennzeichnen mehr als alles Andere die Ansicht unserer Leute.

In dem Gehöft St. Albert lagen viele Verwundete, doch konnten wir der Aufforderung der beiden Aerzte, dort als Helfer zu bleiben und für Essen zu sorgen, nicht nachkommen; unser Marsch geht weiter, denn unsere Aufgabe war, das eigentliche Schlachtfeld des V. und XI. Armeekorps aufzusuchen und die dort noch mit einfachen Nothverbänden massenhaft liegenden Verwundeten nach bedeckten Räumen zu transportieren. St. Menges, den Ausgangspunkt des Angriffes unsrer Schlesier, zunächst noch links lassend, rückten wir längs der Maas-Wiesen auf Floing zu. Ueberall Spuren des heißen Kampfes vom vorhergehenden Tage: Hier und da ein Waffenstück, ein umherirrendes Pferd, ein stehengebliebener Munitionswagen, zwischen

einzelnen Leichen der Unseren auch ein alter, fast kahlköpfiger Civilist. Um 8 Uhr trafen wir in Floing ein. Der gut gebaute Ort liegt zu beiden Seiten eines Baches mit gleichem Namen; mehrere gute Steinbrücken vermitteln den Verkehr von hüben und drüben. Schon jetzt waren alle Häuser so mit Verwundeten belegt, daß die Aerzte an vielen Stellen auf der Straße operirten.

Wir beginnen sofort unsere Arbeit, indem wir, erhaltener Weisung folgend, uns nach der Vertiefung hinter den Höhen von Floing begeben. Auf den Wiesenstreifen, die nördlich des Fleigneux-Baches sich hinziehen, hatten die Bataillone des 6. und ein Bataillon des 46. Regiments wieder schwere Arbeit gehabt. Wie am 6. August auf dem Gelände, durch welches die Straße von Wörth nach Fröschweiler sich hinanzieht, so lagen hier wieder die gelb-klappigen Schlesier dieser beiden tapferen Regimenter wie hingesäet. Aber weder das wohlgezielte Feuer der französischen Artillerie, noch die auf dem gegenüberliegenden Bergrücken in einer doppelten Reihe von Schützengräben versteckte feindliche Infanterie konnte den Vormarsch dieser Sturmkolonnen aufhalten.*)

Neben einem kleinen, von einem Bach durchrieselten Gehege waren 3 französische Zelte aufgeschlagen und um diese gruppirten sich die gräßlichsten Bilder des Schlachten-Elends und Jammers. Hier war die Stelle, wo die 19. Brigade beim Vorgehen mit einem wahren Hagel von Chassepot- und Mitrailleusenkugeln überschüttet wurde. Die Leute, welche bis dahin noch nie erbebt, keinen Augenblick gewankt hatten, stutzten bei diesem ungeheuren Schnellfeuer, welches die Franzosen auf sie und den genau abgemessenen Punkt herabschütteten. Oberst von Webern, der Führer dieser Heldenschaar, Major Bauer und der größte Theil des Offizierkorps vom 6. Regiment sanken todt oder verwundet dahin; aber um so energischer klang das „Vor-

*) Man hat mit Recht die Heldenthaten unserer tapferen Regimenter 32, 94, 95, 83, 87, 88 und der 5. Jäger in allen Schilderungen der Schlacht von Sedan hervorgehoben; aber es scheint mir, als ob die blutige Arbeit, welche gerade die beiden obengenannten Regimenter an jenem Tage wieder vollbracht haben, nicht genug gewürdigt sei: Ehre dem Ehre gebühret! Neben den ruhmbedeckten 32ern und 83ern sollte stets auch dessen gedacht werden, was die 6er und 46er in den Thälern und auf den Hügeln von Floing, Illy und Cazal mit unerschütterlichem Muthe und zähester Ausdauer geleistet.

wärts, Kameraden!" aus dem Munde der übriggebliebenen Führer, die todesmuthig ihren Abtheilungen voran eilten, hier ermuthigend, dort auf einen kleinen Terrain-Vortheil hinweisend. Langsam aber stetig folgten die gelichteten Schaaren ihren Offizieren, bis die Fahnen nach heißem Ringen in den eroberten Stellungen aufgepflanzt waren.

Aber welche Opfer hatte die Erstürmung dieses einen Höhenzuges gekostet! Die Leichtverwundeten waren seit gestern Abend fortgeschafft, aber wie groß war die Zahl der Schwerverwundeten hier und Todten ringsumher! Ein Soldat saß neben der Leiche eines lieben Kameraden und starrte dem Todten in das wachsbleiche Angesicht. Als er mich erblickte, kam er zu mir und fragte: „Herr Doktor, ist er denn wirklich todt?" Ich zeigte ihm einfach das Loch, durch welches die Kugel schräg von oben in die Brust gefahren war; „er war wirklich todt." Dieser Mann schilderte mir nun die schrecklichen Momente, wie sie hier gestanden und rechts und links die Kameraden fielen, die Uebriggebliebenen hätten sich nach den Offizieren umgesehen, aber auch sie lagen schon unter den Haufen von Todten und Verwundeten.*) Die Leute wußten nicht, ob vor oder zurück; schon wankten die Kolonnen, um sich aus dem vernichtenden Feuer zurückzuziehen. Da hätte sein Hauptmann sich aufgerichtet und hätte mit lauter Stimme gerufen: „Vorwärts, was zaudert Ihr? Wollt Ihr, daß wir noch zum dritten und vierten Male verwundet werden? Wenn Ihr echte Schlesier seid, dann vorwärts!" — Auf diese Zurufe der Verwundeten, welche nach dem Niedersinken meist noch von einer zweiten und dritten Kugel getroffen wurden, faßte auch der Rest der Leute wieder Muth und stürmte ohne Aufenthalt den Berg hinan, um den oben gedeckt liegenden Gegner anzupacken und auf die andere Seite hinabzuwerfen.

Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht, sein Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig,
Vom Idol der goldnen Zukunft ab. —

Man hatte es hier mit vollständig intakten Regimentern vom 7. und 1. französischen Korps zu thun gehabt, die überdies

---

*) Schon bei diesem ersten großen Sturm, ohngefähr um 10 Uhr Vormittags, war das Offizierkorps des 6. Regiments so zusammengeschmolzen, daß alle 3 Bataillone bereits von Lieutenants befehligt wurden.

einen Tag lang Zeit hatten, sich einzunisten und mit dem Terrain auf's Genaueste bekannt zu machen. Daher denn auch die großen Opfer auf Seiten unsrer Truppen. — Ringsum Todte in allen möglichen Lagen, mit allen nur erdenklichen Wunden, und dazwischen stöhnende Verwundete, rufende Aerzte, thätige Johanniter und faule Krankenträger, die unbekümmert um die Leiden ihrer Kameraden ruhig abkochten und frühstückten. 82 Mann mußten von Neuem verbunden und erquickt werden, ehe sie von dieser naßkalten Wiese in die Lazarethe von Floing transportiert werden konnten. — Der Führer dieser Militair-Krankenträger, ein älterer Hauptmann schloß sich uns an und verschaffte dadurch unserm verehrten Kommandeur von dem Knesebeck so viel Zeit, daß er der Sehnsucht des Vaterherzens folgend, hinüber zur Garde reiten und bei den 2. Garde-Ulanen nach seinen beiden Söhnen fragen konnte. Leider verstand es dieser Hauptmann nicht, uns gegen die Insulten zu schützen, denen wir seitens der Aerzte des 1. Feldlazareths des VI. Armeekorps ausgesetzt waren, als wir den 4. und 5. Transport unserer Verwundeten in den oberen, noch leeren Räumen eines ansehnlichen Hauses von Floing unterbringen wollten. Wir mußten uns gegen die Schimpfereien des einen rothhaarigen Arztes, der überdies auf unsere persönliche Vorstellung seinen Namen hartnäckig verschwieg, dadurch sichern, daß die Mitglieder satisfaktiongebender Kouleuren unter uns an einen durch das Auftreten seines Kollegen offenbar peinlich berührten Arzt uns wandten mit der Bitte, später bezeugen zu wollen, daß wir keine Beleidigung erwidert und einen Wechsel der Karten nicht hätten erlangen können.*) — Wir mußten nun unsere armen Verwundeten in dem geräumigen Pferdestall und im Thorflur unterbringen und konnten nicht einmal einzelnen schon nach oben transportierten Musketieren ihre gewiß ihnen so nöthigen Mäntel zustellen.

---

*) Diese Herren Aerzte erklärten uns, daß sie die 4 Zimmer oben für sich reservirt hätten und daß es eine Unverschämtheit sei, in ihrer Abwesenheit und und ohne ihre Erlaubniß diese Räume zu betreten. Dabei wurden wir von zweien dieser inmitten der massenhaften Arbeit ruhig spazieren lümmelnden Herren fortwährend mit Ausdrücken wie „Schlachtenbummler," „hergelaufenes Gesindel" u. s. w. regaliert, sodaß ich meine Leute nur mit Mühe von Handgreiflichkeiten zurückhalten konnte. — Man vergegenwärtige sich den Ort und das namenlose Elend ringsum, an dessen Beseitigung wir seit frühem Morgen

Das Gedränge von durchziehenden Wagen und Menschen innerhalb der Dorfstraßen war allmälig so arg geworden, daß wir nur mit großer Mühe und unter Aufwendung aller Lungenkraft uns mit unserer edlen Bürde durcharbeiten konnten. Doch um $12^1/_2$ Uhr war Alles untergebracht, was wir zwischen Floing und Illy noch lebend angetroffen; aber von manchem dieser Tapferen vom 6., 46., 83. und 94. Regiment schieden wir mit der schmerzlichen Gewißheit, daß er sein Leben bald aushauchen müsse und daß bei ihm alle ärztliche Hülfe und Pflege vergeblich sein würde. — Gott tröste und segne die Hinterlassenen daheim! Jede Kugel, die hier außen ihren Mann getroffen, reißt in der Heimath noch zehn schmerzliche Wunden. Viele Tausende erbeben daheim bei jeder Schlachten-Nachricht, bis dann nach bangem Harren die langen Verlustlisten werden einlaufen und mit angstvollen Blicken werden durchflogen werden. Wie manches Herz wird dann in jähem Schreck stillstehen, wenn es den theuren Namen des Gatten, Sohnes oder Bruders in den verhängnißvollen Listen findet! Wie viele werden Jahre lang an den Folgen eines solchen Verlustes zu tragen haben und den bittern Kelch eines kinderlosen Alters, eines zerrissenen Brautkranzes, eines betrübten Wittwenstandes langsam, tropfenweis ausschlürfen müssen!

Auf dem Rückwege nach den Wiesen von Illy hatten wir südlich von St. Menges noch die herzerhebende Freude, dem Schluß des Dankgottesdienstes des 47. Regiments beizuwohnen. Ach, wie klingt doch das „Nun danket alle Gott!" hier auf dem blutgetränkten Siegesfelde, aus der Brust von zweitausend Männern, so ganz anders, als daheim in der Kirche selbst beim fröhlichsten Dankfeste! Können wohl die Theilnehmer an solcher Feier jemals die Empfindung einer solchen erhebenden Stunde vergessen?! Und wie groß war unsere Freude, als nun nach

---

hungernd und in angestrengtester Thätigkeit mit halfen, und dabei jene stolzen, nichts thuenden, wohlgenährten Herren, die der Ansicht sind, daß beim Militairarzt und Krankenpfleger das Wichtigste die Uniform und der lange Säbel sei. — Wenn wir uns auch durch unsern Major beruhigen ließen, so erwähne ich hier doch dieses geradezu skandalöse Benehmen jenes Herrn, um daran zu zeigen, wie wir freiwilligen Krankenpfleger von den jüngeren Militairärzten der Reservelazarethe oft behandelt wurden, im Gegensatz zu der freundlichen Anerkennung, die uns seitens der Generalärzte oder der beim Kampfe direkt betheiligten Regimentsärzte zu Theil wurde.

dem Gottesdienst bei Vertheilung von französischem Schiffszwieback auch uns ausgehungerten Jammergestalten auf Befehl eines freundlichen Offiziers einige Rationen gegeben wurden! Aber fast noch erfreulicher waren die Worte der Umstehenden, die unsern Dank ablehnten mit dem Hinweis auf den Beistand, den wir bei Weißenburg und Wörth im Kugelregen den 47ern geleistet hätten.

Im Thalgrunde des Fleigneuxbaches, dicht neben dem Wäldchen, bestatteten die Leute vom 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 6 gerade ihre Kameraden, 32 Mann gemeinsam in einer Grube, und dicht daneben die Vicefeldwebel Hatscher aus Bachland, Fehlan aus Posen, Hanspach und Bräuer aus Görlitz. Während die Soldaten sich anschickten, die auf der Höhe und in der benachbarten Thalmulde Gefallenen auf dem mit ihrem Blute eroberten Boden zu bestatten, rückten wir nach dem uns als Bivouak bestimmten Platz, an der von St. Menges nach Floing führenden Straße. Eben zum Appell angetreten, ertönte aus der Mitte der uns zunächst lagernden Truppen ein brausendes Hurrah. Se. Majestät der König ritt mit allen Fürstlichkeiten und mit seinem Stabe das ganze Schlachtfeld ab und näherte sich auch unserem Platz. Von dem freundlichen Kronprinzen aufmerksam gemacht, ritt er direkt auf uns zu, winkte gnädig herüber und faßte unsern lieben alten Knesebeck, den er ja von Jugend auf kennt, beim Kopf und veranlaßte ihn so eine ganze Strecke im scharfen Schritt neben ihm her zu wandern, die freundlichste Anerkennung ihm und uns aussprechend. Als der Major zurückkam, theilte er uns freudestrahlend die Worte Sr. Majestät sowie einen herzlichen Gruß und ein gnädiges Dankeswort Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen, unseres allgeliebten Chefs, mit.

Nun bekamen wir endlich die Erlaubniß, das Schlachtfeld besichtigen und die Höhen von Cazal besuchen zu dürfen. — Vom Gottesacker hinter Floing tönten die Klänge des einzig schönen Chorals: „Jesus meine Zuversicht"; unwillkürlich lenkten wir unsere Schritte dorthin, um den Todten die letzte Ehre zu erweisen. Vier Offiziere wurden hier in fremde Erde gebettet: Otto von Wedell, Hauptmann im 88. Regiment, Hauptmann Laßmann und die Lieutenants Breithaupt und Prang vom 82. Regiment. Doch man darf nicht lange den Kopf hängen lassen; noch ein stilles Gebet und eine Thräne den Braven, — und

fort geht es, während die Kompagnien unter den Klängen eines frisch pulsirenden Marsches den Gottesacker verlassen. — Singend und trällernd kommen die Mannschaften anderer Bataillone den Hügel herab, um Kochwasser mit ihren Feldkesseln zu holen; — der Tod hat seine Opfer dahin, die Lebenden müssen an sich denken!

Doch eines Vorkommnisses, dessen Zeuge wir am Morgen an derselben Stelle gewesen, mußten wir noch einmal gedenken. Für den Fall, daß General Wimpffen nicht bis 9 Uhr Vormittags die Kapitulation der französischen Armee unterzeichnen würde, sollte die ganze deutsche Artillerie, in großem Bogen um Sedan aufgestellt, das Feuer auf die von 80,000 Franzosen angefüllte Festung sofort eröffnen. Zu diesem Zwecke rückten die deutschen Batterien gegen 8 Uhr Morgens in die ihnen angewiesenen Plätze ein. Bei einer Rückfahrt nach dem Schlachtfeld waren wir Zeuge, wie eine Batterie vergeblich sich abmühte, den schmalen und sehr steilen Weg in der Nähe des Gottesackers von Floing zu nehmen. Trotzdem die Pferde fast auf dem Bauche lagen und die Mannschaften in die Speichen der Kanonen griffen, schien es unmöglich, hier den steilen Abhang hinauf zu kommen, und wiederholt schlug das erste Geschütz den Weg herunter, Mannschaften und Pferde mit hinabziehend. Bei einer Pause trat ich an den Offizier heran, der vorher mit Fluchen und flachen Säbelhieben hatte nachhelfen wollen, und bat ihn, den Weg weiter unten zu wählen und damit die Mannschaften und schweißtriefenden, am ganzen Leibe zitternden Pferde zu schonen. „Nein, wir müssen hier hinauf", erwiderte er mir, „gerade hier hinauf; gestern im Kampf ging's wie im Fluge, fast ohne Stocken hinauf, warum soll's heute nicht gehen, wo Mannschaften und Thiere geruht und abgefüttert haben!" Allerdings kamen schließlich auch diesmal die Geschütze hinauf, aber mehr getragen von den Kanonieren, als gezogen. Ich führe dies nur an, um zu zeigen, wie mitten in der Aufregung die schwersten Hindernisse überwunden und fast spielend Thaten vollbracht werden, die an's Unglaubliche grenzen, und die doch von eben denselben Leuten unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht durchgeführt werden.

Je höher wir nun steigen und je weiter wir nach Cazal und Sedan zu kommen, desto mehr häufen sich die Leichen von Menschen und Pferden; viele sind schon bestattet und von den

Pferde-Kadavern eine Menge zur Maas hinunter geschleift; trotzdem ist aber zwischen Cazal und Floing und gegen den Wald von Garenne noch Alles mit Leichen bedeckt. Einige württembergische Offiziere, die lebhaft bedauerten, daß sie gestern in der Reserve hätten stehen und den Rücken der Armee gegen Mézières decken müssen, schlossen sich uns an. Auch sie waren tief erschüttert von dem Anblick, der sich uns darbot. Welche Feder wäre aber auch im Stande, diese Scenen hier oben zu schildern, welcher Dichter im Stande, dieses Schlachtfeld zu besingen?! — Das Elend und Entsetzen ist unbeschreiblich. Gleich vorn am Gottesacker von Cazal liegen 8 Franzosen, von einer Granate fürchterlich zerschmettert; die Eingeweide, Gliedmaßen und das Gehirn der Leute bildet ein Durcheinander, wie es grausiger nicht gedacht, schrecklicher nicht gemacht werden könnte. — Ueberhaupt hat unsere Artillerie wieder vortrefflich geschossen und die feindlichen Kolonnen durch furchtbares Granatfeuer erschüttert. Was sie verschonte, haben dann die 32er, 83er, 95er und die Görlitzer Jäger vollbracht. Die Leichen und Fleischmassen lagen haufenweise da, oft zu einem unkenntlichen Glieder-Mischmasch hingeschmettert; dazwischen dick aufgeschwollene Pferdekadaver und der ganze zerstampfte Boden besäet mit Uniformstücken und Waffen. Große Blutlachen zeigen uns noch, wo die Verwundeten gelegen, die jetzt unten in den Häusern und Scheunen der benachbarten Orte seufzen und stöhnen. Die Deroute der Franzosen muß hier schon vollständig gewesen sein, denn unter den Todten sieht man nur sehr wenig von unseren Landsleuten, höchstens ein Deutscher auf zwanzig Franzosen-Leichen. Der Tod hatte jedoch nicht vermocht, unseren gefallenen Kameraden die Siegesgewißheit aus den Zügen zu rauben. Die meist kräftigen, untersetzten Gestalten der Thüringer und Hessen lagen ruhig da, manchmal gegen ein todtes Pferd oder eine zerschmetterte Laffette gelehnt, das offene, gläserne Auge mit einem unsagbaren Ausdruck zum Himmel emporgerichtet, die Hände gefaltet oder nach der Stelle greifend, wo das feindliche Geschoß eindrang. Manche auch in knieender Stellung, als wollten sie sich mit den gespreizten Fingern in die Erde wühlen und damit den Schmerz verbeißen.

Und dann wieder wie so ganz anders die französischen Leichen! O diese bleichen, schmerz- und wuthentstellten Gesichter, — sie werden einst am jüngsten Tage auftreten und heranziehen

in langen, stummen Reihen, um vor dem Weltenrichter gegen den Urheber dieses Krieges und seine Helfershelfer zu zeugen. — Ja, hierher lasse man sie kommen, diese Napoleons und ihren Anhang, hier auf diesem Brachfelde wollen wir Gericht über sie halten, wollen ihnen das Elend vor Augen bringen, in das sie Tausende von Familien stürzten; hier wollen wir ihnen die Abhänge zeigen, an denen Menschenhirn klebt; hier wollen wir ihnen noch die Brandstätten zeigen, wo einst Glückliche wohnten, friedliche Bürger und gute Unterthanen; von diesen Feldern und aus diesen Wäldern sollen sie den Fluch der Erschlagenen und den Jammer der Wittwen und Waisen widerschallen hören! —

Es ist Alles so furchtbar traurig und grausig rings umher, so auffordernd zu Betrachtungen über die herben Zwischenfälle, welche die Menschheit so oft auf ihren Fortschritten zur Vollendung treffen. Würden alle diese Greuel um uns her, all' die Verheerungen, alles Elend, das hier vor unseren Augen liegt, über diese beiden Nationen gekommen sein, wenn die Eitelkeit, Herrschsucht und Habgier, mit einem Wort: der Egoismus der Napoleons nicht das Feuer der Zwietracht geschürt hätte?!

Es giebt nichts Furchtbareres als den Krieg, nichts Grausenerregenderes als ein Schlachtfeld nach vollendetem Kampfe; selbst die Tapfersten fühlen bei dem bloßen Gedanken an den Schrecken des blutgedüngten und leichenbesäeten Kampfplatzes, bei der Rückerinnerung an die Qualen der Feldlazarethe das Herz erbeben. Aber dieser Schrecken des Schlachtfeldes treibt auch ein Gemüth, das nicht verwildert ist, mit Naturgewalt zu seinem Gott, „der allein mächtig ist." — Es ist ja tief demüthigend, daß es auch in der Christenheit fast noch eben so viel Kriege giebt, wie im alten Heidenthum; aber auf der anderen Seite reifen auch in dieser Zeit der Leiden und Prüfungen so manche Früchte der Gottseligkeit. Indem die irdischen Güter bei dem großen Morden und Zerstören ihren Werth verlieren, und das Leben freudig hingeopfert wird für eine Idee, erwacht in so mancher Brust bei diesem Ringen auf Tod und Leben und diesem Blick in die Ewigkeit der Gedanke an den allmächtigen, heiligen und gerechten Gott, erkennen auch solche, die Jahrzehnte lang selbstgefällig dahingingen durch's Leben, daß „unsere Hülfe stehet allein im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat", daß „eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen." Auch leichtsinnige und gedankenlose Menschen, denen die göttliche Vorsehung

bisher eine unbekannte Größe gewesen, und die lustig dahinschwammen im materialistischen Strome der Zeit, sie müssen in diesen übermenschlichen Ereignissen, deren Zeugen wir gestern und heute sein durften, den gerechten Gott erkennen und in die Knie sinken mit dem Bekenntniß: Es ist der Herr, der das Alles so herrlich hinausgeführt hat. — So wird denn, dessen sind wir gewiß, auch aus dieser Blutsaat, die hier ausgestreut worden, eine Ernte hervorgehen, die uns wahre Frömmigkeit, deutsche Tiefinnerlichkeit und den Idealismus wieder zurückbringt, der unserem Volke in den letzten Jahrzehnten abhanden gekommen ist.

Wir gingen weiter. Einen wehmütigen Anblick gewährte es, als wir zu den Plätzen kamen, wo mehrere französische Regimenter hatten abkochen wollen. Alle Kessel waren noch gefüllt mit Fleisch und Früchten; aber das Feuer war erloschen unter dem Feuer der deutschen Granaten, die gleich von Morgens 8 Uhr an von jenseits der Stadt und der Maas, von den Höhen von Frénois nach hier herübersausten, und statt Bratenduft erfüllte die Luft nichts als Leichengeruch der todten Menschen und Pferde.

Noch ein Stück weiter, und vor uns lagen Hunderte von todten Pferden und französischen Reitern. Hier, auf dem Plateau von Cazal war der Ort, wo die französische Kavallerie nach zwei Seiten hin mit heroischer Opferwilligkeit und einem verzweiflungsvollen Ringen den Unseren den schon in Händen befindlichen Sieg wieder abtrotzen wollte. Von allen Seiten umklammert, sah der General Douay, daß seine Truppen binnen einer Stunde von den 400 deutschen Kanonen, die ihm nun von Illy bis Floing und bis heran an Cazal entgegenstanden, niedergeschmettert werden würden, wenn nicht dieser eiserne Ring durchbrochen würde. So formirte er hier den wildesten Angriff, der auf dem weiten Schlachtfelde von Sedan gemacht wurde. Sechsundzwanzig Schwadronen Chasseurs d' Afrique, Ulanen, Husaren und Kürrassiere stürmten brigadeweis mit schneidigster Wucht heran. Durch das Rollen der Salven und das Donnern der Geschütze hindurch vernahmen die tapferen Thüringer und Hessen (32, 95 und 83), die hier seit Stunden in blutigem Kampfe standen, plötzlich das Stampfen von Rossen, das Klirren und die langgezogenen Kommando's großer Reiterschaaren. Aus dem Pulverdampf und Staub heraus rasseln die Reiter der Divisionen Marguerite und Gallifet unaufhaltsam

und todesmuthig heran; erst die dunklen Chasseur's, dann die hellblauen Husaren, hierauf blitzende Kürrassiere und zuletzt noch einmal die dunkeln Massen der Chasseurs und Lanciers. Wie schäumende Gießbäche stürzen sie sich auf die dünnen Reihen der Thüringer; aber die tapferen Koburger und Meininger haben bei Wörth schon die Wirkung eines wohlgezielten, ruhigen Feuerns auf Kavallerie kennen gelernt. Die langen Linien der Schützenschwärme formiren sich schnell in Kompagniefronten und erwarten, ohne erst Quarrées zu bilden, den Anprall der Reiter. Da kracht denselben die erste Salve entgegen, da wieder eine, auf 300, auf 200 Schritte, auf 100, auf 50, überall und immer wieder saust ihnen das tödtliche Blei entgegen. Hunderte der Reiter wälzen sich mit den eigenthümlich aufschreienden Pferden am Boden, aber über ihre Leiber hinweg sausen die nachfolgenden Schwadronen; bis auch diese zusammenbrechen, oder nach rechts und links abbiegen, rückwärts strömen und auf's Neue heranbrausen. Wohl dringen einzelne kleine Trupps dieser wie rasend um sich hauenden Reiter in die Linien unserer Infanterie, fegen über die Höhe hinweg und den Abhang hinter Floing hinunter; aber dort werden auch sie von den nachrückenden deutschen Truppen vernichtet oder gefangen genommen. — Als die französischen Generale sahen, daß alle Angriffe an den felsenfesten Mauern der Koburger abprallten, wandten sie den nächsten Stoß etwas nach rechts auf die hier zerstreut fechtenden kleineren Abtheilungen der Regimenter, 46, 83, 87, 94 und der 5. Jäger. Aber nochmals zerschellt die ungestüme Reiterfluth; durch die Salven der Infanterie werden die Schwadronen haufenweis zu Boden gestreckt. Das Plateau bedeckt sich mit einem wirren und wilden Durcheinander von bäumenden, am Boden sich wälzenden Pferden, todten und verwundeten Reitern. Mit heiserem Geschrei und Thränen in den Augen, stürzen sich einzelne Offiziere dieser tapferen Regimenter direkt auf die feuersprühenden Hecken der preußischen Infanterie, absichtlich den Tod suchend. — Hiermit hatte der Kampf seinen Höhepunkt erreicht, d. h. er war zu einer völligen Schlächterei geworden. Der Tod hielt wieder eine überreiche Ernte. Doch bald ist auch hier der Vernichtungskampf beendet. Hier schleift ein Gaul seinen Reiter, der mit dem Fuß noch im Bügel hängt, am Boden hinter sich her, bis derselbe zuletzt nur noch eine unförmliche Masse von Fleischstücken und Staub ist; da jagen

reiterlose Vollblut-Hengste, mit wildem Gewieher über Leichen und Verwundete hinstampfend; dort bildet ein Haufe von Roß und Reitern eine furchtbare, noch zuckende Mauer von Leibern. — Die wilden Wogen waren nun zerronnen. Der Angriff der Franzosen war mißlungen, aber er war ein Heldenstück, er war ein Reiterstück, das an die alt-chevaleresken Waffenthaten der Franzosen in ihren besten Zeiten erinnert. — — —

Heute war Alles still geworden unter den Haufen von Menschen und Pferden rings umher. Gräßlich zertretene, bis zur Unkenntlichkeit zerrissene Leichen, Kürrassierhelme mit blinkenden Messingkämmen und langen Roßschweifen, Sättel, Pallasche, Tschakos, Harnische, Hufeisen, Feldflaschen, Kochgeschirr — Alles bunt durcheinander am Boden verstreut! Dazwischen die kleinen Notenhefte einer Militairkapelle und unzählige Briefe und andere aus den Tornistern herausgeschleuderte Gegenstände. — Obwohl schon viele Pferde weggeschafft und auch die Mehrzahl der Todten beerdigt waren, so konnte man doch an den Streifen der Gefallenen noch deutlich alle Phasen des Kampfes verfolgen, den wir gestern nur zum Theil aus weiter Ferne durch unsere Gläser hatten beobachten können. — An einer Stelle, wo die Linien der Hessen-Nassauer offenbar durchbrochen waren, lagen an mehrere Pferdekadaver gelehnt, friedlich zwei Preußen mit mehreren Franzosen neben einander. Die zwischen ihnen liegenden Feldflaschen bewiesen, daß sie sich gegenseitig den brennenden Fieberdurst zu stillen gesucht hatten, bevor sie aus dem Leben geschieden.

Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlagenen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes;
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruh'n, sie ruhen Hand in Hand!
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb erhält.
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weist den Himmel weg aus dieser Welt. — —

Ich folgte langsam meinen Genossen und den Württembergischen Offizieren in der Richtung nach Sedan hinunter.

Plötzlich ertönte aus einem nahen Gesträuch, in welchem nichts als todte Franzosen zu liegen schienen, Gewimmer und Geschrei um Hülfe. Ich eilte hinzu, und siehe da, mitten unter den zerrissenen Leichen lag noch ein lebender Franzose, dem beide Beine von der Granate zerschmettert waren, die den Uebrigen den gräßlichsten Tod gebracht hatte. Nothgedrungen verzichtete ich auf den Besuch der fast unter mir liegenden Festung, und nachdem ich einen Meininger herbeigerufen, luden wir den Wimmernden auf unsere Arme und trugen ihn erst nach Cazal, und dann, als hier nicht gleich anzukommen war, nach dem fast eine halbe Stunde entfernten Floing, wo wir ihn einem Lazareth übergaben. Der Meininger eilte zurück zu seinem Bataillon, während ich mich nach St. Menges aufmachte.

Inzwischen war es Abend geworden, und die Wachtfeuer des 11. Korps flackerten schon lustig empor; überall heiteres, lautes Lagerleben und Bewegung, wie in einem Ameisenhaufen. Da mein Urlaub schon seit einer Viertelstunde zu Ende war, und ich andererseits gewiß ein Stündchen brauchte, um auf der von Wagen-Kolonnen bedeckten Straße bis zu unserem Bivouak bei St. Menges zu kommen, so suchte ich, nach rechts abbiegend, über die Berge auf kürzerem Wege dorthin zu gelangen. Kaum hatte ich den kleinen Höhenzug erreicht, als sich der Himmel vollends bezog und einen starken Regen herabsandte. Ohne Mantel, nur mit einem leichten Rock bekleidet, mußte ich im Regen und in der Dunkelheit weiter und weiter; aber St. Menges wollte sich noch immer nicht zeigen. Nachdem ich ungefähr zwei Stunden auf den bewachsenen Bergen und in den Thälern herumgelaufen und schon gründlich durchnäßt war, fand ich endlich ein Haus, wo ich denn auch erfuhr, daß ich in der Dunkelheit gänzlich fehl gegangen war. Schon glaubte ich nach einer Viertelstunde abermaligen Suchens, daß ich den Feldweg gefunden, auf welchem Se. Majestät der König Nachmittags an uns vorbeiritt, — aber es war wieder eine Täuschung. Und dabei regnete es in Bindfaden und war es so dunkel, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte.

Im nächsten Bivouak frug ich nach unserer Kolonne, aber kein Mensch konnte mir Auskunft geben, zumal da diese Artilleristen selbst erst spät am Tage hier eingetroffen waren. Getrieben vom Pflichtgefühl und von der Angst vor den Donnerwettern unseres schneidigen Majors, versuchte ich noch einmal, weiter zu kommen,

rannte aber dabei bald an die Leinen des Pferdestalles, bald gegen die in gerader Linie aufgepflanzten Säbel der Mannschaften. Wohl oder übel mußte ich nun der Einladung der 4 Offiziere und des freundlichen Arztes folgen und für die Nacht dort bleiben. Noch lange blieben wir am Feuer sitzen, indem wir abwechselnd die eine oder andere Seite unseres Körpers erwärmten und die Lebensgeister durch einen starken Glühwein frisch zu erhalten suchten. Der gutmüthige Bursche des Arztes mußte mir sein Zelt abtreten (wenn man überhaupt eine schräg gegen den Regen aufgestellte Wand so bezeichnen kann), welches mich nur theilweis vor dem Regen schützte, und da Stroh auch nicht vorhanden war, so lief mir das Wasser mehrmals in den Nacken. Dazu hatte ich eine recht angenehme Gesellschaft in Gestalt eines todten Franzosen, der dicht zu meiner Rechten lag.

Ja, ja! es ist so eine eigene Situation, als Sieger auf dem eroberten Schlachtfelde zu liegen, wenn unser alter Schlachtenfreund, der Regen, Einem so nah' auf den Leib rückt, daß man sich fest, aber kühl von ihm umfaßt fühlt! Wie oft hatte ich als lustiger Student mit dem Dichter gesungen:

„Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht."

Nun, ich war in blut'ger Schlacht gewesen, lag jetzt im Feld um stille Feuer, die Nacht war auch recht dunkel, — aber von „allvergessendem Schlaf" war nicht viel die Rede. Ich fand den obigen Wunsch des guten Eichendorff recht dumm und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß der Dichter ein solches nasses Bivouak jedenfalls nicht durchgekostet habe, sonst würde er haben finden müssen, daß der Schüttelfrost, Hunger und Zähneklappern ein sehr schlechtes Mittel sind, Liebesgram zu vertreiben. Allerdings sagt er gleich im nächsten Verse sehr naiv:

„Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still;"

ich aber verspürte durchaus keine Lust, jetzt schon zu sterben, jetzt gerade, wo das deutsche Vaterland in seiner ganzen Größe dastand; — ich wußte auch sehr wohl, was ich wollte, aber das änderte zunächst nichts bei der Sache. „Bien' muß", — dies und der Gedanke, daß es Einem nicht allein so geht, daß noch

so mancher Mutter Sohn heute im Regen und Schlammboden liegt, „zugedeckt nur von Gottes freiem Himmel“, dies hilft schließlich über Alles hinweg. Erst beim Anbrechen des Tages konnte ich mich aufmachen; gegen 7 Uhr fand ich endlich unsere Kolonne und war glücklich, daß ich bei meiner Meldung mit einigen artigen Sticheleien des Majors davon kam.

Bald brachen wir die Zelte ab und luden in St. Menges 17 verwundete Offiziere (darunter auch Lieutenant v. Pfuhlstein und Graf zu Stolberg-Stolberg vom 94. Reg.) auf, um sie nach Donchéry zu evacuiren. Wir schieden damit von dem ruhmreichsten Schlachtfelde unseres Heeres und so manchem treuen Kameraden, der nicht wiederkehren sollte. Tief betrauern wir den Verlust dieser Braven, mit denen so manche schöne Hoffnung zu Grabe ging, und nur der Gedanke kann uns erheben, daß ihr theures Blut nicht vergebens verspritzt wurde, daß die nationale Ehre und die Unabhängigkeit des geeinigten großen Vaterlandes gerettet und — das walte Gott! — auch für die Zukunft sicher gestellt ist. Der Herr möge über den stillen Gräbern in Feindesland walten lassen seinen lebendig machenden Geist, der die Stätte des Todes verwandeln kann in ein Saatfeld ewigen Lebens! Uns aber verleihe er Kraft, neuen Muth, neue Geduld und Ausdauer in dem Kampfe, der uns noch verordnet ist! —

Die lehmigen Wege nach Donchéry waren infolge des unaufhörlich herabrieselnden Regens geradezu grundlos, und mußten wir, damit unsere Wagen und der in Nancy requirirte große Omnibus mit unserer edlen Last nicht stecken blieben, durch Schieben den armen Pferden nachhelfen. Erst gegen Mittag langten wir am Ort der Bestimmung an; da aber auch hier alle Häuser voll Verwundeter und Gefangener lagen, so galt es noch 2 Stunden den Regen auf offener Straße aushalten, bis wir unsere Verwundeten abladen konnten. Wie freute ich mich auf das Quartier, das mittlerweile auch für uns gemacht war, und besonders auf das Bett, das ich mit dem Kameraden Studiosus Gerstenberg bis 9 Uhr Abends genießen sollte, um dann für die Nacht zwei anderen Platz zu machen! Nur der, welcher selbst einmal 3 Nächte im naßkalten Bivouak und neun Nächte auf wenig Streu oder dem Steinpflaster französischer Hütten gelegen, wird mir die fast kindische Freude nachempfinden, welche sich meiner bei dem Gedanken bemächtigte, für die nächsten

6 Stunden ein warmes Bett genießen und sich einmal auskleiden zu können. Aber leider sollte mir auch diesmal dieser Genuß noch nicht zu Theil werden. Es kam mir gerade der Befehl, unserm Armee-Delegirten, dem Fürsten zu Putbus, bei seiner Inspizirung der mit Verwundeten belegten Häuser als Galopin zu dienen, und damit nochmals einige Stunden harten Dienst zu thun. Doch ich habe dies nicht bereut, wenngleich mir die Zähne vor Frost klapperten und der rebellische Magen durch alles Einschnüren sich gar nicht mehr wollte beruhigen lassen. Ich ward dadurch Zeuge des Durchmarsches unseres tapferen V. Korps, das aufgebrochen war, um sich nach Süden, nach Paris zu wenden. Die Helden von Weißenburg, Wörth und Sedan kamen daher, über und über mit Lehm bespritzt. Die Uniformen beschmutzt und zerrissen, einige Helme ohne Spitze oder verbogen, die Gesichter bleich und ausgehungert; aber als sie ihren Moltke auf dem Marktplatz erblickten, da richteten sie sich stolz und elastisch auf und frugen ihn gleichsam mit ihren Blicken: „Nun Alter, haben wir nicht unsere Sache gut gemacht, Du als Lenker, wir als Kämpfer?“ Und der edle Greis schien ihre stummen Fragen zu verstehen, er nickte ihnen bejahend und anerkennend zu. Als aber die gelichteten Reihen der 6er, 46er und der Königsgrenadiere vorbeidefilirten, da wurden die Augen Moltke's feucht, er erhob die Arme, als wollte er fragen, wo sind die Anderen? — Dieser Moment, so einfach er auch sein mochte, wird mir unvergeßlich bleiben. Der Mann, welcher bei seinen Dispositionen kühl mit einem einzigen Federstrich oft Hunderte in den Tod schickt, schicken muß, hät sich ein weiches Herz bewahrt; das feuchte Auge zeigte mir, daß der geniale Schlachtenlenker und Kriegsheld ein tiefes, christliches Mitgefühl in der Brust sich erhalten hat. Solche Scene ist wohl im Stande, für Augenblicke die Lasten des Krieges zu erleichtern und uns wieder mit fröhlichem Todesmuth zu erfüllen.

Noch lange stand ich sinnend da, als die Regimenter des V. Korps schon längst vorüber waren. — Die gefangenen Franzosen aber, welche diesem Schauspiel aus der Thür und den Fenstern der Kirche, in welche sie gesperrt waren, mit zugeschaut hatten, machten verzweifelt dumme Gesichter, als die Helden von St. Menges und Floing mit klingendem Spiel über den Markt zogen, um sich nach Süden zu wenden.

26. Ragonet.

5. September.

Am 3. und 4. d. M. sind nun die verschiedenen Abtheilungen der freiwilligen Krankenpflege beim Heere aufgelöst worden, nachdem sie schon, infolge mehrerer Taktlosigkeiten dieser sogen. Heilgehülfen, als selbstständige Kolonnen zu existiren aufgehört hatten und den einzelnen Armeekorps zugetheilt worden waren. Sei es nun, daß es wegen der fortwährenden Angriffe der Presse geschehen, sei es, daß man glaubt, in den noch bevorstehenden kleinen Gefechten dieser Abtheilungen nicht mehr zu bedürfen, genug, Se. Durchlaucht Fürst Pleß hat sich bewogen gefunden, die Kolonnen v. Richthoffen, Kunowsky u. s. w. aufzulösen und mit Ausnahme der auf Wunsch der höheren Militairärzte in Donchéry zurückgebliebenen, alle Mannschaften nach Haus geschickt. Sie sind, wie ein offizieller Bericht euphemistisch sich ausdrückt, „als erwünschte Begleitung und Transportpersonal den durch Belgien nach Deutschland zu evacuirenden Verwundeten beigegeben worden", sodaß nun außer unserer Kolonne nur noch zwei mobile Johanniter-Abtheilungen (in den Hauptquartieren der I. und II. Armee) bei dem Heere selbst sich befinden.

Während die Fürsten Pleß und Putbus in Donchéry verblieben, und während die beiden Generalärzte Wilms und Böger, um nicht fortwährend brach zu liegen, sich vom Hauptquartier trennten und ihre Thätigkeit den Verwundeten bei Sedan widmeten, mußte unser Major mit der Kolonne dem kronprinzlichen Hauptquartier folgen, um dort für alle möglichen Ereignisse gleich zur Hand zu sein. Nach neunstündigem 6½ Meile umfassenden Marsche erreichten wir Attigny, wo ein wegen Krankheit in Nancy zurückgelassenes Mitglied wieder zu uns stieß. — Heut sind wir in einem gemüthlichen Dorfe Ragonet einquartirt und können uns in einem Bett von den Strapazen der letzten acht Tage erholen. —

„N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté", — — „der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. So lange es nur darauf ankam, das Blut der Andern zu vergießen, war er damit verschwenderisch,

aber er wagte nicht zu sterben, um wenigstens muthig zu enden; er nimmt ein Gnadengehalt an, er kehrt in das Nichts zurück; er unterhandelt, um sein schimpfliches Leben zu erhalten und ein schimpfliches Dasein zu verlängern; — man versichert, daß er seine Tage zubringt mit Weinen und Seufzen; welches Ungeheuer und welche Verächtlichkeit! Ouwaroff schrieb mir neulich, es gebe in Bonaparte's Geschichte ein Gemisch von Seltsamkeit und Größe, von Tamerlan und Gilblas; aber es giebt einen dritten Bestandtheil in der entsetzlichen mißgestalteten Verbindung, welche seinen Charakter bildet, das ist die Gemeinheit: sie zeigte sich in seiner Flucht von der Armee in Rußland, in seiner Behandlung derer, die er verfolgt und unterdrückt hatte, seinem Umgang, seinen Reden und gegenwärtig in seinem Betragen im Unglück; sie geht bis zur Niederträchtigkeit, zur Furcht für sein Leben, zur Feigheit." — Wem wären nicht diese Worte des edlen Reichsfreiherrn von Stein zu einer Parallele mit den jetzigen Verhältnissen und der Kapitulation von Sedan eingefallen? Nachdem Napoleon thatsächlich schon von den Generalen bei Seite geschoben und die Leitung von Frankreichs Geschicken ihm schon aus den Händen geglitten war, hat er bei Sedan in der Stunde der Gefahr die Flinte in's Korn geworfen und durch einen Appell an die Gnade unseres Königs sich zu retten gesucht: „n'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté", „der Tyrann hat geendet wie ein Feigling". Der Neffe jenes korsischen Parvenu's, welcher die Königin Luise in so frecher Weise behandelte, hatte es gewagt, den Schutzherrn von Norddeutschland, den Sohn eben dieser Königin Luise zu demüthiger Abbitte einer angelogenen Beleidigung zu veranlassen, um sich durch diese beabsichtigte Erniedrigung des mächtigsten deutschen Fürsten wieder den geschwundenen Nimbus und damit die Gefügigkeit seiner ebenso lügnerischen Kammer zu verschaffen. Aber „die Weltgeschichte ist das Weltgericht"; — er, der sich so Kühnes vermaß, ist jetzt der gedemüthigte Gefangene dessen, welchen er zu beschimpfen suchte. Und das französische Volk?! — Nun, variatio delectat; statt Eines Usurpators, hat es jetzt deren mehrere, statt einer kaiserlichen Regierung eine republikanische. Wie das von der Republik zum Kaiserthum übergegangene Frankreich nach dem Sturz Napoleons I. mit derselben Innigkeit die alten royalistischen Lieder „la belle Gabrielle", „vive Henry IV." anstimmte, mit

der es vorher die Marseillaise gesungen, so wird das jetzige „souveräne Volk" nach seinem „partant pour la Syrie" auch eine Zeit lang in dem Gesange der Marseillaise sich wieder berauschen, bis — ja, bis es wieder Langeweile empfindet und „rutsch, ein ander Bild" folgt.

Ueberall finden wir, dicht neben den alten Lügendepeschen des Kaiserreichs die Proklamationen der République française; die Worte liberté, égalité, fraternité sind jetzt wieder in Aller Munde, und jeder Franzose schwört Dir mit einer wahren Wuth der Begeisterung zu, daß er schon längst ein Republikaner gewesen, daß er die republikanischen Ideen schon mit der Muttermilch eingesogen hat. „Wir Franzosen haben jetzt den Kaiser verjagt; da Euer König ausdrücklich erklärt hat, nur gegen den Kaiser zu kämpfen, so ist kein Grund Eures ferneren Bleibens in Frankreich. Die beiden großen Nationen, welche sich von jeher geliebt und geachtet haben, mögen sich wieder die Bruderhand reichen. Ihr könnt unbehindert nach Haus ziehen, und wenn Ihr Euch drüben in Deutschland inniger vereinigen wollt, so haben wir gar nichts dagegen, denn unser Wahlspruch ist: liberté, fraternité, égalité!" — Dies sind die Phrasen, die man stündlich auf der Straße, im Café und im Quartier zu hören bekommt. Und wenn man nur nach einer Straße oder irgend etwas Anderem frägt, so kann man sicher sein, daß der angeredete „aufrichtige Republikaner" sofort eine derartige Rede vom Stapel läßt. Und das Unangenehmste bei diesen ewigen Reden ist, daß man immer dieselben Phrasen wieder aus dem Munde eines Andern hören muß, bis man dann schließlich dahinter kommt, daß alle die Schönredner ihre Weisheit aus der und der Zeitung geschöpft haben. Was die Pariser Journalisten in ihrer Dummheit und ihrer Nationaleitelkeit aushecken und in ihren Blättern zum Besten geben, damit wird der Ideenkreis von ganz Frankreich genährt und davon zehrt die Unterhaltung auch der sogen. Gebildeten der Provinz. Man sollte doch meinen, daß eine Stadt von 50,000 Einwohnern Bildung und Energie genug besitzt, um sich eine selbständige Meinung und eigene Richtung bilden zu können; aber nein: Von der Weisheit die man in Paris schwitzt, strömen auch die Lippen der Einwohner von Lyon, Rheims und Nancy über. Nur aus dieser bis in das kleinste Detail ausgebildeten Centralisation kann man sich das unerhörte Faktum erklären, daß einige Abgeordnete der ver-

schiedensten Schattirungen ohne bestimmte Partei und untereinander selbst nur verbunden durch den gemeinsamen Haß des Dezember-Mannes, sich ungehindert an die Spitze von Frankreich stellen können. Das Kaiserreich war allerdings schon in sein Nichts zurückgesunken, als ihm die deutschen Fäuste die Maske der Civilisation und den Nimbus des Ruhmes abgerissen hatten; daß es aber bei alledem möglich war, der mächtigen, über das ganze Land verbreiteten imperialistischen Partei zum Trotz sich durch einen Gewaltstreich an das Ruder des Staates zu bringen, kann nur aus der gänzlichen Verkommenheit des Verwaltungs-Apparates und der Zersetzung aller Verhältnisse erklärt werden. Zwar ruft der Français in patriotischer Entrüstung den jetzigen Machthabern zu: „Wir hassen die Diktatur des Stadthauses ebenso energisch, wie die der Tuillerien, und die Gewaltstreiche der Straße ebenso wie die Staatsstreiche des Kaiserreichs"; aber seine Stimme geht in den hochgehenden Wogen der republikanischen Bewegung verloren, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Nun, wir werden ja sehen, wie lange diese Regierung besteht, in der neben einem Trochu und Jules Favre der Name eines Rochefort als Minister figurirt. Das aber läßt sich nicht leugnen, daß unsere Stellung bei einem eventuellen Friedensschlusse schwieriger ist, und im Hauptquartier ist man allgemein der Ansicht, daß es besser gewesen wäre, wenn wir Frieden mit dem hätten schließen können, der die Suppe eingebrockt hat. Und dann wird durch die Aufstachelung der republikanischen Leidenschaften und die Erweckung dieser Ideen der Kampf noch viel schlimmer werden. Wir werden bald an einem Racenkampf erkennen, wie sehr die Franzosen uns hassen und wie richtig die Kriegserklärung Napoleon's den Wünschen und Begierden des französischen Volkes entsprach. „Revanche pour Waterloo et Sadowa" war nicht blos der Ruf der Chauvinisten, sondern aller Parteien Frankreichs; und selbst der, welcher beim Ausbruch dieses Streites sich noch am Besten benommen, selbst Thiers hat diesen Schlachtruf stets im Munde geführt. Nation steht gegen Nation, und wenn sich neutrale Schönfärberei noch so sehr abmüht, diese Thatsache wegzuleugnen, so wird jeder Tag unseres Aufenthaltes in Frankreich dies mehr und mehr erkennen lassen.

Die Franzosen erklären zwar offen, daß sie den Frieden sehnlichst herbeiwünschen; aber von den Consequenzen desselben

wollen sie nichts wissen. Auf der andern Seite betrachten sie den Krieg nicht etwa, wie wir, für ein Verbrechen an der Menschheit, sondern nur wie eine Spiel-Partie; der Erfolg entschuldigt bei ihnen Alles. Ich habe hier vor mir ein viel gelesenes Provinzial-Blatt, den Eclaireur vom 23. Juli; er ruft pathetisch aus: „La guerre! . . . . . Quelle pensée consolante opposer à ce mot de deuil et de larmes, sinon la victoire?!“ — Also man scheut sich nicht, zu erklären, daß die „Victoire“ Alles entschuldigen wird; mit unerhörter Frivolität wagt man dadurch einen solchen ruchlos angezettelten Krieg und alle Schrecknisse in seinem Gefolge zu beschönigen. Daß durch diesen Krieg der Volkswohlstand auf viele Jahrzehnte hin vernichtet, das Glück so vieler Tausende von Mitmenschen zerstört wird, das fällt keinem ein; wenn nur victoire und gloire geerntet wird und die grande nation wieder mit vollen Taschen heimkehrt, so kann man les idées civilisatrices schon 'mal auf einige Zeit in die Rumpelkammer der Vergessenheit werfen. — Hundert Mal täglich kann man den Kaiser ein cochon und bête nennen hören; aber der „aufrichtige Republikaner“ giebt ihm diese ehrenvollen Beinamen nicht deshalb, weil er die Brandfackel des Krieges in den Weltfrieden geschleudert, sondern „weil er so dumm gewesen und einen Krieg angefangen, ohne vorher sich gehörig gerüstet zu haben.“

Wie der Mann aus dem Volk und der gebildete bourgeois der Provinzialstädte denkt und spricht, so brüllt man selbstverständlich auch in Paris. Gambetta, der sich bei dem Theatercoup zum Minister des Innern gemacht hat, sagt ganz offen in seiner Proklamation: „Unsere neue Republik ist eine Regierung, welche sich die Vertheidigung des Vaterlandes, den Kampf auf Leben und Tod mit den fremden Eindringlingen zur Aufgabe setzt, und welche nichts zu schaffen hat mit innern Zwistigkeiten und kleinlichem Parteihader.“ Hiermit ist also die Parole des neuen Ministerums ausgegeben; man bietet uns Kampf auf Leben und Tod an. Deutschland mag sich diese Worte vorläufig merken, um sie bei spätern Anschuldigungen dieser lügnerischen und eiteln Dictatoren gleich zur Hand zu haben.

27. In der Hauptstadt der Champagne.

Am 5. September von Sedan und Donchéry abgerückt, stießen wir nach einem Gewaltmarsche wieder zum Hauptquartier Sr. Hoheit des Kronprinzen. In einem gemüthlichen Dorfe, Namens Ragonet, bekamen wir ein leidliches Quartier und konnten uns in einem weichen Bette von den Anstrengungen der letzten acht Tage wieder einigermaßen erholen. Leider mußten wir andern Tages wieder fort; doch der Gedanke, nach Rheims zu rücken, gewährte uns genügenden Trost für das nur einmal genossene Bett.

So öde und kahl auch die Gegenden und steinigten Hochebenen der Champagne pouilleuse sein mochten, so stießen wir doch allenthalben auf historische Erinnerungen, und wenn dieses in den Dörfern nicht der Fall war, so hatte man wenigstens an den alten schönen Dorfkirchen Denkmäler der Vergangenheit zu betrachten und zu bewundern. Man merkte in jedem Dorfe, daß man im eigentlichen Vaterlande der Gothik war: Alle Kirchen waren stylvoll gebaut und hatten in der Regel eine so rein und fein ausgearbeitete Absis, daß wir uns unwillkürlich gefesselt fühlten und trotz des fein herabrieselnden Regens bewundernd stehen blieben. Auch auf einzelne jetzt wieder blosgelegte Theile einer römischen Heerstraße fuhren wir dahin, die jedenfalls von Cäsar angelegt war, um die alte civitas Remorum mit den Städten des Rheines zu verbinden. — Für uns „klassisch—gebildete" Deutsche war auch diese Fahrt auf altrömischer Chaussee ein erhebender Gedanke und diese römische Reminiscenz führte uns dann zu naheliegenden Vergleichen der Champagne mit der Campagna und ihrer großen baumlosen Einförmigkeit. Meilenweit hier wie dort kahle Hügel, ohne Baumwuchs, ohne Quellengeriesel, ohne das frische Grün der Wiesen, die ganze Natur in einer gewissen architektonischen Strenge und Zurückhaltung, eine stylvolle, melancholische Landschaft, einförmig und einfarbig, langweilig und ermüdend. —

Am Nachmittage des 6. September näherten wir uns in scharfem Marsche der alten Krönungsstadt der französischen Könige. Als in der Ferne die abgestumpften Thürme der herrlichen Kathedrale auftauchten, citirte ich in freudiger Erregung:

> Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen stolzen Thürmen,
> Das Ziel und Ende Deiner Fahrt. — Die Kuppel
> Der hohen Kathedrale siehst Du leuchten:
> Dort wirst Du einzieh'n im Triumph! —

Na, mit diesem unseren Triumpheinzug stand es doch etwas faul, er war uns im wahren Sinne des Wortes zu Wasser geworden. Auch in unserer Hoffnung, eine gutes Quartier zu bekommen, sahen wir uns bitter getäuscht. Schon auf den Marsch bis auf die Haut durchnäßt, mußten wir in einer elenden Vorstadt, Faubourg de Cérès, zwei Stunden warten, ehe unser Kommandeur von der Mairie zurückkam, um uns die unerfreuliche Mittheilung zu machen, daß wir keine Quartierzettel, sondern nur eine Gasse angewiesen bekommen hätten, um dort, wenn noch leere Häuser darinnen, uns einzuquartieren. Da der König mit dem großen Hauptquartier, der Kronprinz mit dem seinen und außerdem noch 40—50000 Soldaten in der Stadt waren, so konnte man sich denn nicht wundern, daß wir, d. h. die Guthmüthig-Dummen unter uns, erst nach stundenlangem Suchen und nachdem wir uns ein Schock mal von den Franzosen hatten beschwatzen und abweisen lassen, endlich ein verlassenes Haus fanden, dessen Thür uns ein jähzorniger Nachbar mit Gewalt öffnete. Wiederum mußte die Proviantkolonne herhalten.

Wie die Truppendurchzüge, so hörte auch der Regen während der drei Tage unseres Aufenthaltes in Rheims nicht auf. Der alte Schlachtenfreund der Preußen meinte es wirklich zu gut und schien zu glauben, daß er uns erst wochenlang gründlich einseifen müsse, ehe in uns die Ueberzeugung sich festsetze, daß wir Paris bald erobern würden.

Mein erster Ausgang galt natürlich der Kathedrale. — Auf dem Wege dahin sah ich im Geiste den Krönungszug an mir vorbeiziehen:

> Der Krönungszug bereitet sich,
> Der König steht im festlichen Ornat,
> Versammelt sind die Pairs, die Mächtigen

Der Krone, die Insignien zu tragen.
Zur Kathedrale wallend strömt das Volk,
Es schallt der Reigen und die Glockentöne.

Unter dem tausendstimmigen Rufe „Noël, Noël!" nähert sich der Zug der Kathedrale, der Krönungsmarsch tönt durch die Luft, schon sind die Herolde und Magistratspersonen am Portale angelangt, da biegen die Bischöfe mit dem heiligen Oelgefäß, der St. Ampoule, um die Ecke, und dicht hinter dem Erzbischofe folgt die Jungfrau, gesenkten Hauptes und mit ungewissen Schritten, die reine, weiße Fahne noch in der Hand. Stolz und freudestrahlend kommt auch der König daher unter prunkendem Thronhimmel — da schmettert ein lust'ger Marsch uns in's Ohr, und mit dem Traume ist's vorbei:

„Alle Straßen sind von Menschen vollgedrängt zu Roß und Wagen;" denn die kräftigen, blondhaarigen Schwaben rücken heut zum Theil wieder aus und nöthigen uns schleunigst nach links zu biegen. Als auch die berühmten Ziethen-Husaren unter den Klängen des Torgauer Marsches vorbei waren, wenden wir uns wieder nach links. Noch ein paar Schritte und — da steht sie vor uns, die Perle der alten Krönungsstadt, die Kathedrale. Sie ist ein wahrer Musterbau der edelsten Frühgothik und verdient mit Recht und in vollstem Maße das Lob, welches ihr in allen Zungen gespendet wird. Schon so manche alte und neue stylvoll erbaute Kirche habe ich gesehen, alle berühmten Dome, Münster, Kathedralen und Klosterkirchen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Süd-Englands und Nord-Frankreichs habe ich bewundert, Stunden, ja Tage lang habe ich vor und in den Kathedralen von Köln, Wien und Straßburg staunend und voll Bewunderung gesessen, aber — meine Landsleute mögen mir diesen Unpatriotismus verzeihen! — kein Bauwerk hat einen solchen tiefen und begeisternden Eindruck auf mich gemacht, keines einen so reinen Genuß mir bereitet, wie die Kathedrale in Rheims. Nirgends habe ich das Einfache und durcharbeitete Schöne so eng verschwistert gefunden, nirgends (einzelne Vorzüge hier oder dort abgerechnet), habe ich gefunden, daß eine bis in's Kleinste gehende Pracht der Skulpturen, eine solche Mannigfaltigkeit der Gestalten, Arabesken, Fischblasen und anderer Verzierungen so schön harmonisch in das Ganze sich eingliedern lassen, wie hier bei diesem herrlichen Denkmal. Welche Festigkeit der Formen bei aller Leichtigkeit und Eleganz!

Welche Freiheit und Kühnheit und welche maßvolle Schönheit! Diese kühn zum Himmel aufsteigenden Thürme mit ihren luftigen, duftigen Säulen und durchsichtigen Treppen, diese tausend und abertausend in Stein gehauenen und hingezauberten Rosen und Kleeblätter, Krabben, Fialen, Thürmchen, Bogen und Kreuzblumen, — welche Pracht und welche Macht! Welche Zartheit und welcher Adel in diesen Strebepfeilern mit ihrem so kräftigen Ansatz und ihren feinen Ornamenten und Giebelspitzen. — Die Façade mit ihren drei Portalen ist, was Formenreichthum und Fülle der Gliederung betrifft, unstreitig die schönste aller großen gothischen Prachtbauten. Wenn man länger mit halb geschlossenen Augen hinschaut, scheint sich der figurenreiche Façadenschmuck förmlich zu beleben. Und darüber nun die beiden abgestumpften Thürme, durch deren Pfeiler der dunkle Himmel schaut. Der Eindruck dieser luftig gegliederten Steinmassen ist ein ungemein fesselnder und poetischer. Ist doch der gothische Baumeister auch ein Dichter, wie der Sänger des Parcival und des Alexanderliedes, die uns in kühnem, idealem Aufschwung eine prächtige, farbenschillernde Märchenwelt aufthun und der Nachwelt unsterbliche Werke hinstellten, in denen christlicher Sinn und ritterliche Romantik auf's Innigste verschmolzen sind.

Aber es treibt uns in die Kirche selbst; folgen wir dem bunten Zuge unserer Brüder aus Süddeutschland. — Der Blick durch den weiten Raum des Mittelschiffes, welcher jedem durch das Hauptportal Eintretenden sich öffnet, ist wahrhaft entzückend. Ich war sprachlos vor Staunen und Wonne, ich hielt ordentlich den Athem an, um dies Bild ganz und voll auf mich wirken zu lassen. Der Eindruck des herrlichen, kühnen Gewölbes, der starken Säulenbündel, dieser prachtvollen Fenster mit ihrem gedämpften Licht, ist geradezu überwältigend, und ich nehme keinen Anstand für meine Person zu gestehen, daß der erste und jeder wiederholte Besuch mich hingerissen und begeistert hat. Hier ist der Triumph des sinnenden und berechnenden Geistes über das Material in seiner höchsten Reinheit dargestellt. Es liegt eine glaubensinnige Erhebung der Seele in diesen hehren, lichterfüllten Hallen, welche mit ihrem Streben nach oben, nach Wahrheit und Licht, den frommen Zug der Bürger des Mittelalters in so schöner Weise versinnbildlichen, und welche durch ihre Abgeschlossenheit vom Treiben des Tages Jeden zur friedlichen Einkehr, zu inbrünstiger Andacht einladen. Und gerade dies ist

ja die tief geheimnißvolle Wirkung des Spitzbogenstyls, daß sich das Herz so unmittelbar nach oben gezogen fühlt. Das tiefste Bedürfniß der menschlichen Seele fand in dieser Form ihren entsprechenden Ausdruck, und jedes nur irgend höherer Eindrücke fähige Herz wird von dem Zauber der Gothik gefesselt und mit den Schauern heiliger Andacht erfüllt. „Eine reinere Luft weht in dem durch die Kunst geweihten Raume, und mit ungemeiner Kraft und Gewalt wird der Geist vom Gewöhnlichen hinweg gezogen. Und stimmt nun gar die Orgel ihre inhaltreichen, vollen Töne an, und erschallt vom Chor her hell und vielstimmig das Gloria in excelsis, so muß wohl die Seele, von Freude und Dank bewegt, unwillkürlich in diesen Jubelgesang mit einstimmen: Ein tröstliches Zeugniß, daß die Kunst in einem solchen, zwar einer besonderen Art von Gottesverehrung gewidmeten Hause doch alle vernünftigen Menschen über die Schranken trennender Glaubensansichten hinweg liebevoll emporhebt zum dankbaren Aufblick gegen den Vater der Schöpfung, des Menschen und der Kunst." —

Von unten leuchtete und funkelte über den Hochaltar hinweg und gleichsam verschleiert durch den offenen, durchbrochenen Bogen des hohen Chores das große Glasfenster der mittelsten Absis-Nische in den schönsten Farben und mit einem solchen gesättigten Roth durchwirkt, wie es eben nur in alten Glasmalereien zu finden ist. Bei dem dämmrigen Helldunkel, welches über dem ganzen Raum lag, wirkte dieses Fenster mit seiner Einrahmung geradezu magisch. Solche Lichteffekte und Farbenwirkungen habe ich bei sehr wenig Fenstern beobachtet. — Und schaut uns nicht, wenn wir in der Mitte nach dem Eingang uns zurückwenden, die große Fensterrose des Hauptportales wie ein Gottesauge an, welches tief in das Innerste unseres Herzens dringen will? Man wird unwillkürlich zur Andacht gestimmt in diesen unbeschreiblich herrlichen Räumen. Stunden lang kann man hier sitzen, ohne zu ermüden; das Auge weiß fast nicht, wohin es sich zuerst wenden soll. — Mochte es die rauhe Beschäftigung und das halbwilde Leben der letzten Monate sein, oder mochte sonst etwas mich in jenen Tagen recht empfänglich stimmen, — genug, der innere Raum der Kirche hatte für mich etwas Feierliches und wahrhaft Erhabenes, zu welchem Eindrucke gerade das Massige und Schwergewichtige der Säulenbündel (ähnlich wie bei den schweren dorischen Säulen) mit beiträgt.

Nur der Altar mit seiner Rococco-Umgebung stört in Etwas diesen gewaltigen Eindruck.

Horch! Da ertönen die Klänge der Orgel und rufen von der höchsten Freude bis zum tiefsten Schmerze alle Gefühle wach, welche in unserem Innern schlummern. Schüchtern nähern wir uns den vergoldeten Chorgittern, vor welchen auch der Kaiser und unser geliebter Kronprinz Platz genommen hatten, und lauschen mit den deutschen Soldaten und den Franzosen dem trefflichen Gesange der Priester und Chorknaben, welche, begleitet von der kleinen kapellenförmigen Orgel innerhalb des Chorraumes die Geburt der Maria in Lobgesängen preisen, während die Töne der großen Orgel aus der Höhe des Seitenschiffes wie Engelsharmonien in fernem Echo herabflöten und oben im Schiffe leise nachzittern. Man schließt die Augen, um ganz Ohr zu sein und die herrlichen Töne besser genießen zu können. Auf Augenblicke vergißt man, daß wir mitten im Kriege stehen.

Wir durchwandern die Nebenschiffe, in denen es laut auf und ab wogt, um am Umgang oberhalb des Chores die fünf kleinen Nischen zu betrachten. Dieser Kapellenkranz, welcher die Absis umstellt, fesselt immer und immer wieder die Aufmerksamkeit der Besucher. — Welche eigenthümlichen Kontraste entwickeln sich hier vor unsern Augen! Hier knien zwei weinende Frauen ganz in Schwarz gekleidet; dicht daneben beugen zwei Bayern das Knie, um zu demselben Mutter-Gottes-Bilde ihre Gebete zu richten und ebenfalls um den Sieg ihrer gerechten Sache sie anzuflehen. Vielleicht beklagen diese Frauen den Sohn und Gatten, welchen eine Kugel der beiden Anderen bei Wörth oder Sedan niedergestreckt hat! Man wendet sich weg von diesem Bilde, welches so schmerzliche Gedanken wach ruft. Doch in der zweiten, dritten und den anderen Kapellen dieselben Scenen: Unsere Polen und Bayern beugen andachtsvoll das Knie und beten mit derselben Inbrunst zum Gott der Schlachten, wie jene tief trauernden Frauen und diese Blousenmänner mit ihren halb andächtigen, halb wüthenden Blicken. Dieser Anblick erregt Gedanken und Gefühle, deren Beantwortung und Klärung einer höheren Macht und eines ächten, rechten Glaubens bedarf.

Die weiten Räume der Kirche sind mittlerweile gefüllt mit

Andächtigen und Neugierigen. Neben dem Schwaben, welcher vor Staunen ganz sprachlos ist, steht der Künstler L. Pietsch und skizzirt mit scharfem Auge und sicherer Hand die hervorragendsten Schönheiten des Werkes oder die an Kontrasten so reichen Scenen. Neben dem schwatzhaften, seichten Franzosen sitzt der tüchtige Litterat und Korrespondent A. Strodtmann und vertieft sich mit einer andachtsvollen Begeisterung in das Studium der einzelnen Theile. Ueberall bilden sich Gruppen. Unser verehrter Kronprinz vor allem steht wieder, nachdem der König die Kirche verlassen hatte, mitten unter dem staunenden Volk und den erfreuten Soldaten. In seiner herzgewinnenden, herablassenden Weise plaudert er in den Gängen der Nebenschiffe hier deutsch, da französisch, und läßt sich auch seine gütige Stimmung nicht verderben, wenn ein angeredeter Wasserpolacke vom tapfern 58. Regiment trotz der 66er Feldzugsmedaille auf die Frage: „Nun, lieber Kamerad, wir waren wohl schon zusammen in Böhmen?" mit „Nein" antwortet. Der arme Polacke! Die Rippenstöße, welche er nachher wegen dieser aus Verlegenheit und theilweiser Unkenntniß des Deutschen erklärlichen Ungeschicklichkeit seitens seiner Kameraden empfing, werden wohl zahlreicher und blaufleckiger gewesen sein, als die, welche er während der ganzen Rekrutenzeit von seinem Unteroffizier bekommen.

Höchst drollig und von besonderem Interesse war es für uns, die Bemerkungen aus den Reihen der zuschauenden Franzosen zu hören. Daß der Kronprinz trotz des beim Einrücken der Deutschen auf die schlesischen Dragoner gemachten Attentates, sich ganz furchtlos und ohne jede Bedeckung inmitten der theilweis noch sehr erregten Volksmenge bewegte, erfüllte die Franzosen mit Staunen und Verwunderung. Der Vergleich mit Napoleon, welcher bei seinem vor einigen Jahren gemachten Besuche von Rheims nie anders als unter Bedeckung von Polizeiagenten und Hundertgarden zu sehen gewesen, lag auch zu nahe. Man sah es auf den Gesichtern der umstehenden Franzosen, wie in ihrem Innern Haß und Verwunderung einander den Rang streitig zu machen suchten, wenn sie die Heldengestalt unseres Kronprinzen betrachteten, und wie zuletzt, bewältigt von den erhaltenen Eindrücken, die besseren Gefühle in ihnen die Oberhand bekamen und sie nun auch mit aufrichtiger Verehrung vom Kronprinzen und dem König sprachen. —

Mit den Eindrücken reinsten Kunstgenusses und eines freudigen Stolzes auf unsere vom Feinde bewunderten Heerführer, verlassen wir die Kirche und durchwandern nun, da der Regen etwas nachgelassen hat, die Straßen und Plätze der Stadt. — Auch Rheims verleugnet nicht die Uniformität, welcher alle Städte Frankreichs durch das Bestreben, die Hauptstadt zu kopiren, anheimgefallen sind. Auch diese große Stadt mit ihrer stolzen Geschichte sinkt mehr und mehr zu einem kläglichen Abklatsch von Paris herab. Alles ist nach Pariser Modell gearbeitet und eingerichtet, und die Boulevards, die Café's, Museen, Zoologischen Gärten müssen geradezu einen lächerlichen Eindruck auf den machen, welcher dieselben in Paris gesehen. In diesem Lande der Centralisation hat sich seit einigen Jahrzehnten eine Umwandlung vollzogen, die das wenige Individuelle und Charakteristische der Provinzialstädte mit ihren geschichtlichen Erinnerungen und ihrer theilweis großen Vergangenheit vollständig verwischt hat. Jede Stadt Nordfrankreichs scheint ihren besonderen Haußmann gehabt zu haben. Die engen Gassen mit ihren interessanten Häusern haben breiten Straßen mit hellen Läden und großen Fabriken Platz machen müssen. Die alten Befestigungswerke sind verschwunden und in Boulevards nach Pariser Art verwandelt, die aber von den schönen Eigenschaften ihrer Vorbilder in der Regel nichts weiter, als die stolzen Namen haben. Ganze Stadtviertel haben dieser Manie nach Uniformität und zum Kopiren Pariser Verhältnisse zum Opfer fallen müssen, wodurch, das läßt sich nicht leugnen, mehr Luft und Licht in einzelne Städte gekommen ist. Aber wessen Auge noch nicht durch steten Anblick von Kasernenbauten verwöhnt ist, der muß mit Bedauern bemerken, daß die jetzigen Franzosen so wenig Pietät gegen die ehrwürdigen Bauten des Mittelalters haben, und daß das zweite Kaiserreich Alles das gründlich zu verwischen gesucht hat, was die Hugenotten und die Revolution an Charakteristischem noch übrig gelassen hatten.

Suchen wir jedoch die wenigen hier noch vorhandenen Denkmäler früherer Jahrhunderte auf. Wir wandeln von den schönen Anlagen in der Nähe des Bahnhofs und der Porte neuve rechts weiter durch die Alleen, zwischen deren Bäumen man noch die Zeltplätze de Mac Mahon'schen Armee deutlich erkennt. Am Ende der Promenade stehen wir auf einmal vor einem großen römischen Triumphbogen, der Porta Martis, von deren

Einzelheiten die wenigen erkennbaren Skulpturen und der eine restaurirte Bogen doch nur ein unvollkommenes Bild geben. Nach Ansicht der Alterthumsforscher soll dieser Triumphbogen zu Ehren des Cäsar und des Augustus errichtet sein.

Doch nun zurück zur Stadt, um auf der Place Royale noch die große Broncestatue Ludwig des XIV. zu betrachten. Unser Geschmack ist zu realistisch, als daß wir uns für Statuen begeistern könnten, welche Persönlichkeiten der neuern Geschichte als römische Imperatoren mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte darstellen. Die allegorischen Figuren zu Füßen des Königs, Frankreich und seinen Handel darstellend, sind gut und charakteristisch.

Nun durchschneiden wir noch die andere Hälfte der Stadt, um der am südöstlichen Ende der Stadt gelegenen altehrwürdigen Abteikirche von St. Remi noch einen Besuch abzustatten. Obwohl nicht so groß wie die Kathedrale, so macht dieser durch sein Alter ehrwürdige Bau — er ist 1041 begonnen — doch einen noch kolossaleren Eindruck, indem die in der Revolutionszeit entleerten Schiffe noch heut ganz nackt dastehen und ein für katholische Kirchen auffallend helles Licht haben. Der Gesammteindruck, welchen die Kirche im Innern und Aeußern hervorbringt, ist jedoch kein harmonischer und das Auge befriedigender. Es mag dies zum Theil auch an der Verschiedenheit des Baues selbst liegen, da sich sowohl Spuren des romanischen und gothischen, als auch des sogenannten Flamboyant-Styles nachweisen lassen. Das Innere bietet nach der gründlichen Purganz der „civilisatorischen Revolution" nichts Merkwürdiges mehr; die Sainte Ampoule der Krönungen ist verschwunden und der hinter dem Hochalter befindliche Katafalk des heiligen Remigius, an Stelle der ursprünglichen, in der Revolutionszeit zerstörten Grabstätte errichtet, enthält in seinen Marmorstatuen nur noch einige Bruchstücke der früheren Herrlichkeit.

Als ich zur innern Stadt zurückkehrte, begegnete mir ein hochgewachsener, mit der Krimmedaille geschmückter Invalide, welcher nach Rhapsoden-Art durch die Straßen ging und von seines Vaterlandes Ruhm und Größe sang:

Reine du monde, ô France! ô ma patrie!
Soulève enfin ton front cicatrisé. —
Prête l'oreille aux accents de l'histoire:

Quel peuple ancien devant toi n'a tremblé?
Quel nouveau peuple, envieux de ta gloire,
Ne fut cent fois de ta gloire accablé? —
Notre gloire et sans seconde;
Français, où sont nos rivaux?

So sang der Rhapsode von Rheims in unserer Gegenwart und — ging betteln! — —

Vor unserm Abmarsch von Rheims hatte unser Kommandeur v. d. Knesebeck noch einen Akt der Kourtoisie zu erfüllen und — Revanche zu nehmen. Er befand sich nämlich bei Ausbruch des Krieges mit seinem Jugendfreund, dem Oberförster a. D. von Hessenthal gerade in Kissingen, wo ihm an der Table d'hôte eine französische Familie aus Rheims mit ihren Töchtern gegenüber saß. Die älteste dieser jungen Damen rief ihm beim Abschied mit höhnendem Uebermuth zu: „Monsieur le baron, ne manquez pas, de nous faire votre visite, si vous passez par Rheims!“ Knesebeck hatte ihr damals schlagfertig geantwortet: „Mademoiselle, prenez garde, si j'aurai le plaisir de passer par Rheims, ce sera en grande société!“ — Jetzt gab er im Haus jener Familie auf der Place de Cérès, jedenfalls in einer anständig „großen Gesellschaft“ seine Visitenkarte ab „en mémoire de notre départ de Kissingen“. —

28. Boursault bei Epernay.

11. September.

Der alte treue Schlachtengenosse der Preußen hat uns heute endlich einmal verlassen. Fast schien es in den letzten vier Tagen, als ob er sich gar nicht von uns trennen könnte; aber heut hat er sich in seine verborgensten Winkel zurückgezogen, um auch einmal dem blauen Himmel und der Sonne Platz zu machen, die gestern Nachmittag zeitweis schon neugierig durch die Wolken lugte, um zu schauen, wie sich hier unten, unter dem Regenbach, Alles mittlerweile weiter entwickelt habe. —

Wir sind hier im Herzen der Champagne; meine Kameraden haben den freien, sonnigen Tag zu einer Studenten-Spritze nach

dem nur einige Stunden entfernten Epernay benutzt, um dort an der Quelle, d. h. in der Stadt mit den riesigen Kellereien und den Millionen mal Millionen Weinflaschen, einige Etiquetten auf ihren wirklichen Werth zu prüfen. Da ich als echter Plebejer weder Austern essen mag, noch Champagner vertragen kann, und in Bezug auf den letzteren es mit dem Dichter halte, der da etwas derb, aber treffend sagt:

„Er stammt aus einem Sudeltopf
Und steigt in einen Strudelkopf.
An Sudeltopf und Strudelkopf
Verloren ist das Malz und Hopf.

Der deutsche Wein ist mild und stark,
Beseligt Sinn und Herz und Mark,
Erfüllt den Geist mit heil'ger Scheu; —
Wir bleiben Gott und Liebchen treu.

Der beste Prediger ist der Wein,
Wenn man ihn edel läßt und rein.
Von Fuselei und Duselei
Verbleib' uns Kopf und Keller frei!" —

so hatte ich es vorgezogen, daheim zu bleiben und den stillen Sonntag im Tempel der Natur anbetend zu verbringen. Ein dem katholischen Ortsgeistlichen und seinen schönen, von Strodtmann gerühmten Kunstschätzen zugedachter Besuch war leider ohne Erfolg gewesen; ich hatte den lieben alten Herrn mit seinem treuherzigen Kindergesicht nicht zu Haus getroffen, und seine kunstgeschmückten Räume in seiner Abwesenheit zu betreten, wie seine Pfarrköchin einlud, hielt ich nicht für schicklich. So ging ich wieder hinaus auf die Höhen des Marnethales, von wo man Schloß und Park hier 'rüben, den Fluß und das Thal drunten bis hinab nach Epernay zur Rechten und Chatillon zur Linken, und die herrlichen Weinberge drüben auf dem rechten Marne-Ufer weit überschauen kann.

Besser konnte die Lage eines Schlosses in dieser Gegend nicht gewählt werden, das muß man der Erbauerin desselben, der verehrtesten aller Wittwen der Welt, der veuve Cliquot, nachrühmen; denn von seinen Terrassen genießt man eine Aussicht, welche stundenweit ein liebliches Thal umfaßt, an dessen Höhen die edelsten Reben gedeihen. Beim Anblick dieser Weinberge und Obstgärten der belle France hebt sich freier die Brust, das Auge saugt entzückt die Bilder ein, welche die Natur vor ihm hingebreitet. Schon beginnt das Laub der Nußbäume und der

Reben sich zu färben und die schönsten Schattirungen zu bilden; einzelne Winzer beginnen schon ihre Arbeit, andere schauen nach den Trauben aus, besorgt, daß der viele Regen die Beeren verdorben haben könnte. In wenigen Wochen wird sich hier das heiterste Leben entfalten, mitten im Kriege: Alles trieft von Segen, Alles athmet Frieden ringsum. Nur dann und wann erschallt aus dem benachbarten Dorfe das laute „Herraus" der Wache unserer 37er und erinnert an die kriegerische Zeit, in der wir uns befinden. Doch selbst dem Kriege sucht man noch heitere Seiten abzugewinnen: Unter einem Pflaumenbaum gelagert, dessen Früchte wir leicht erreichen können, ergötzen wir uns an dem Blösinn unseres Freundes „Figaro," oder lassen uns von der „Petite Presse" vom 1. September erzählen, welche Schlachten am 30. und 31. August in der Nähe von Mézières geschlagen wurden und für Preußen den unglücklichsten Ausgang nahmen. Am Schluß heißt es dann: „Der Plan Mac Mahon's, so genial in seinem Ursprung, wie großartig in seiner Ausführung, wird heut, wo wir dies schreiben, sein Ziel erreicht haben und von einem Erfolg gekrönt sein, den die Welt mit Staunen vernehmen wird." — So gedruckt zu lesen unter der Ueberschrift: Victoire de Beaumont et de Sedan in der Pariser Petite Presse vom 1. September 1870. — —

Wir bummeln weiter, nach dem Schloßpark hinüber und jenem köstlichen Punkt, wo wir gestern mit lieben Kameraden gewesen und zum ersten Male nach den tristen Regentagen diese romantische Gegend genossen hatten. Das sonnigste Herbstwetter lag jetzt über diesem schönen, reich gesegneten Erdenwinkel. In den üppigen Weinbergen auch dieser Seite des Thales herrschte derselbe paradiesische Frieden; Blumen und Bäume hielten still ihre Blätter und Blüthen dem Sonnenschein entgegen, in dessen brütender Wärme zahllose Trauben zur Reife sich färbten. Es war Alles rings umher so feierlich still und andächtig, wie es sich für einen Sommer-Sonntag-Nachmittag geziemt. Ueber mir in den Wipfeln der fruchtbeladenen Bäume sang leis ein kleines Rothkehlchen oder ein Zaunkönig und wiegte sich dann und wann behaglich ein bunter Schmetterling; und über all dieser Sommerherrlichkeit wölbte sich blau und tief der wolkenlose Himmel, wie wir ihn seit Wochen nicht so schön gesehen. Mich überkam allmälig jenes wohlige Behagen, wo Sorgen und Wünsche schlafen gehen und Leib und Geist das Dasein einer Pflanze führt, welche

mit allen Poren und Fasern den warmen Sonnenschein trinkt. Allüberall der Segen des Allmächtigen, und die ganze Welt in schimmerndes Licht getaucht; — überall blühte es und ich blühte mit, — überall sang es und mein Herz sang mit.

Kein Laut von außen stört, 's ist Feiertag,
Nur dann und wann vom Thurm ein Glockenschlag,
Nur dann und wann der matt gedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall.

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleich wie im Traum verschmilzt, was ist und war.
Die Seele löst sich und verliert sich weit
In's Märchenland der eignen Kinderzeit.

Hingestreckt unter den Mirabellen- und Mandelbäumen des Parks, war ich sinnend und träumend daheim in der lieben Heimath, träumte ich von künftigem Frieden und unseres deutschen Reiches Herrlichkeit. Unter dem süß melancholischen Gesang des kleinen, munteren Zaunkönigs war ich allmälig eingeschlafen, bis auf einmal ein Schuß in meiner nächsten Nähe aus allen Träumen mich weckte. Alles Forschen nach dem Urheber und der Veranlassung des Schusses war vergeblich; und so schlenderte ich heimwärts durch den Park nach unserem elenden Dorf mit dem schönen, stolzen Namen Villesainte. —

Das stattliche in Barock-Renaissance erbaute Schloß der Wittwe Cliquot lugte mit seinen schiefergedeckten Dächern und Thürmen ziemlich protzig über die mächtigen Parkbäume hinweg. Wie es schien, hatten hierher, gerade in die unmittelbarste Nähe des Hauptquartiers, nicht blos der Schloßherr, sondern auch die Bauern des kleinen Dorfes mit schlauer Berechnung ihr sämmtliches Hornvieh treiben lassen; denn der prächtige, wohlgepflegte Park konnte doch zu anderen Zeiten unmöglich zur Viehweide gedient haben, und die marmornen Vasen und Sphinxen waren wohl ursprünglich nicht dazu hingesetzt, daß die Kühe sich ihren Rücken dran reiben sollten, wie es jetzt geschah.

In den fünfziger Jahren von einem Pariser Architekten erbaut, schenkte die reich gewordene Champagner-Fürstin dies prunkvolle Schloß ihrer dem Grafen Chevigné vermählten Tochter, welche mit ihrer Familie für gewöhnlich hier residirt, derzeit aber nach der Normandie geflüchtet ist. Vom Grafen Chevigné wird diese herrliche Besitzung mit allen Weinbergen und Kellereien später auf dessen Schwiegersohn, den Grafen von Montemart, den

Sprossen eines der ältesten französischen Adelsgeschlechter, sich vererben. —

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz bewohnt mit den Herren seines Stabes nur die Räume des unteren Stockwerks, die mit wirklich erlesenem Geschmack eingerichtet sein sollen, während die Bureaux und die Künstler unseres Hauptquartiers in dem oberhalb des Parks gelegenen petit chateau untergebracht sind, aber dort ebenfalls unter dem Mangel an jeglicher Fürsorge seitens der gräflichen Schloßverwaltung zu leiden haben. Wie der Graf Chevigné vor seiner schleunigen Abreise den Dorfbewohnern gesagt hat, die Preußen brächten sich die Mundvorräthe selbst mit und dürften nichts von den Einwohnern verlangen, so hat er auch für die angemeldete Ankunft des Kronprinzen durch seine Verwaltung keine Vorbereitungen treffen, keine Vorräthe beschaffen lassen, sodaß Se. Königl. Hoheit sich genöthigt gesehen hat, den Wein zu der gestrigen Tafel, welcher auch die dekorirten Offiziere beiwohnten, aus Epernay kommen zu lassen. — Doch wenden wir uns ab von diesen eigenthümlichen Aeußerungen des französischen Patriotismus; verderben wir uns nicht den Genuß dieses beneidenswerthen Landstriches durch eine solche Art französischer Noblesse! —

Ein tausendfach gemischter Blumenduft und erquickender Wohlgeruch schwebte über den Blumen-Parterres und Wiesengründen des Parks, als ich den Umweg zum petit chateau hinauf und zu der durch den kunstsinnigen Dorfpfarrer schön restaurirten Kirche noch machte. Von da oben geht Einem erst die ganze Schönheit des Parkes auf, der mit seinen Fontainen, Grotten und herrlichen Durchsichten sehr an Wilhelmshöhe bei Kassel erinnern soll, wohin jetzt Napoleon gebracht ist. Für mich hat dieses Schloß jetzt noch eine besondere Bedeutung bekommen, da ich morgen, nach dem Abrücken unseres Hauptquartiers, mit Sr. Königl. Hoheit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz dahin übersiedeln soll, welcher infolge eines Sturzes mit dem Pferde sich die Kniescheibe verletzt hat und zunächst noch einige Tage ruhig im Gypsverband liegen muß. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich gestern Abend dieser Befehl unseres Majors, der mir zum Troste erklärte, daß Böger gerade mich ausgesucht habe, weil er, so oft ich als Galopin ihm zu dienen die Ehre hatte, meine geschickte und sichere Hand kennen gelernt hätte und weil der Pfleger dieses

jungen, ob seines Unfalls etwas ungeduldigen Fürsten ein studierter Mann sein müsse, der im Stande sei, ihm durch Humor und nöthigen Ernst über die bevorstehenden langweiligen Tage hinweg zu helfen. Ich wußte die Auszeichnung, die in dieser Wahl lag, sehr wohl zu schätzen; allein im Felde zurückbleiben zu sollen, hinter die Front zu kommen, ist meist gleichbedeutend mit Heimkehr. — Nur nicht zurückbleiben müssen! nicht getrennt werden von den Kameraden, — das ist der heiße Wunsch jedes Soldaten. Wie oft haben Mannschaften mit schweren Krankheiten im Körper, sich unter Aufbietung aller Kraft Tage lang weiter geschleppt, um nur nicht zurückbleiben zu müssen. Wenn sie dann schließlich zusammenbrachen, hatte sie auch die kalte Hand des Todes schon erfaßt. — So wird man begreifen, daß auch ich nicht gern zurückbleiben, sondern in den nahe bevorstehenden Kämpfen an der Spitze meines Zuges bleiben wollte. Doch der Befehl ist da: Der Soldat muß gehorchen.

Doch, da stehen wir schon vor der ehrwürdigen Dorfkirche von Boursault, welche, so klein sie ist, mit ihrer dreischiffigen Anlage und der stilgerechten Renovation durch den jetzigen Geistlichen, einen überaus wohlthuenden, zur Andacht stimmenden Eindruck macht. Störend, ja, für mein evangelisches Empfinden geradezu beleidigend, war mir nur, daß auf einem der Hauptfenster der Altar-Apsis, eine Himmelfahrt der Maria darstellend, bei der Darstellung der Donatoren im untern Theil der Glasmalereien, gegenüber der Madame veuve Cliquot und ihrer in tiefer Andacht am Betpult knieenden Tochter, der Herr Graf Chevigné sich à l'anglaise in braunem Jaquet und grauen Beinkleidern, ein coquettes Stöckchen in der Hand, hatte verewigen lassen. Wie Schade, daß er die Beinkleider nicht auch noch unten umgekremmt hatte, — dann wäre er vollständig gewesen! Ueberhaupt scheint dieser Schloßherr, der seinen Ahnenschild mit dem Gelde seiner behäbigen Schwiegermama nochmals frisch vergoldet hat, ein sonderbarer Heiliger zu sein. Wie die treuen, allezeit freundlichen Leibjäger des Kronprinzen, Weber und Bennewitz, (die uns häufig mit Berliner Zeitungen versehen), gestern erzählten, haben sie in einem der von Sr. Königl. Hoheit bewohnten Gemächer des Schlosses hinter einem Stillleben von Blumen und Früchten, das wie bei einem Altarflügel aufzuschlagen und an bevorzugter Stelle des Salons angebracht war, eine mit größtem Naturalismus gemalte Nudität entdeckt, die

in recht hingebender Weise alle ihre Reize dem Beschauer präsentirt und ihren Besitzer gewiß an eine intime Bekanntschaft aus dem quartier latin in Paris erinnern soll. Im Billardzimmer dicht daneben hängt das lebensgroße Portrait der Schwiegermama Cliquot, und hier die Dame aus dem Loretten-Viertel: Gewiß höchst taktvoll und zartfühlend!! — —

In unserm armseligen Quartier angekommen, erquickten wir uns an dem von der Proviant-Kolonne gelieferten Speck und Brot und einem für theures Geld erstandenen sauren Krätzer. Wie oft haben sich unsere Leute gewünscht, einmal in der Champagne zu sein und bei einer Flasche „ächten" sich erholen zu können! Nun jetzt sitzen wir hier mitten in den schönsten Weinbergen dieses gesegneten Landstriches, wohnen in unmittelbarer Nähe des Schlosses der seligen veuve Cliquot, — aber der Wein, welcher vor uns steht, ist von so zweifelhafter Natur, daß selbst unsere Kutscher, sonst gerade keine Kostverächter, ganz bedenklich mit dem Kopfe schüttelten; bei jedem Schluck dieses edlen Gewächses zieht sich unser ganzer Körper so gewaltig zusammen, daß man glaubt, selbst die Oeffnungen an den durchgelaufenen Stiefelsohlen müßten dadurch leicht geschlossen werden können. Citirt man das arme unglückselige Wesen von Wirth und frägt ihn nach dem Geburtslande und Taufjahr dieses „Gesöffes", so schwört er Stein und Bein, daß es reiner, unverfälschter Wein aus der Champagne ist. Da der alte Mann lüsterne Blicke nach dem für mich werthlosen Taback wirft, so sucht man sich durch dieses werthvolle Geschenk bei ihm einzuschleichen; aber es hilft nichts. Er setzt uns auseinander, wie die schönsten Gelände dem Herrn Grafen auf Boursault gehören, und wie sie selbst, vollständig von ihm abhängig, fast nur den allerschlechtesten Boden, auf der Schattenseite, zur eigenen Bewirthschaftung besäßen.

In allen übrigen Quartieren der 2. Staffel hört man dieselben Klagen; Alles ist enttäuscht, — man glaubte reiche Weinbauern und volle Keller zu finden, und muß sich jetzt kümmerlich von den Rationen unserer Proviant-Kolonne den Lebensunterhalt besorgen, ja sogar noch seine armen, oder Armuth heuchelnden Wirthsleute mit ernähren, die Einen stündlich nicht blos um Tabak, sondern auch um Kaffee und Brot anbetteln. Diese ärmeren Dorfbewohner müssen von dem Herrn Grafen entweder schlecht gelöhnt, oder — sehr gut instruirt sein; denn daß diese

Leute, welche bis heute noch keine Einquartierung hatten, bei normalen Verhältnissen wirklich so blutarm sein sollten, ist wohl nicht gut anzunehmen.

Die heitere, fast übermüthige Stimmung, welche die in Epernay gewesenen Kameraden Abends mitgebracht hatten, wurde jählings durch die Kunde gestört, daß unser geliebter Chefarzt Dr. Hirt draußen, dicht vor unserm Hause, in der Dunkelheit ermordet sei. Wir stürzten hinaus und brachten den fast Leblosen in unser Quartier, wo wir beim Schein des Kaminfeuers bald erkannten, daß er nicht verwundet, sondern nur ohnmächtig sei. Die angewandten Mittel brachten ihn allmälig zum Bewußtsein zurück, und als die schnell herbeigerufenen Generalärzte Böger und Wilms kamen, wurde von diesen konstatirt, daß ein, wohl infolge der nassen Bivouaks und Strapazen entstandener, aber mit wahrem Heroismus seit mehreren Tagen bekämpfter Gelenkrheumatismus sich auf innere, edlere Theile geschlagen und, vom affizirten Herzen aus, diesen Ohnmachtsanfall verursacht hatte. Da unser Haus nur aus einem untern und einem obern Zimmer bestand, die von außen zu dem obern Raum führende verfaulte Holztreppe aber Tags vorher zusammengebrochen war, so konnten wir unser „liebes Doktorchen" nicht hinauf schaffen und mußten ihn im untern, etwas stickigen Raum, wo wir schon zu 5 Mann kampirten, mit unterbringen. Trotzdem war er aber am folgendem Morgen wieder soweit marschfähig, daß er auf meinem Johanniterwagen mitgenommen werden konnte. —

Nachträglich möchte ich hier gleich bemerken, daß am Morgen des 12. September, kurz vor dem Aufbruch unserer Kolonne, vom Major der Befehl kam, ich sollte meine soeben abgegebene Abtheilung 27 wieder übernehmen und mit ausrücken, da der junge Strelitzer Prinz in dem Wagen Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen von den Aerzten so bequem untergebracht sei, daß er mit ausrücken könne. Und das war gut für beide Theile; denn was des Erbgroßherzogs und meiner dort auf dem einsamen, rückwärts von großen Forsten begrenzten Schlosse von Boursault gewartet, kann man ohngefähr aus der Thatsache entnehmen, daß beim Aufbruch des Hauptquartiers eine der Kriegskassen unserer Armee mit einem Baarbestande von 40000 Frcs. durch drei Schloßbedienstete des Grafen Chevigné gestohlen war. Schon drohte nach den kategorischen Kriegs-

gesetzen die Einäscherung des herrlichen Palastes und eine schwere Kontribution für die Schloßverwaltung und die armen Bewohner von Villesainte, wenn es nicht den Bemühungen des wackern Ortsgeistlichen und dem rücksichtslos energischen Auftreten des bayrischen Kriegskommissars Gerhäuser noch rechtzeitig gelungen wäre, die spitzbübischen Schloßbeamten zu eruiren und das Geld, bis auf einige hundert Francs, die der Schloßverwalter ersetzte, wieder zur Stelle zu schaffen.

Auch im späteren Verlauf des Krieges, um dies nachzutragen, stand das Schloß nochmals in Gefahr, dem Erdboden gleich gemacht zu werden. Als sich nämlich herausstellte, daß die armen abgefaßten Teufel, welche wiederholt die Telegraphenlinien im Marnethal bei Epernay zerstört hatten, Arbeiter aus den Weinbergen des Grafen Chevigné, und von diesem zu ihrer verbrecherischen, nach dem Kriegsrecht mit Tode zu bestrafenden That aufgestachelt seien, ward dieser edle Herr in contumaciam zum Tode verurtheilt, während man jene armen Schlucker, welche als Analphabeten die im Occupationsgebiet überall angeschlagenen diesbezüglichen Warnungen unseres Oberkommandos nicht hatten lesen können, einfach nach einer deutschen Festung verschickte. Aus allen diesen Gründen hat Schloß Boursault und die Clientel der viel gepriesenen Veuve Cliquot kein gutes Andenken bei uns hinterlassen.

---

29. Montmirail.

Montmirail, 14. September.

Wir rücken nur langsam, sehr langsam vorwärts. Drei Rasttage in Rheims, drei in Boursault und jetzt schon wieder mehrere in dem lieblichen, stillen Städtchen Montmirail mit seiner traurigen Erinnerung an die Freiheitskriege.

Unser Marsch von Boursault hierher war wieder eine wahre Spazierfahrt durch die schönsten Wälder, an Weinbergen und lieblichen Ortschaften vorüber. Erst bei diesem Abmarsch entdeckten wir, die wir nur dem Marnethal unsere Aufmerksamkeit geschenkt hatten, welch' behäbige Bauernwirthschaften der Ort Villesainte dicht hinter unseren elenden Quartieren noch aufzuweisen hat und wie leicht und gut wir hätten versorgt werden können, wenn die Herren Quartiermacher, uns gegenüber, dies

der Mühe für werth gehalten hätten. Der erste Theil der Straße, zu deren Linken sich der hochstämmige, zum Schloß gehörige Wald Stunden lang dahin zieht, ist eine der romantischsten Chausseen, die ich je getroffen. Breitschattige Edelkastanien und herrliche alte Lindenbäume mit gewaltigen Stämmen und entsprechender Ausdehnung der Zweige, förmliche Baumriesen, die unsere berühmten „Dessauer Eichen" zum Theil übertreffen, säumten die breite Straße zu beiden Seiten ein; während man von dem langsam bergauf führenden Wege immer wieder durch Lichtungen des Waldes hindurch auf das tiefer gelegene Schloß die schönsten Durchblicke erhält. Hier oben, in einem mitten im Walde gelegenen und von unserer Chaussee aus sichtbaren Jagdschloß war es auch, wo mehrere zur Jagd ausgefahrene Herren des Stabes Tags vorher die „vor den Preußen gerettete" weibliche Jugend und alle ansehnlichen jungen Frauen von Boursault und Umgegend zufällig entdeckt hatten. Jetzt standen die meisten neugierig am Wege und warfen unseren allezeit lustigen Garde-Pionieren sogar Kußhändchen zu, mit einem freundlichen „bon voyage!" —

Zeitweis kam uns der Marsch durch diese anmuthige, von großem Wohlstand und hoher Kultur zeugende Gegend wie eine schöne Landpartie durch einen riesigen Park vor. Nur an den verbissenen Gesichtern und den wüthenden Blicken, welche uns von den Blousenmännern einzelner Städte und Dörfer nachgeschleudert wurden, merkten wir, wo wir uns befanden. Da unser Major jedoch neuerdings stets mit dem Gendarmerie-Oberst von Hymmen ausrückt, so haben wir an den preußischen und süddeutschen Feldgensdarmen eine starke Eskorte als Bedeckung.

Hier in Montmirail hassen uns die Bürger zwar auch von ganzer Seele, aber die guten Leute haben schon solche Massen von deutschem Militair durch die Stadt kommen sehen und in den letzten zwei Tagen besonders unsere Bayern so fürchten gelernt, daß sie es schließlich für das Beste halten, ein freundliches Gesicht aufzustecken; und diejenigen von ihnen, welche ihre Lokale und Läden, auf die Ermuthigung des Hauptquartiers, geöffnet haben, machen jetzt so gute Geschäfte, daß ihre Vorräthe, wie sie offen gestehen, bald ausverkauft sein werden.

Beim heutigen Abendappell theilte unser Kommandeur den Leuten, welche französisch sprechen, mit, wie man seit einigen

Tagen zum zweiten Male in Erfahrung gebracht habe, daß dem Hauptquartier und vor Allem dem geliebten Kronprinzen Verrath droht und Heimtücke ihn umlauert. Wir erhielten den Befehl, auch die geringsten Indicien, die wir aus Unterhaltungen der Einwohner, oder sonst wie erhielten, sofort zur Anzeige zu bringen. Französischerseits hofft man in der Person Sr. königl. Hoheit die leitende Kraft der einen Armee und die Zukunft Deutschlands zu zerstören. Aber so leicht wird dies nicht geschehen. Zwar hat der Kronprinz auf Andringen seiner Umgebung darauf verzichtet, nach seiner bis Rheims gebräuchlichen Weise ungenirt und allein durch die Straßen zu gehen und mit Jedermann zu verkehren; aber trotzdem ist er noch zu sicher und harmlos in seinem Auftreten. Doch vom General Blumenthal bis herab zum letzten Reitknecht des Hauptquartiers wacht Alles mit Sorgfalt über sein theures Leben. Und sollte wirklich (was Gott verhüten möge!) ihm nur im Geringsten ein Leid zugefügt werden, so werde ich und viele meiner Kollegen mit mir, von demselben Tage an die weiße Binde mit dem rothen Kreuz ablegen, um nicht durch einen internationalen Liebesdienst verhindert zu sein, an dieser verfl . . . . . . Nation Rache zu nehmen.

Bei alledem geht es aber im Hauptquartier recht bunt und bisweilen sogar lustig zu. Die einzelnen Regimenter, welche sich in den letzten Kämpfen ausgezeichnet haben, stellen abwechselnd die Wache und Bedeckung des Hauptquartiers und die Musikkorps derselben spielen Mittags und Abends vor der Wohnung des Kronprinzen die schönsten Musikstücke und feurigsten historischen Märsche. Jetzt erfreut die Regimentsmusik von den tapferen Königsgrenadieren, Nr. 7*), den Stab durch die exakte und verständnißvolle Aufführung unserer klassischen Musik, sodaß die Fürsten und Offiziere oft stundenlang vor dem Hauptquartier, dem alten, imposanten Schlosse von Montmirail, versammelt bleiben, um diesen herrlichen Tönen zu lauschen. Die Einen promeniren dabei in den schattigen Gängen des Schloßparks und diskutiren die eventuelle Belagerung von Paris; wir Anderen

*) Es ist dies dasselbe Musikkorps, welches unter Führung seines wohlbekannten Kapellmeisters Goldschmidt während der Schlacht bei Wörth vorging, um den Krankenträgern zu helfen und die verwundeten Kameraden aus dem Kugelregen zu holen. Alle Achtung vor einer solchen Regimentsmusik! —
D. V.

vertiefen uns, auf grünem Rasen vor der mächtigen Schloßterasse gelagert, in das Studium der preußischen Jahrbücher und der Nationalzeitung, welche uns aus der Heimath zugegangen sind; wieder Andere ahmen das Beispiel des Erbprinzen von Hohenzollern nach und suchen durch eine Skizzirung des Schlosses sich ein Erinnerungsblatt an die Tage von Montmirail zu verschaffen. Nun, ich denke, auch uns übrigen wird so manche dort angenehm verlebte Stunde die Erinnerung an diese Besitzung des Duc de Larochefoucauld lebendig erhalten.

Abends, wenn nach der Mittagstafel beim Kronprinzen auf dem stimmungsvollen Hintergrunde der uralten Bäume des Parks, die Herren beider Staffeln des Hauptquartiers mit den zur Tafel geladenen, mit dem eisernen Kreuz dekorirten Offizieren sich hier ergehen, ist dies Bild am schönsten und interessantesten. Herzöge, Prinzen, Generale, Größen der Kunst und Wissenschaft, Generalärzte, elegante Kavaliere, Zeitungskorrespondenten, kommandirte Offiziere, — Alles wogt in ungenirtem Verkehr bei den Tönen der Musik durcheinander; die sonst so strengen Formen der Etiquette und der militärischen Rangordnung sind durch die ernste Kriegszeit und das tägliche Aufeinander-Angewiesensein etwas verwischt und gemildert. — Der Mittelpunkt dieses schönen Bildes ist in der Regel der Kronprinz selbst, der im einfachen Interimsrock und bisweilen mit der kurzen Pfeife im Munde mit Jedermann gemüthlich plaudert, und dann wieder gleich zu ernsten Dingen übergehend, Kouriere und Adjutanten empfängt und absendet. Das Publikum, das sich am Parkgitter des Eingangs drängt, ist über dies Auftreten des Kronprinzen, den es mit den Blicken fast verschlingt, wahrhaft entzückt; und wenn wir uns, als zur rudis indegestaque moles gehörig, unter die Gruppen des Volkes mischen, so kann man oft die drolligsten Ausrufungen und Bemerkungen hören. Läßt man sich dann aber in ein längeres Gespräch mit diesen Blousenmännern und Bürgern ein, dann schlägt die Stimmung häufig aus einem Extrem in's andere um.

Es ist geradezu köstlich naiv, wie diese Herren Franzosen als selbstverständlich annehmen, daß wir nun, nach dem Sturz des Kaiserreichs, mit einer tiefen Verbeugung vor dem französischen Genius, uns schleunigst nach Hause begeben und es der edlen Republick überlassen sollen, durch den französischen Geist der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die ganze Welt von

Frankreichs Gnaden in ein Paradies zu verwandeln, in dem jeder Mensch unweigerlich glücklich ist.

So sind nun einmal die sonst so praktischen und klugen Franzosen: Sobald das Gesprächsthema auf ihre Nation und deren Zukunft kommt, macht der maßlose Dünkel, die Selbstvergötterung sie blind gegen andere Völker und blind gegen ihre eigenen Fehler. Sonst ganz ehrenwerthe Leute belügen sich selbst und reden sich und Andere in Täuschungen hinein, aus denen nur die nackten Thatsachen sie aufzurütteln vermögen. Ein Appell an die Vernunft ist ohne Erfolg; — wird's Einem dann manchmal zu toll und schlägt unser Aerger in Hohngelächter um, nun, so lachen sie mit und entschuldigen sich mit einem stereotypen „que voulez-vous“ und einem dazu gehörigen Achselzucken. — Wenn mir solcher Verblendung gegenüber bisweilen die Geduld ausgehen wollte, dann dachte ich an die Mahnung eines meiner Genfer Professoren, der durch allen Druck der beiden einander würdigen Bundesgenossen James Fazy und Bischof Mermillod sich doch nie seine christliche Menschenliebe hat rauben lassen: Destiné à vivre avec les hommes, il faut montrer de l'indulgence pour leurs faiblesses et de la compassion pour leurs malheurs. — Aber wenn das Unglück den Franzosen wirklich einmal ein Wort des Schmerzes und der Trauer abpreßte, so geschah dies nur mit der in allen Quartieren wiederkehrenden Redensart: „grand malheur pour nous et pour vous!“ Aber mehr einzugestehen, duldete ihr unvertilgbarer Stolz und ihre Eitelkeit nicht. Es war ihnen gleichsam ein Trost und eine stolze Genugthuung, daß auch wir unter den Lasten des Krieges zu seufzen hätten, und selbst die im Uebrigen feingebildeten und besseren Stände scheuten sich nicht, ihre Freude über unsere „großen Verluste“ unverholen auszudrücken, ohne daran zu denken, wie viel Familienglück durch diesen ruchlos angezettelten Krieg zerstört ist. — —

Da es, wie in unseren letzten zwei Quartieren, so auch hier nichts giebt, und wir anderntheils des ewigen Specks und zähen Rindfleisches herzlich satt sind, so werden alle Hebel angesetzt, um in dem Städtchen noch etwas Anderes aufzutreiben. Wie auf dem Marsche der Cognac mit und ohne Wasser das Getränk für Alles ist, so sucht man bei Ruhetagen sich alles andere Essen durch Chokolade zu ersetzen, ohne deshalb seinen kleinen Vorrath, „den eisernen Bestand“, anzugreifen. Obgleich

es nun bekanntlich in Frankreich in jeder Bürgerfamilie, bei jedem Kaufmann Chokolade giebt, so kann man doch die höchsten Preise dafür bieten, ohne nur das geringste Stück vom hartnäckigen Kaufmann zu erhalten. Ueberall heißt's: „Nous n'avons plus rien, mais rien du tout, du tout, du tout“. Hat man sich nun so lange genug etwas vor-touten lassen, und ist man solcher Art bei drei bis vier Kaufleuten abgeblitzt, so nimmt man zu einem schlauen Manöver seine Zuflucht. Man bespricht sich mit seinem Kameraden G. und verlangt beim Kaufmann Chokolade und Zucker; es erfolgt natürlich die Antwort: Les Prussiens nous ont volé tout; — daß überhaupt nichts mehr vorhanden ist, rien du tout, du tout, du tout. Dieser traurige Mangel giebt Gelegenheit genug, um ein Gespräch über die Lasten des Krieges mit dem biedern Franzosen anzuknüpfen, an dem sich bald der Nachbar, die schönere Ehehälfte und die Töchter betheiligen. Während nun mein Kamerad, unterstützt durch sein ausgezeichnetes Gedächtniß, alle Leitartikel der letzten französischen Zeitungen mit einem republikanischen Pathos sondergleichen herdeklamirt und sich als guter Freund der Republikaner geberdet, suche ich die treuen Orleanisten nach Kräften zu vertreten. Bald ist die Unterhandlung im vollsten Gange; man ergreift Partei für und wider, bis dann der Moment eintritt, wo der Kaufmann Paris für uneinnehmbar erkärt und Mama uns pauvres jolis garçons bedauert, die wir absolut unsere Köpfe an den Mauern der „heiligen Stadt“ (wie Viktor Hugo in seiner auch hier affichirten Ansprache an die deutschen Truppen sie nennt,) uns einrennen wollen. Dies ist der geeignete Moment, um noch einmal auf das Chokoladegeschäft zurück zu kommen. Papa zuckt, Mama lächelt, aber die schwarzäugige Tony platzt heraus, „daß noch ein kleiner Vorrath vorhanden sei, der zwar für die Familie zurückbehalten ist; aber weil wir es sind — —“. Nun beginnen die Schilderungen der Schlachtfelder von Wissembourg und Froeschwiler; man erzählt, wie gut es die französischen Verwundeten bei uns haben, und schimpft weidlich auf die bêtes féroces von Turcos, welche den armen Verwundeten Nase und Ohren abgeschnitten haben. Mama ist nun allmälig so weich geworden, daß sie mit einer Madonnenmilde uns frägt, ob wir sonst noch etwas brauchen? Wir erhalten außer Chokolade auch Zucker, Rum und Thee, ohne dabei die üblichen Marketender-Preise von 200

Procent Gewinn zahlen zu müssen. Papa holt eine Flasche alten Burgunder, und da man hier nicht so penible ist wie in England, sondern wie am Rhein oder in Ungarn gleich nach der ersten flüchtigen Bekanntschaft ein Glas annimmt, so sind wir bald ganz vertraut, und bei der feurigen Blume des schönen Weines überhören wir mit stoischer Ruhe die allbekannten Phrasen von Papa, der mir, wenn ich von der bevorstehenden Eroberung von Paris als etwas Selbstverständlichem rede, sein pathetisches: „Jamais, jamais, — jamais!“ entgegenschleudert. Wenn Paris genommen würde, so würde Frankreich die Selbstachtung verlieren, und dann wehe euch Deutschen! Ein Krieg à outrance, ein ewiger Krieg, bis zum saigner à blanc würde immer von Neuem die männliche Jugend beider Nationen opfern, bis — ja, bis unser Deutschland besiegt, erschöpft zu Frankreichs Füßen liegt und die Franzosen, mit der ihnen eigenen Bescheidenheit, sich wieder im Glanze ihrer Weltherrschaft sonnen können. Auf dies dreifache „jamais“ wird noch eine zweite Flasche entkorkt, wahrscheinlich um uns zu trösten, und da die vollbusige Tony sich als feurige Republikanerin offenbart hat, so erhält Freund G., der wüthende Vertheidiger der neuen Regierungsform, noch einen republikanischen Fingerring, welchen jetzt alle jungen Damen in Gestalt eines dicken rothen Fadens an der linken Hand tragen. Schließlich trennen wir uns unter den besten Worten von dem Kaufmann, welcher vorher rien du tout hatte, und kommen schwer beladen im Quartier an, wo wir mit lautem Hurrah der Kameraden empfangen werden. — Wir nennen dies einfache Manöver „moralische Eroberungen“, und ich muß gestehen, daß wir uns dabei manchmal recht wohl befinden. —

Doch eine Ueberraschung sollte mir, ehe ich in mein Quartier kam, noch bereitet werden, indem nämlich der vorher mit beim Kaufmann gewesene „Nachbar“ auf der Straße mich auf Deutsch anredete. Es stellte sich nun heraus, daß er in Russisch-Polen geboren, mit seinen Eltern nach Schlesien gekommen und dort irgendwo ausgebildet war, um dann vor einigen dreißig Jahren über Frankfurt nach Frankreich auszuwandern. Offenbar hatte er hier sein Glück gemacht; und seine beiden Söhne waren, der eine als Advokat, der andere als Arzt, in Paris „sehr respektable Leute.“ Der gutdeutsche Name Meier war natürlich umgeändert in Meire mit irgend einem volltönenden französischen

Anhängsel. Aber auf den Namen kommt's ja nicht an, wenn man aus Galizien oder sonst aus Halb-Asien stammt, das Geschäft ist die Hauptsache; und dies hatten Großvater und Vater gemacht, um die Herren Söhne und Enkel in Paris zu Macht und Ansehen zu verhelfen. — — Ja, wir lachen und spotten wohl oft jener jüdischen Einwanderung, die von Polen und Galizien herüber in unsere Grenzprovinzen kommt und dort geschäftig in alle Verhältnisse des bäuerlichen Lebens und städtischen Kleinhandels sich eindrängt, mit genialer Schlauheit jede Gelegenheit, sein Geschäftchen zu machen, erspäht. Und doch, jene häßliche, krummnasige und plattfüßige Gestalt an der Straße, mit dem stechenden Blick und schmierigen Kaftan, — das ist der unermüdete Fleiß, die kluge Berechnung, die zähe Ausdauer, die entsagende Bedürfnißlosigkeit, die siegen werden im harten Lebenskampf der Jahrhunderte über das Genußleben, die Sorglosigkeit und über den weltabgewandten Idealismus unseres Stammes. Wenn unser Volk nicht erwacht aus seinem Schlaf der Sicherheit und des Kosmopolitismus, so wird jene Race auch uns im nächsten Jahrhundert den Fuß auf den Nacken setzen, wie sie jetzt schon durch ihr Geld und ihre Presse das stammverwandte Oesterreich und das lüderliche Ungarn beherrscht und hier in Frankreich in der Politik, der Presse und der □ den Ton angiebt. —

Heute traf uns wirklich der gefürchtete Verlust unseres geliebten Chefarztes Dr. L. Hirt, der nach nochmaliger Untersuchung seitens der Generalärzte sofort nach Deutschland heimkehren mußte. Unausgesetzt thätig, bei allen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten stets heiter, Jedem ein treuer Helfer und Berather, war jetzt seine Kraft gebrochen und seine Gesundheit den Strapazen erlegen. Mit einem leeren Postwagen mußte er die Heimfahrt antreten, und da sein Zustand (Gelenkrheumatismus) sehr bedenklich war, so nahm auch Dr. Bauer, bisher Zugführer der Abtheilung 28, von uns Abschied, um unsern verehrten Chefarzt nach der Heimath zu begleiten. — Beide hielten sich bis kurz vor dem Kriege längere Zeit, Studien halber, in Paris auf, — und nun mußten sie so nahe vor Paris wieder umkehren.

Mir war dieser Verlust doppelt schwer, und in dieser wehmüthigen Stimmung wanderte ich nach dem Morgen-Appel, statt zum Schloßpark, hinaus auf der Chaussee nach dem ohngefähr vier

Kilometer entfernten Dorf Marchais, wo vor einigen Jahren Napoleon der III., zur Verherrlichung des Sieges seines großen Ahnen über Blücher und York, ein Denkmal gesetzt hat. Die Siegessäule mit korinthischen Kapitäl, auf dessen Spitze ein vergoldeter Adler seine Flügel spreizt, trägt an den Seiten des Postaments neben dem kaiserlichen N. die Namen der sämmtlichen siegreichen Gefechte, welche der große Korse, noch kurz vor seinem Untergang, über die zerstreut marschirenden Preußen und Russen 1814 errungen, während das Gros der Oesterreicher unter Schwarzenberg „nur immer langsam voran" noch nicht heran gekommen war.

Das Denkmal stand heut so einsam in der wie ausgestorbenen Umgebung, daß es mir wie ein großer Leichenstein für unsere damals gefallenen Landsleute erschien. Aber ich wanderte wieder heim in der tröstlichen Zuversicht, daß der Geist von 1813 und 1814 jetzt wieder erwacht ist:

„Der deutsche Geist, der freie Geist,
Der jede Kette kühn zerreißt,
Der wie ein Gottesodem weht
Und nimmer, nimmer untergeht!" —

III.

Biographische Silhouetten.

Es scheint mir nicht ganz überflüssig zu sein, an dieser Stelle diese wenn auch nur kurzen biographischen Skizzen aus dem Hauptquartier zu bringen; denn unauflöslich mit den Erinnerungen an die durchlebte große Zeit bleibt das Andenken derjenigen verknüpft, welche sie mithandelnd an leitender oder doch hervorragender Stelle durchlebt haben. Selbst solche, die in bescheidener Stellung gestanden und deren Name nicht in weitere Kreise gedrungen, die aber ebenfalls an ihrem Theil treu und opferwillig an der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches mitgewirkt haben, dürfen hier wohl ihren Platz und ein Wort der Anerkennung finden, da ihrer in einzelnen Kreisen der Kampfgenossen mit Liebe und Dankbarkeit auch ferner noch gedacht werden dürfte.

Die Erfolge der großen Zeit sind nur die Summe der individuell erfüllten Aufgaben, und die großen Geister und führenden Persönlichkeiten würden nichts erreichen können, wenn nicht aus den verschiedenen Schichten des Volkes, aus dem gesunden Kern der Nation sich wie von selbst jene kleinen Talente und tüchtigen Charaktere ihnen darböten, die einmal mobil gemacht, an ihrem Platz Tüchtiges leisten und mit den größeren Aufgaben, die in großen Zeiten an sie herantreten, auch immer größere Fähigkeiten entwickeln und über das durchschnittliche Maß von Kräften und Leistungen weit hinausragen: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken." — Ehre, dem Ehre gebühret!*)

*) Die Angaben über mehrere süddeutsche Herren, die bei uns wenig oder gar nicht bekannt sind, mußten des Raumes wegen weggelassen werden und ebenso einige allzu kecke Bemerkungen des Vierundzwanzigjährigen. Im Uebrigen ist Alles so beibehalten, wie damals, nach den frischen Eindrücken der Persönlichkeiten, die Silhouetten ausgeschnitten sind, — selbst dann, wenn bei einzelnen Herren (cf. Schleinitz) offenbar Verwechslungen vorliegen. D. V.

30. Der Kronprinz und sein Stab.

Das Hauptquartier ist das Herz der Armee, in welchem die ruhelose, ewig pulsirende Thätigkeit des großen Heeresorganismus zusammenfließt und von dem sie auch ihren steten Antrieb empfängt. —

Seit dem 30. Juli zum Hauptquartier gehörend, haben wir täglich, unter den wechselvollen Ereignissen dieses herrlichen Feldzuges willkommene Gelegenheit gehabt, den einzelnen Persönlichkeiten des Kronprinzlichen Stabes dienstlich und außerdienstlich nahezutreten, ja sind auch von Sr. Königl. Hoheit selbst wiederholt durch Ansprachen ermunternden und anerkennenden Inhalts beglückt worden. — Jeder Generalstab ist ja eine Vereinigung — oder sollte es stets sein! — von hervorragenden Talenten, energischen Charakteren und besten militärischen Kräften; daher findet jeder, der Freude und Anlage zum Menschen-Beobachten hat, hier täglich die beste Gelegenheit zu interessanten Studien.

Nicht blos der militärische, sondern in Wahrheit auch der geistige Mittelpunkt des Hauptquartiers ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm: Er ist ein Herzog der Deutschen im tiefsten Sinne des Wortes.

Es ist nicht seine sympathische Stimme, nicht sein Geist und sein süddeutscher Humor, was ihm einen so bezaubernden Einfluß auf Andere giebt; solcher Nimbus schwindet meist, wenn man derartigen fürstlichen Herren näher rückt und ihnen nicht mehr „drei Schritt vom Leibe bleibt." Nein, die ihm eigene gemüthliche Wärme, sein reiner, selbstloser Charakter, seine echte Menschenliebe, die sich in Andere vertiefen, Andere verstehen kann, die allein geben ihm ungesucht diesen herzgewinnenden Einfluß auf seine Mitmenschen. Man fühlt's in seiner Nähe: Er meint es treu und gut mit Jedermann, und das gewinnt ihm Aller Herzen.

Ohne Zweifel sind in ihm eine Reihe von glänzenden Naturgaben vereinigt, deren Bethätigung in seinem militärischen und politischen Beruf bisweilen den Eindruck der Genialität macht; aber der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegt nicht so sehr auf der Seite des Talents, als auf der des Charakters. Furcht Gottes und, daraus hervorgehend, tiefes Pflichtgefühl ist die treibende Kraft seines ganzen Wesens. Er gehört nicht zu

jenen fürstlichen Personen und geschichtlichen Größen (zu denen man leider, in der Nähe betrachtet, den Koburger Herzog rechnen muß,) bei denen der Glanz ihrer öffentlichen Laufbahn mancherlei Schatten des Privatlebens zudecken muß; sondern er ist gleich seinem unvergeßlichen Schwiegervater, dem von ihm so innig verehrten Prinz Consort, oder gleich seinem Ahnen, dem Großen Kurfürsten, eine fürstliche Persönlichkeit, der man getrost in die intimsten Lebensbeziehungen nachgehen kann, ohne daß Verehrung und Bewunderung Einbuße erlitten; — ja, „eine Persönlichkeit, deren Wirkungsgeheimniß eben da liegt, wo es bei allen Menschen liegen sollte, im Heiligthum des religiös bestimmten Gewissens." Er ist im edelsten Sinne des Wortes ein evangelischer Charakter, und der unwiderstehliche Zauber seines Wesens entspringt jener sittlich-geadelten Kraft eines kindlich-reinen und kindlich-frommen Gemüths.*)

So liberale Anschauungen er auch in politischer Hinsicht, besonders durch seine Vorliebe für die englische Verfassung, haben mag, — nach der Gemüthsseite ist er, wie sein Vater und Großvater, ein echter frommer Hohenzoller; denn der Grundzug seines ganzen Wesens ist tiefchristliche Frömmigkeit. In ihr fand er auch 1866 die Kraft, das schwere Leid, das auch ihm und seiner Gemahlin, in dem Tod eines liebreizenden Kindes, nicht erspart blieb, zu überwinden. In dem ewig frischen Born des Bibel-Christenthums sieht er die unerschöpfliche Kraft der Erhaltung und Widergeburt auch für die Staaten und Völker; — in dem evangelischen Protestantismus erkennt und bekennt er jene Lebensmacht der modernen Geschichte, der die Religion wie die Wissenschaft, die Kunst wie die Gesittung und Veredlung des Volkslebens, die staatliche und bürgerliche Entwickelung das Beste verdankt.

Mit dem Schwung der Seele, der auch einfachem Gespräch edle Weihe zu geben, den Hörer über das Alltägliche hinweg zu heben vermag, giebt er diesen Gedanken in der ihm eigenen geistvollen Weise offenen Ausdruck, doch selbstverständlich so, daß auch die gebildeten, geschichtskundigen Katholiken unter den Herren seiner Umgebung niemals sich verletzt fühlen können.

---

*) Vergl. auch meine Gedächtniß-Predigt: „Tröstet, tröstet mein Volk!" über Jacobi 1 V. 12, gehalten am 24. Juni 1888 in den Kirchen von Bornstädt und Eiche bei Potsdam. (Cöthen, Anhalt. Paul Schettler's Verlag.)

Dreimal hatte ich bis Versailles das Glück, von dem hohen Herrn angeredet und in ein längeres Gespräch gezogen zu werden, gleich in Speyer und dann besonders in Montmirail; aber ein unbequemer esprit dé l'escalier, eine angeborene Schüchternheit, die um so größer wird, je heißer das Herz vor Freude oder Schmerz aufwallt, ließen mich jedesmal zu ordentlichen Gegenreden und Aussprachen nicht kommen. Wenn man ihm in's offene blaue Königsauge schaute, aus dem ein Himmel von Wohlwollen und Menschenliebe Einem entgegen leuchtet, dann wurde zwar durch das ihm eigenthümliche sonnige Lächeln jedem Gefühl der Befangenheit gewehrt; aber es fehlte mir dann im Augenblick an den Worten, welche meinen Empfindungen und Gedanken hätten treffenden Ausdruck geben können.*) —

Die herzliche, ja geradezu grenzenlose Liebe und Verehrung, welche alle durchmarschierenden Truppen-Abtheilungen ihrem Heldenführer, dem Kronprinzen, in täglich sich verjüngender Frische der Empfindung zu widmen sich gewöhnt haben, weckt auch in der Brust jedes einzelnen Mitgliedes des Hauptquartiers ein persönliches Echo und erfüllt uns mit freudigem Stolz und guter Zuversicht beim Gedanken an die Zukunft.

Der Chef unseres Stabes ist Generallieutenant von Blumenthal, der sich als solcher schon bei Alsen und dann im Böhmischen Feldzug bewährt hat: Klarheit und Schärfe der Dispositionen, schneller Impuls der Initiative, Zähigkeit des Willens und schneidige Einsetzung aller geistigen Kräfte, machen ihn zu einem der hervorragendsten Heerführer. Der kleine, so bleich ausschauende Blumenthal mit seinen halb verschleierten Augen ist von einer so außerordentlichen Spannkraft des Geistes und körperlichen Widerstandsfähigkeit, daß er, wenn's sein muß, Tag und Nacht arbeiten, Meldungen entgegen nehmen und wichtige Entscheidungen treffen kann, ohne auch nur eine Spur

*) Damals ahnte ich noch nicht, daß ich zwei Jahre darauf Sr. Kaiserl. Hoheit dem Kronprinzen als Prediger (im Kapitelsaal des Königl. Schlosses zu Berchtesgaden) würde näher treten. Der damalige Verkehr und die offene Aussprache über kirchliche und historisch-politische Fragen war, trotz meines abweichenden Standpunktes, die Veranlassung, daß ich fünf Jahre später zum Civillehrer und Marinepfarrer Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich berufen wurde, um dann kurz darauf als Pfarrer von Bornstädt bei Potsdam dem Durchlauchtigsten Herrn und seiner Familie als ihr Dorfpfarrer mehr als anderthalb Jahrzehnt in Freud und Leid dienen zu können. D. V.

von Müdigkeit zu zeigen. — Der Mann, der so schlicht, ja fast schüchtern auftritt, besitzt jedoch den unerschütterlichen Muth der Ueberzeugung, die er vor Jedermann, ohne Rücksicht auf Rang und Lebensstellung, auszusprechen pflegt, ohne daß die Betroffenen jemals die Lauterkeit seiner eigenen Persönlichkeit anzutasten wagen. Vom eigentlichen Kommißmenschen, wie ihn so mancher preußische Militair an sich hat, ist auch nicht eine Spur an ihm zu finden; er sieht eher wie ein gelehrter und willensstarker Professor aus.

Ein richtiger, tüchtiger General-Stabschef überlegt und entscheidet schnell, redet wenig, sondern handelt; und wenn dann Alles im Zuge, oder wenn es gar fertig ist, dann lächelt er still vergnügt in sich hinein und — überläßt das Reden den Anderen.

Die schnelle Durchführung der Rechtsschwenkung unserer Armee von St. Menehould nach dem Norden ist wesentlich das Verdienst Blumenthals und ließ die Energie seines Willens und seiner Arbeit in einem bewunderungswürdigen Lichte erscheinen.

Der Kronprinz hat denn auch zu Blumenthals militairischem Scharfblick, Urtheilskraft und unbestechlichem Wahrheitssinn ein unbedingtes Zutrauen. Der Hauch einer solchen Arbeitsfreudigkeit und Geistesgröße beeinflußt aber auch die anderen Personen seiner Umgebung, und selbst uns kleinen Leuten vom großen Troß zuckt es in den Armen zum freudigen Anpacken der Arbeit, wenn das frische Empfinden des Einflusses solcher Heroen uns das Herz erwärmt. Wahrlich, es ist eine Lust, jetzt zu leben, Männer aus nächster Nähe beobachten zu können, in denen die Energie jenes Pflichtgefühls verkörpert ist, das getrost und ohne Zaudern Alles an Alles setzt und für das Größte auch das Größte wagt. Wenn der deutsche Idealismus, d. h. jener ideale Sinn, der nicht nur in Phrasen für Ideale schwärmt, sondern auch dafür Opfer zu bringen im Stande ist, eine Anfrischung, einen Ansporn benöthigt, so braucht er nur aufzublicken zu diesen Männern der Pflichttreue und der That wie König Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Moltke, Roon und Blumenthal, aus denen eine gute und große Idee leuchtet, und die ebenso herrliche Vorbilder abgeben, wie einst in den Freiheitskriegen Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Boyen und Grolmann. —

Um den Kronprinzen und Blumenthal gruppieren sich noch andere hervorragende Männer des Hauptquartiers, zu denen

man mit aufrichtigem Respect emporblickt; und wenn wir Studenten auch unsere kleinen Bosheiten und „Berliner Schnoddereien“ bei Beurtheilung unserer Umgebung nicht lassen können, — die prächtigen und tüchtigen Persönlichkeiten, mit denen wir hier täglich zu thun haben, arbeiten doch an unserer Erziehung mit, weil wir uns ihrem Eindruck nicht entziehen können.

Eine äußerst sympathische Erscheinung von bestrickender Artigkeit gegen Jedermann ist Oberst von Gottberg, unser Oberquartiermeister. In dem ewigen Bestürmtwerden seines Dienstes, zeigt er sich nie nervös, sondern von stets gleicher Gefälligkeit. Eine nie versagende, von guter Gesundheit getragene Arbeitskraft und eine willensstarke Energie sind in ihm mit einem ausgebreiteten Wissen, mit einer seltenen Schärfe des Blicks und zugleich mit einer Umsicht und Klarheit des Urtheils verbunden, die um so größere Geltung beanspruchen dürfen, als sie aus jener Fülle reicher Erfahrungen erwachsen sind, wie sich solche nur die Offiziere des Generalstabes und Adjutanten hochstehender Fürsten erwerben können.

Dieselbe persönliche Werthschätzung bringt man mit Recht dem Major von Winterfeld entgegen, dem Kommandanten des Hauptquartiers, der Stabswache und all ihrer Anhängsel. Wie Graf Eulenburg und Mischke erfreut sich dieser langjährige Adjutant des Prinzen Alexander von Preußen des besonderen Vertrauens Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen. Mit seiner allezeit belebenden und anregenden Kraft, die auch wenn nöthig etwas fest anpacken kann, versteht er es vortrefflich, die seinem Befehl unterstehenden Abtheilungen in Ordnung zu halten und auch in schwierigen Lagen den diesbezüglichen Wünschen seines hohen Herrn zu entsprechen. — Ist in der langen Kolonne und dem Wagenpark des Hauptquartiers irgend etwas in Unordnung oder Stockung gerathen, so merkt es Winterfeld bald, und ob er eine Meile weit voraus beim Stabe sei; — ein paar Worte mit dem Gensdarmerie-Oberst von Hymmen gewechselt, ein Wink, und flugs saust Brosky, der unermüdliche Oberwachtmeister der Feldgensdarmerie daher, um mit seiner Karbatsche und einigen kräftigen militairischen Donnerwettern wieder Alles in's Gleichgewicht zu zwingen.

Unter den Generalstabs-Offizieren zeichnen sich besonders noch Major v. Hahnke und die Hauptleute v. Viebahn und Lenke

aus, während Major Mischke und die Rittmeister v. Schleinitz und v. d. Lanken als Adjutanten des Kronprinzen fungiren.

Eine durch und durch tüchtige und kernhafte Natur ist Major v. Hahnke vom Generalstab, — eine klar ausgeprägte, fest-gefügte und abgeschlossene Individualität von großer Selbstständigkeit und vollkommener Ehrlichkeit. Er ist ein stattlicher Mann mit energischen Zügen und klugen, scharfen Augen; mit Spreewasser getauft, ist er der echte Typus des aufgeweckten, verstandesklaren, scharfsichtigen und wagelustigen Berliner Kindes. Sein etwas gelblicher Teint und seine gebogene, scharfgeschnittene Nase geben ihm fast einen südländischen Charakter; aber in seinem Blute steckt nichts vom Romanen, er ist vielmehr der richtige Mustersohn eines deutschen Professors, und zwar eines langjährigen Lehrers an der Central-Kadetten-Anstalt in Berlin, der treu mitgearbeitet hat an der tüchtigen Ausbildung von Tausenden unserer Offiziere. Vom Kronprinzen wird v. Hahnke wegen seines klaren Urtheils, seiner schnellen Orientirungsgabe und Feinheit der Disponirung, nicht zum wenigsten aber wegen seines offenen, geraden Charakters geschätzt, ja geliebt. — Bleibtreu hat ihn deshalb auch auf seinem köstlichen Bilde: „der kronprinzliche Stab auf der Höhe von Frénois bei Sedan —", mit an hervorragendster Stelle angebracht, wie er gerade, die Binde um den verwundeten Kopf, dem Höchstkommandirenden in strammer Haltung eine wichtige Meldung macht.

Auch Hauptmann Viebahn ist eine Achtung gebietende Persönlichkeit. Seine gehaltene Würde, seine bis zu eherner Festigkeit ausgereifte militairische Art und die in ihm ohne alle Prahlerei sich darbietende Verkörperung des altpreußischen Pflichtgefühls, das keine Selbstschonung kennt, sondern mit äußerster Selbstverleugnung und Hingebung den Anforderungen des Dienstes gerecht wird, stempeln ihn zu einer vom Lichte antiker Charaktergröße umflossenen Gestalt.

Als gleich tüchtige Arbeitskraft des Stabes gilt auch der vorhin genannte Hauptmann Lenke sowie der Rittmeister v. d. Lanken vom Potsdamer Garde-Husaren-Regiment. Die impulsive Kraft ihres kriegerischen Naturells, kaum gezügelt durch die nöthige Verstandesarbeit des Generalstäblers, eignet sie beide zu hervorragenden Reiterführern. Sie sollen eine wahrhaft eiserne Konstitution besitzen und eine unermüdliche Thatkraft, die sich schon mehrmals während des Feldzuges in schnei-

digen Dauerritten bewährt hat.*) Sie haben beide, so lange sie im Frontdienst waren, die höchsten Anforderungen an ihre Untergebenen gestellt, aber noch höhere an sich selbst. Wenn man diejenigen jüngeren Offiziere nennt, von denen man erwartet, daß sie den frischen kavalleristischen Geist, durch den unsere Regimenter jetzt den österreichischen völlig ebenbürtig, ja überlegen sind, in Zukunft besonders pflegen werden, so ist auch gewiß Lenke's und v. d. Lanken's Name mit darunter. Wie Wrangel, Hirschfeld, Prinz Albrecht, Schmidt und Prinz Friedrich Karl in langer, öder Zeit die preußische Kavallerie frisch und schneidig zu erhalten wußten, so werden auch diese jüngeren Offiziere den frisch wagenden Reitergeist in der Armee zu pflegen sich bemühen.

Keine auf den augenblicklichen und blendenden Eindruck angelegte Persönlichkeit, kann Major Mischke, der erste Adjutant des Kronprinzen, von Fernerstehenden leicht unterschätzt werden; aber wer ihn näher kennt, weiß, was der Kronprinz an ihm hat. — Wenn jedoch manche Verehrer des kronprinzlichen Hofes sich darin gefallen, den Major Mischke, nach dem Rezept der alten Iffland'schen Familien-Schauspiele, zu einem Urbild eines bürgerlichen Tugendboldes zu stempeln, im Gegensatz zu jenen aristokratischen Kreisen, aus welchen sonst die Adjutantur sich zu rekrutiren pflegt, so ist wohl Keinem eine derartige Lobhudelei unangenehmer, als dem wackeren und bescheidenen Mischke selbst. So stolz er auf seine bürgerliche Abkunft ist, so ist er weit davon entfernt, blos deshalb den Werth seiner Persönlichkeit höher einzuschätzen, als er's verdient. Jugendfreund und Spielkamerad des Kronprinzen, hat er nun als dessen Adjutant seine reiche Begabung und Arbeitskraft mit rückhaltloser Hingebung in den Dienst seines fürstlichen Herrn gestellt. Er ist ein Mann voller Wohlwollen gegen Jedermann, mit weitem Blick und Verständniß für alle Verhältnisse; nur etwas zu bescheiden und nachgiebig. Und darum könnte es nicht

---

*) Ich erinnere nur an den Ritt, den Lenke mit v. d. Lanken und Major Hahnke in der Nacht zum 18. August von Nancy nach Pont-à-Mousson und dann, nachdem sie den ganzen Tag während der Entscheidungsschlacht bei Metz im Sattel gewesen, von dort in folgender Nacht wieder zurück in unser Hauptquartier nach Nancy, gemacht hatte: Ungerechnet den Aufenthalt auf dem Metzer Schlachtfeld, ein Weg von 16 Meilen in 24 Stunden auf denselben Pferden zurückgelegt!! —

schaden, wenn bei ihm mit der Ritterlichkeit der Denkweise etwas mehr Bestimmtheit im Auftreten verbunden wäre. Bei dem fortwährend nothwendigen Rücksichtnehmen auf Andere, das nun einmal das Hofleben verlangt, verliert Mancher schließlich alle Steifheit des Nackens, sowie die Fähigkeit, die Ellenbogen gelegentlich zu verwerthen.

Von anderen hervorragenden Herren des Hauptquartiers sind noch der Hofmarschall und Adjutant Graf zu Eulenburg und der Diplomat Graf Solms-Sonnenwalde zu nennen.

Graf Eulenburg ist der Sprosse einer ostpreußischen Adelsfamilie, die für den Militair- und Staatsdienst schon so manchen hervorragenden Mann geliefert. Eulenburg's liebenswürdiges, gewinnendes Wesen, seine außergewöhnliche gesellschaftliche und hofmännische Gewandtheit, seine große Kenntniß des Offizierkorps der verschiedensten preußischen Regimenter (man sagt ihm nach, daß er die Rangliste so ziemlich auswendig wüßte,) bewirken es, daß den zur Auszeichnung nach dem Hauptquartier befohlenen Offizieren sofort alle Befangenheit genommen wird und daß sie sich daselbst schon wohl und heimisch fühlen, noch ehe sie in das blaue Königsauge unseres Heldenführers Friedrich Wilhelm geblickt haben. Aber bei aller gewinnenden Liebenswürdigkeit hat er das vornehm würdevolle Auftreten eines künftigen Großwürdenträgers, und etwas aufdringlichen Personen gegenüber versteht er es vortrefflich, höflich ablehnend und zugeknöpft bis unter die Nase zu erscheinen, oder, wie W. Busch sagt, „äußerst höflich aber kalt" die Leute ablaufen zu lassen.

Schon als junger Lieutenant im 1. Garderegiment z. F. dem Kronprinzen persönlich nahe getreten, ist er seitdem als Adjutant und Freund mit dem hohen Herrn durch Freud und Leid des Lebens, durch die großen politischen und kriegerischen Ereignisse der preußischen und nationalen Entwicklung, durch Reisen im In- und Auslande auf's innigste verwachsen, und weiß mit dem zartesten hofmännischen Takt im Verkehr mit seinem Herrn und Gebieter stets jene Grenze inne zu halten, die bei aller Freundschaft und Gunst desselben von den Untergebenen beobachtet werden muß. Dieses Sichgehenlassen des Kronprinzen den Herren seiner Umgebung gegenüber, dieses menschenfreundliche Sichaufschließen und Hingeben, das diesem

edlen Gemüthsmenschen Herzensbedürfniß ist, ist eben nur dann möglich, wenn er um sich solche Männer wie Eulenburg hat. Nie überschreitet dieser in Rede oder Thun die Grenzen einer edlen Selbstbeherrschung, die seinem Wesen mehr angeboren, als anerzogen ist. Schon als junger Lieutenant, so erzählt mir einer seiner ältesten Kameraden in Potsdam, übte er bei Liebesmählern oder anderen festlichen Gelegenheiten des Regiments diese ihm von der Natur verliehenen Gaben, in denen er als Mann vollendeter Meister wurde.

Seine hellblauen Augen, die so kindlich unbefangen ausschauen, überwachen jedoch mit peinlichster Gewissenhaftigkeit alle äußeren Obliegenheiten des Hofdienstes: Die Hoftafel mit ihren Gedecken, wie die Reitpferde und Gespanne mit ihren Geschirren. Auf alle Eventualitäten des wechselvollen Kriegslagers ist er vorbereitet, daß seinem Durchlauchtigsten Herrn und dessen Paladinen bei Tag und Nacht nichts abgeht an Pflege und Fürsorge, und er selbst immer Herr aller etwa auftauchenden Schwierigkeiten bleibt. Sein Princip ist: Nur nicht auf Andere sich verlassen, sondern selbst sehen, selber kontrollieren; und darum leistet und erreicht er so viel. — Unter den sonst so glatten und wenig geliebten Hofleuten ist er der allerbesten und treuesten einer.

Der Diplomat in unserm Hauptquartier ist der Legationsrath Graf S o l m s - S o n n e n w a l d e, neben Herrn v. Keudell und Graf Wartensleben, die im großen Hauptquartier bei Bismarck weilen, wohl der befähigste unter den jüngeren Herren des auswärtigen Amtes. Seine große Arbeitskraft, sein feiner Takt und sein wohlwollendes Auftreten gegen Hoch und Niedrig, seine diplomatische Befähigung und seine künstlerische Bildung werden von allen denen gerühmt, welche Gelegenheit hatten, hier im Felde oder daheim im auswärtigen Amt mit ihm zu verkehren. Noch bis kurz vor Ausbruch des Krieges in Paris als Botschaftsrath hervorragend thätig, ist er auch jetzt noch die treibende Kraft der Diplomatie bei der Südarmee, der unerschöpfliche Rathgeber bei allen, Paris und die innern Angelegenheiten Frankreichs betreffenden Fragen. Wie er durch einen dem Kronprinzen überreichten glänzenden historisch-politischen Aufsatz über die nothwendige Annexion von Elsaß, als Furcht unserer bisherigen Kämpfe, der nationalen Sache sehr genützt und an seinem Theil geholfen hat, die in diesem Punkte noch

schwankenden Anschauungen der höchsten Kreise zu klären und zu befestigen, so dürfte seine Kenntniß der französischen Verhältnisse und Parteien auch bei späteren Verhandlungen nicht ohne Werth sein.

Seine lange, schmale Gestalt, stets mit dem Interimsrock der rothen Ulanen bekleidet, sein hageres, etwas melancholisches Gesicht, mit feinen Krähenfüßen an den Augenwinkeln, sein blonder Henriquatre unter der fein geschnittenen Nase, seine weiche, sympathische Stimme und die treuen blauen Augen mit einem Ausdruck sanfter Melancholie, — das Alles stempelt ihn zu einer elegischen Gestalt und nimmt die Menschen schnell für ihn ein. — Ich weiß nicht, woher es kommt, aber dieser stattliche Herr mit seinen feinen Zügen macht auf mich immer den Eindruck einer auf Moll gestimmten Natur, und die schönen, liebevollen Augen haben selbst hier im Felde, wo man doch scharf ausschauen lernt, häufig einen melancholischen, einen schmerzlich-ahnungsvollen Ausdruck, als habe ihr Besitzer Trauriges schon erlebt oder noch zu erleiden. Hoffentlich ist die französische Kugel für den eleganten Kavalier und wackren Patrioten jetzt noch nicht gegossen.*) — In der Unterhaltung spricht Solms stets sachgemäß, ruhig und getragen, in schön abgerundeten Sätzen, die mit dem Reize eines das Wort meisterhaft führenden Redners auch den Ernst historisch-politischer Unterlage vereinigen.

Zu den Fourieren des Hauptquartiers, denen die schwere Aufgabe zugefallen ist, alle die Fürstlichkeiten und Generalstabs-Offiziere der 1. und 2. Staffel unterzubringen, gehört vor Allem Lieutenant von Bissing, von des Kronprinzen gelben schlesischen Dragonern, der schneidigste, gefälligste und eleganteste Ordonnanz-Offizier, den es geben kann. Unter der Ueberfülle von Arbeit scheint seine Freudigkeit und Leistungsfähigkeit nur noch zu wachsen; der früheste im Sattel und der späteste im Quartier, entspricht seinem glänzenden Aeußern die immer gleiche Spannkraft des Geistes und des Herzens. Aus den schwarzen Augen des schön geschnittenen Kopfes leuchtet in jugendlichem Feuer frischer Wagemuth und unverwüstliche Heiter-

*) Graf Solms hat nicht nur den Feldzug 70/71 glücklich durchgemacht, sondern lebt auch noch heute, zur Freude seiner Verwandten und Bekannten, nachdem er als Botschafter in Madrid und Rom dem Reiche noch vortreffliche Dienste geleistet hat.

keit. Von sicherer und feiner Tournüre und einer verbindlichen Art des dienstlichen Verkehrs, ist Bissing eine durchaus vornehme militairische Erscheinung, die auch dem widerhaarigsten französischen Maire Achtung und Gehorsam bei der nicht gerade leichten Aufgabe des Quartiermachens abgewinnen muß.

Eine Persönlichkeit von gleich hervorragender Art und Tüchtigkeit, wenn auch aus etwas gröberem Holz geschnitten, ist der Premierlieutenant von Bose, Sohn unseres einen Korps-Kommandeurs: Ernsten, dabei doch offenen Blickes und mit gewinnendem Wesen. Mit den ihnen beigegebenen Feldjäger-Lieutenants Hauschild und Krüger verstehen diese beiden Ordonnanz-Offiziere nach dem Grundsatz: „Zur Liebe will ich Dich nicht zwingen, doch schenk' ich Dir die Freiheit nicht!" — alle französischen Ortsbehörden sich dienstbar zu machen.

Von den Offizieren, welche die süddeutschen Kontingente zum Generalstab kommandiert haben, fesseln insbesondere der Oberst Faber du Four von den Württembergern und der bayrische Hauptmann von Xylander unser Interesse.

Das Schwabenland konnte in der That nicht vortrefflicher vertreten sein, als durch diesen erprobten Militair Oberst Faber du Four: Ein edelgeschnittenes männliches Antlitz von einem dunklen Bart umrahmt, — eine Heldenfigur voll des schönsten Ebenmaßes. Der edle, ungezwungene Anstand seiner Haltung zeigt den Mann von Welt, der erste Blick in seine Züge den scharfen und geistreichen Beobachter. Wer in nähere Berührung mit ihm tritt, rühmt ihn als den gemüthvollsten und liebenswürdigsten Gesellschafter und schneidigsten Soldaten, und unser guter Bleibtreu ist geradezu entzückt von dem eigenthümlichen Zauber dieser kriegerischen Persönlichkeit und wird Faber's hohe, stattliche Gestalt in der kleidsamen württembergischen Uniform gewiß auf manchem seiner Bilder verwerthen. Neben dem bildschönen blonden bayrischen Hauptmann von Xylander, einer wahren Siegfriedsgestalt, ist er eine der schönsten und männlichsten Erscheinungen des Hauptquartiers. Durch seinen Muth und seine Kaltblütigkeit im Gefecht, wie durch seine militairische Intelligenz wird er den verbündeten württembergischen Truppen und der deutschen Armee später gewiß noch hervorragende Dienste leisten. Hauptmann von Xylander ist ebenfalls durch und durch Soldat. Sein ganzes Auftreten ist voll Schneid und von ernster Auffassung des Dienstes; dabei hat er in seinem

Wesen etwas Gewinnendes, eine überraschende Offenheit und schnelle Auffassungsgabe; — man hat sofort den Eindruck hervorragend geistiger Begabung und eines energischen Charakters. Sein frisches, impulsives Naturell, seine zähe und elastische Gestalt und (nicht zu vergessen:) die zu einem klaren Kommando nothwendige scharfe Klangfarbe seines Organes, eignen ihn mehr zum Reiterführer, als zum Infanteristen und Generalstäbler.

Neben dem Grafen Bothmer, dem Militair-Bevollmächtigten von Freyberg und dem soeben geschilderten von Xylander, welche in ihrer Person der beste Beweis sind, daß auch in der bayrischen Armee der Vorrath an militairischen Talenten unerschöpflich, der Nachwuchs ganz vortrefflich ist, dürften hier zum Schluß noch die Blicke auf zwei höchst interessante Männer, die Genrale von der Tann und von Hartmann zu richten sein, welche die beiden bayrischen Armeekorps führen und bisweilen in unserm Hauptquartier erscheinen. Mit Stolz und Zuversicht blicken die hellblauen Kameraden auf ihre beiden Korpsführer, welche ihnen als die Inkarnation der militairischen Tugenden, als wahre Feldherren gelten.

General Ludwig v. d. Tann, der edle Sprosse einer im Kriegs- und Staatsdienst bewährten protestantischen Adelsfamilie, ist ein fränkischer Standesherr mit ausgeprägtem, ererbten Selbstbewußtsein, und doch, wie die anderen frommen evangelischen Adelsfamilien in Franken, die Castell's, Giech, Rotenhan, Bibra u. s. w., durchtränkt von wahrhaft liberaler Gesinnung und einem Sinn treuester, schlichter Kameradschaft, wie man sie nur unter den süddeutschen Gemüthsmenschen so herzig finden kann. Die fein geschnittenen Züge, denen der forsche Schmiß auf der linken Wange*) vorzüglich steht, das schöne, treue Auge, mild und scharf zugleich, sind der äußere Ausdruck seines inneren Menschen. Das Geheimniß aller Menschengröße: Die innere Einheit seines Wesens ist es, was ihm ungesucht einen solchen

*) Dieser Schmiß, oder vielmehr das Duell, welches v. d. Tann im Jahre 1841 mit einem jungen Polytechniker Schanzenbach aus München wegen irgend einer jungen Dame hatte, hat damals auch seine Geschichte gehabt. Obwohl König Ludwig es ruhig geduldet, daß sein berüchtigter Minister Abel sich mit seinem Amtsvorgänger Fürst Wallerstein geschossen hatte, capricirte er sich in diesem Falle darauf, daß das alte Mandat aus der kurfürstlichen Zeit, welches das Duell mit der Todesstrafe bedrohte, seine Anwendung fände. Der junge Schanzenberg wurde im August 1842 von der sogen. „gemischten Kommission"

Einfluß auf die Herren seines Stabes und alle diejenigen giebt, welche dienstlich oder gesellschaftlich mit ihm zusammen kommen. Kein Gebiet des Wissens ist seinem feinsinnigen Verständniß fremd, und doch ist er vor Allem Militair; er ist in seiner ganzen Erscheinung vollendeter Kavalier, und dabei bleibt er doch der schneidige selbstbewußte Soldat; liebenswürdig und verbindlich in der Form des Verkehrs, geistsprühend in der harmlosen Unterhaltung, aber sofort, wenn der Dienst seine Anforderungen an ihn richtet, nüchtern abwägend und kühl die Meldungen und Personen prüfend, und dann, nach gewissenhafter Prüfung und gefaßtem Entschluß, von eiserner Konsequenz und kühnster Sicherheit des Handelns und Auftretens.

Die strenge Zucht des militairischen Heerlagers hat ihn schon frühe, in den ersten schleswig-holsteinschen Kämpfen, an denen er als Freiwilliger theilnahm, zur Selbstbeherrschung gezwungen und seinen edlen Charakter gefestigt. Diese Charakter-Eigenschaften bewies er auch, als man ihn, den Protestanten, nach dem für Süddeutschland unglücklichen Ausgang des 66er Krieges, von ultramontaner Seite mit Schmutz bewarf und als Sündenbock der Niederlagen hinstellen wollte. Die Schimpfreden jenes elenden Renegaten Zander, dessen Blatt, die „Neue Würzburger Zeitung" s. Z. von Schmähungen und Majestätsbeleidigungen der Hohenzollern triefte, und der, trotz der strengen Censur in Bayern, unter der Zustimmung des Ministeriums Abel die evangelische Kirche und die Mischehen tagtäglich verhöhnen und beschimpfen durfte, obwohl doch des Königs eigene Gemahlin, Königin Therese, und ebenso seine Mutter, die Königin-Wittwe Caroline, ja ein Drittel der Unterthanen und Soldaten, fast die Hälfte der Offiziere und Hofchargen, der Gelehrten und Künstler zu eben dieser evangelischen oder (wie sie sich in Bayern nur nennen darf:) protestantischen Kirche gehörten; — — dieses ganze Lexicon von urkräftigen antiprotestantischen und antipreußischen Schimpfreden und Gemeinheiten war damals im „Bayrischen Vaterland" von „Ehren-Sigl" und Genossen wieder aufgerührt

wirklich zum Tode verurtheilt; aber das Appellationsgericht, welches kühn auf die Straflosigkeit der Minister-Duellanten hinwies, änderte die Todesstrafe gegen den jungen Polytechniker in zwei Monate Gefängniß um. So wurde dem bayrischen Staate ein späterer tüchtiger Beamter, durch das muthige Zeugniß des Appellhofes, noch gerettet. cf. Luise von Kobell: „Unter den vier ersten Königen Bayerns."

und über den protestantischen General und seine Glaubensgenossen in der Armee ausgeschüttet; ja, man entblödete sich nicht, diesen Mann, welcher gleich seinen Vorfahren dem königlichen Hause stets so nahe gestanden, einen Verräther zu heißen, der die Truppen an die Preußen sollte verkauft haben. — Doch die Zeiten waren andere, als unter Ludwig I.; sowohl Ludwig II., wie die übrigen Glieder des Königshauses wandten sich mit Abscheu von diesem Treiben der ultramontanen Hetzpresse ab und suchten dem ritterlichen General v. d. Tann bei jeder Gelegenheit ihr Vertrauen und ihre aufrichtige Hochachtung zu beweisen, während die Armee zu ihm als einem Ideal aller Kriegertugenden hoffnungsfreudig emporblickte. — Ja, sein edles Herz und sein ritterlicher Sinn, gepaart mit eisernem Pflichtgefühl, stempeln ihn zu einem leuchtenden Vorbild seiner Offiziere, deren Ausbildung er, auf Befehl seines Königs, schon seit Jahren mit wachsamem Auge gefördert hat. Er besitzt die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen seines Armeekorps, das er seit 66 nach den preußischen Erfahrungen und für die Anforderungen der heutigen Kriegführung zu schulen, unablässig bemüht war. Unser Kronprinz liebt ihn sehr, und die Norddeutschen vertrauen ihm ebenso, wie seine Altbayern.

Der Kommandeur des II. Korps von Hartmann ist ebenfalls ein ganzer Mann, wenn auch aus etwas anderem Holz geschnitzt. Einer überrheinischen Bauernfamilie entsprossen, ist er das Bild eines selfmade—man, der sich durch seine unbeugsame Energie und seine militairischen Tugenden bis zum General emporgeschwungen hat und vielleicht schon „den Marschallstab in seinem Tornister trägt." Das Kreuz der Ehrenlegion auf seiner Brust hat er sich (recht bezeichnend für die damaligen Zustände der Rheinpfalz) als französischer Soldat im Kampfe gegen die Helden der Freiheitskriege verdient; — und jetzt, in einem zweiten Freiheitskriege, führt er seine deutschen Truppen gegen die Fahnen, für welche er früher sein Leben einsetzte!

Bei ihm sitzen Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Sein militairischer Blick und sein schlichter Menschenverstand mit dem Sinn für das Wirkliche sehen die Dinge, wie sie sind; daher die klare, ruhige Art seines Wesens und seines militairischen Kommandos. Ein durch die strenge Schule des Lebens gefestigter Wille weiß den Feuergeist, der in ihm wohnt, sicher zu

bannen und die für einen Truppenführer nothwendige Besonnenheit mit der noch jugendlich feurigen Thatkraft zu verbinden. Sein ernstes Streben, die Lücken seines Wissens auszufüllen, und die gediegene Tüchtigkeit seines Charakters haben ihn von Stufe zu Stufe höher gebracht, bis zur jetzigen höchsten Stelle, die ein bayrischer Offizier erreichen kann.

Die natürliche Lebhaftigkeit, die aus seinen Augen blitzt, das kurze forsche Schnurrbärtchen und das schlichte weiße, etwas lockig unter der Mütze hervorquellende Haar, erinnern uns Norddeutsche lebhaft an die Bilder des alten Derfflinger, dem er auch durch die beiden Haupttugenden eines Feldherrn ähnlich ist: Durch das kühle Abwägen und das energische Handeln. Ein Charakter, lauter wie Gold und fest wie Stahl, ist von Hartmann ein leuchtendes Vorbild soldatischer Tugenden für die Armee, der all sein Sinnen und sein ganzes Leben galt.

So oft wir mit bayrischen Offizieren und Mannschaften verkehren, behaupten diese mit Selbstbewußtsein, daß sie unter Führung solcher Generale und unter dem Oberkommando „unseres Fritz" stets siegen würden. Nun, das walte Gott auch in den ferner uns bevorstehenden Kämpfen! —

31. Die deutschen „Erbkaiser."

Das Hauptquartier birgt eine Fülle interessanter Persönlichkeiten, die täglich zu neuen Studien anregen; und da nun zu unserer zweiten Staffel alle jene fürstlichen Herren gehörten, deren Truppen bei der Südarmee stehen, so hatten wir, wenn das Hauptquartier in Dörfern einquartirt war, oftmals auf Ellenbogen-Nähe mit so manchem berühmten Herrn zu verkehren oder auch in Versailles, als noch alles im Hôtel des Reservoirs speiste, willkommene Gelegenheit, die Angehörigen der ersten Fürstenfamilien Deutschlands aus nächster Nähe zu beobachten. Nach einem, auch vom Kronprinzen und dem Koburger Herzog adoptirten Scherzwort unseres alten guten Knesebeck wurden diese fürstlichen Herren damals immer kurz als „unsere Erbkaiser" bezeichnet.

Am meisten erregte unter diesen gentium dii minorum Seine Hoheit der Herzog von Koburg unser Interesse. Ist er auch

jetzt mehr von der Oeffentlichkeit zurückgetreten und nicht mehr so in Aller Mund wie damals als „deutscher Schützenkönig" und Schirmer des Nationalvereins, so hat er eben gerade dadurch, daß er rechtzeitig von diesem Fest=Patriotismus sich zurückzog, und als einer der Ersten sich der durch „Blut und Eisen" zu begründenden deutschen Einheitsbestrebung unter Preußens Führung anschloß und selbst in der kritischen Lage des 66er Krieges Alles für seine Ueberzeugung auf's Spiel setzte, als wahrer Patriot und klarer Politiker sich gezeigt. — Er, das Haupt der durch Verschwägerung am weitesten verzweigten und mächtigsten Fürstenfamilie,*) hat in der That mit bewundernswerthem, staatsmännischen Geschick in die neuen Verhältnisse Deutschlands sich zu finden gewußt, ja zeitweis in hervorragender Weise die Leitung der nationalen Bewegung mit in Händen gehabt, ohne auch nur um Haaresbreite von seiner fürstlichen Machtvollkommenheit und seinen ererbten Anschauungen zu opfern. Er gehörte nicht zu jenen Fürsten, welche sich in den sechsziger Jahren schmollend zurückzogen und die unwiederbringlich verlorene Herrlichkeit des deutschen Bundes bejammerten; — sondern er gab dem Reiche was des Reiches ist, und ist deshalb nicht blos in seinem Herzogthum, sondern in ganz Deutschland geliebt und geehrt.

So ist er in jenen Tagen nationalen Ringens mit dem deutschen Volke und der preußischen Politik zusammengewachsen, mit jeder Faser seines Herzens; so hat in ihm jeder Pulsschlag des deutschen Volkslebens nachgeklungen, und ist von ihm aus wieder der Pulsschlag neuen Lebens in unser Volk bis in seine feinsten Adern gedrungen. Denn ihm ward, wie wenig Fürsten seiner Zeit, die göttliche Gabe zu Theil, fest auf dem Boden deutschen Volksthums zu stehen, und mit dem Scheitel die Sterne zu berühren. Dank seinen ungewöhnlich reichen Gaben und seinem glücklichen Temperamente, das in seltener Zusammensetzung schmiegsam und entschieden ist, ist er jetzt sicherlich eine der einflußreichsten fürstlichen Persönlichkeiten und dürfte auch in Zukunft noch beim Friedensschluß mit Frankreich und der Gestaltung unserer inner=politischen Verhältnisse eine hervorragende Rolle spielen. Welches aber auch die Wandlungen sein mögen, die unsere deutsche Politik unter Preußens Führung durchmachen

*) Das galt damals; jetzt dürfte es wohl die dänische Königsfamilie mit ihrem Verwandtenkreise sein. D. V.

muß, — der Koburger, das weiß man allgemein, wird stets auf Seiten der nationalen Richtung treu zum Reichsbanner stehen. — Darum hat auch unser verehrter Knesebeck, so sehr er auch als selbstbewußter märkischer Junker über die „deutschen Erbkaiser" zu spötteln pflegt, vor dem Koburger, seinem Regimentskameraden, einen großen Respekt und begegnet ihm stets mit ausgesuchter Höflichkeit.

Eine gewisse Bonhommie in seinem Auftreten schadet seiner fürstlichen Würde durchaus nicht, ja ist mit ein Grund seiner Popularität; — gerade wie ein Sprosse einer alten, echten Adelsfamilie ungenirt mit dem schlichtesten Mann, ohne Gefahr sich etwas zu vergeben, verkehren kann, während neugebackene Adlige sich vom „Volk" durch hochmüthiges Abschließen abzuheben suchen. — Herzog Ernst (durch den König von Belgien dazu veranlaßt) war, wie man sich erinnern wird, der erste Souverän, welcher das kaiserliche Frankreich besuchte und zur Zeit der „orientalischen Wirren" mit Louis Napoleon, den er schon früher in England kennen gelernt hatte, über die politische Lage verhandelte. Dort überaus freundlich, ja großartig empfangen, hat er seitdem eine gewisse freundschaftliche Schwäche für Frankreich und Napoleon behalten, die sich jetzt auch darin zeigt, daß er, wenn er sich seiner Gewohnheit getreu unter's Volk mischt, mit einer wahren Engelsgeduld sich bemüht, die thörichten Vorurtheile der Franzosen zu beseitigen und ihnen das ewige Geschrei über Verrath abzugewöhnen. Hierbei ereignen sich oft, wie wir in Epernay beobachten konnten, die drolligsten Scenen, die ihn aber nicht verdrießen, sondern amüsiren und neuen Stoff zum Studium von Land und Leuten abgeben.

Nächst ihm zieht der junge Erbprinz Leopold von Hohenzollern, the fair pretext of the war, die Aufmerksamkeit der Männer und Frauen in allen französischen Quartieren auf sich. Es liegt in diesem Antlitz so viel Mildes und so viel männliche Entschlossenheit zugleich, gepaart mit sanfter Hoheit, daß der Eindruck auf jeden Beobachter ein angenehmer sein muß, und daß wir Deutsche uns nur freuen können, wenn dieser edle Fürst sich jetzt nicht mehr in den spanischen politischen Hexensabbath, in dem schon so Mancher untergegangen ist, zu begeben braucht. Das Schicksal des hochgebildeten und hochgemuthen Maximilian von Oesterreich, mit welchem dieser Hohenzoller manche Aehnlichkeit des Charakters hat, sollte alle deutschen

Fürstensöhne abhalten, zu Gunsten eines verkommenen Landes ihre Existenz auf's Spiel zu setzen.

Elegant in seiner Erscheinung, graziös in seinen Bewegungen, ist er der schönste Typus eines blonden deutschen Fürsten, der mit den vornehmen Manieren seines Standes eine geradezu entzückende Liebenswürdigkeit gegen Jedermann zu verbinden weiß. — Beeinflußt von seiner Gemahlin, soll er in religiöser Hinsicht allerdings nicht den freien Blick und das objektive Urtheil haben, das sein allverehrter Vater, als echter Hohenzoller, Rom gegenüber stets sich zu bewahren wußte; aber sonst ist er völlig der geistige Erbe Karl Antons und wird in Politik, Nationalökonomie, wie als Kunstmäcen die Wege seines Vaters wandeln. Jener politische Ultramontanismus, der durch das berüchtigte Kleeblatt Dr. Linde-von Sydow-Kettenburg und Vogelsang von Sigmaringen aus, die preußische Bundestags-Politik und die Bestrebungen eines Bismarck und des Großherzogs von Baden in dreistester Weise zu durchkreuzen wußte, wird an dem Erbprinzen keinen Rückhalt finden; dazu ist er eben, trotz Allem, ein zu guter Hohenzoller und besonnener Katholik.*)

Einem on dit zufolge ist er der Redakteur und hauptsächliche Mitarbeiter jener reizenden kleinen humoristischen Flugblätter, die in Ruhezeiten dann und wann im Hauptquartier erscheinen und von Hand zu Hand gehen, als ein Zeugniß, daß bei uns auch inter arma non silent Musae. Durch ihre flotten Zeichnungen und allerliebsten Gedichte sind sie der beste Beweis von dem regen geistigen Leben innerhalb der hohen Kreise des Hauptquartiers. Das letzte derartige Opus, das uns in Montmirail zugesteckt wurde, war ein ausgezeichnetes, über das gewöhnliche Niveau sich erhebende Gedicht, welches ein Gespräch zwischen dem alten Fritz und dem alten Blücher im Himmel zum Vorwurf hat und das mit einer vom alten Haudegen durch das Himmelssprachrohr herabgerufenen Apostrophe an die jungen Helden Deutschlands schloß und in wahrhaft poetischer Sprache und in hohen Worten die Manen der Freiheitskriege dem jetzigen Neu-Deutsch-

*) Der Erbprinz von Hohenzollern ist kein bloßer „Schlachtenbummler", sondern versieht häufig Adjutanten-Dienste und hat in so manchem Treffen, namentlich in der Schlacht bei Beaumont am 30. August, mit ritterlicher Bravour wichtige Befehle durch den dichtesten Kugelregen von einem Truppentheil zum andern gebracht, und sich dadurch begründete Ansprüche auf das eiserne Kreuz erworben, das jetzt seine Brust schmückt.

land in's Gedächtniß rief. — Da die lithographische Abtheilung des Hauptquartiers seit Nancy keine Proklamation mehr zu drucken hat, so scheint sie sich jetzt besonders auf den Verlag dieser, selbstverständlich nur für den engsten Kreis des Generalstabes bestimmten Sachen zu legen. — —

Während das bayrische Königshaus seine zwei jungen Prinzen Ludwig und Leopold bei ihren betreffenden Regimentern im Frontdienst gelassen hat und somit gar nicht im Hauptquartier derzeit vertreten ist, haben die Schwaben zwei liebenswürdige Prinzen und darunter den präsumtiven Thronfolger zu uns entsendet. Wie die Württemberger Soldaten, die bei ihren gelegentlichen Märschen durchs Hauptquartier liederfroh und liederkundig in schönem dreistimmigen Gesang und festen Schrittes vorbeizogen, Jedermann das Herz abgewommen haben, so ist es auch mit den beiden schwäbischen Fürsten, Prinz Wilhelm und Prinz Eugen. Letzterer, eine echt süddeutsche, biedere Natur, der trotz seines hohen Alters stets mobil und guter Laune ist, scheint von seinem berühmten Namensvetter aus den Freiheitskriegen eine Ader zu haben. Aber wichtiger und interessanter für uns ist der Prinz Wilhelm von Württemberg, als zukünftiger Erbe des Thrones. — Auch er ist in seiner ganzen Gefühls- und Anschauungsweise ein echter Schwabe: Aus seinen treuen blauen Augen, die bald thatenlustig aufblitzen, bald schwärmerisch nach Innen gekehrt sind, leuchtet jener Geist, der seine Anregungen „aus dem Brunnenstübchen empfängt, wo Kunst und Natur als nachbarliche Quellen rauschen.“ Seine Unterhaltung ist stets anregend und erfrischend; dabei liegt im Klang seiner Stimme jener Ton, der klar und warm aus Herzenstiefen quillt und das sicherste Zeichen eines treuen, goldreinen Herzens ist. Er war in Göttingen, wo er bis vor Kurzem studiert hat, Kneipschwanz der Sachsen oder Alt-Braunschweiger und ist seinen Kommilitonen und Korpsbrüdern derselbe liebe Kamerad gewesen, wie vorher den Potsdamer Gardehusaren und jetzt den Mitgliedern des Hauptquartiers. Alle sind ihm zugethan, weil ihm jene echte Menschenliebe eigen ist, welche in einem herzlichen Sichversetzen in den Zustand und die Gefühls- und Denkweise des Nebenmenschen sich dokumentiert. Sein Witz und sprudelnder Scherz ist nie zu feindlicher Spitze geschärft, sondern mehr milde lächelnd über menschliche Schwächen, sich selbst mit einschließend beim Bespötteln und Necken. Es

soll wahrhaft herzerfrischend sein, wenn unser Heldenführer, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der ja auch mehr ein süddeutsches Naturell hat, mit dem Württemberger zusammen ist; der Strom geistigen und seelischen Wechselverkehrs, in welchen die Unterhaltung dieser beiden edlen Gemüthsmenschen getaucht ist, soll auch für die Umgebung stets erfrischend und erfreuend sein.

Wenn es nach dem Prinzen Wilhelm ginge, so ritte er am liebsten, den Degen in der Faust, bei seinen württembergischen Dragonern jede Attacke mit, um mit Leib und Leben Zeugniß von seiner Liebe zum engern und weitern Vaterland abzulegen. Aber ohne daß er es ahnt, wird er von den preußischen Heerführern und seinem Landsmann Oberst Faber du Four zurückgehalten, da ihm ja für die Zukunft eine größere Aufgabe gestellt ist. als blos mit dem Säbel in den Feind einzuhauen. — Seine rothblonde Erscheinung, kernig und doch elastisch, macht (wenn er die häßlich entstellende blaue Brille nicht trägt, die er zum Schutz gegen Staub und Sonnenbrand häufig aufsetzt), einen sehr sympathischen Eindruck.

So oft württembergische Truppentheile das Hauptquartier passiert haben, heimst Prinz Wilhelm mit einem gewissen Behagen das Lob ein, das diesen prächtigen Soldaten von allen Seiten gespendet wird. Da die Uniform derselben sehr kleidsam ist und der über den Tornister geschlagene Mantel die Brust frei läßt, so marschieren diese Mannschaften auch bei großer Hitze viel frischer und elastischer, und mit ihren Volksliedern, welche diese Schwaben im Gegensatz zu der von unsern halb polnischen Regimentern ewig gesungenen „Wacht am Rhein“ anstimmen, erfreuen sie Aller Herzen. Es ist uns dann jedesmal, als ob der Neckar und der Rhein auch in den Volksstamm der Schwaben Fluß und Leben hineingebracht hätten. Diese kernigen, aus der Tiefe der Volksseele aufgestiegenen Lieder mit ihrem rythmischen Schwunge haben etwas Herzerfrischendes, elementar Fortreißendes; man fühlt, daß ein Volksstamm, aus dem diese Gesänge entkeimten, des höchsten Heldenmuthes fähig ist.

Es giebt eine Höflichkeit, oder sagen wir besser Artigkeit des Herzens, die nur wenigen Menschen eigen ist. Sie ist ein Produkt von seltener Anlage und sorgfältiger Erziehung, und der Ausfluß einer wirklich vornehmen Gesinnung, die — wie jede edle Eigenschaft, — eine in des Wortes höchster Bedeutung

aristokratische ist. Solche Menschen verbreiten Sonnenschein um sich, und alle Herzen fliegen ihnen zu. — Und zu diesen Sonnenschein-Menschen gehört neben Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen, auch der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz. Mit offenen blauen Augen, etwas gehobener Nase, unter der sich ein kleines Schnurrbärtchen keck zu kräuseln beginnt, und mit einem wohlwollenden Lächeln um die Lippen, als Ausdruck seiner jugendlichen Frohnatur, schaut dieser Prinz der Obotriten in sonnenheller Unbefangenheit in die Welt hinaus.

Während seine Eltern mit ihrer Vergangenheit und den Sympathien der Gegenwart mehr in englischem Boden wurzeln und trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit dem preußischen Königshause (ich nenne hier nur die unvergeßliche Königin Luise) allem preußischen und speziell Berliner Wesen abgeneigt sind, ist dieser junge Erbprinz mehr ein Kind der neuen Zeit und weiß, was dieselbe für nationale Anforderungen an die deutschen Herrscherhäuser stellt und noch stellen wird. Auch er kann sich dem Zauber der ritterlichen Erscheinung des preußischen Kronprinzen nicht entziehen. Unser Knesebeck, der übrigens mit einer seiner Besitzungen Gutsnachbar des Strelitzer ist, schätzt denselben sehr hoch: Ein goldklares Herz, ein tiefes Gemüth, und eine kerngesunde, echt-deutsche Natur leuchtet aus seinen Augen und offenbart sich in seinem ganzen Gebahren; dem Humor nicht abgeneigt, stellt er alle Vorkommnisse des alltäglichen Lebens und des kriegerischen Dienstes in die Beleuchtung des ewigen Sonnenscheins. —

Noch zwei weitere Verwandte des Preußischen Königshauses, deren Regimenter zu unserm XI. Korps gehören, sind hier im Hauptquartier der III. Armee, ich meine den Erbgroßherzog von Weimar und den Meininger Erbprinzen. Man kann sich keine größeren Gegensätze der Persönlichkeiten denken, als diese beiden sächsischen Prinzen. Der Erbgroßherzog von Weimar, dem die drall anliegende Husaren-Uniform zu seinem untersetzten Körper vortrefflich steht, ist mehr an sich haltend, fürstlich-gemessen, ruhig in Ton und Geberde; — der Meininger Erbprinz, von kleiner und zarter Figur, beweglich fast bis zur Nervosität. Ersterer drückt in der heitern Lebensfreude, dem pflegmatischen, mild-lächelnden Humor seines Wesens mehr ein gewisses laissez-faire et laissez-aller aus und scheint infolge einer

Art von feinfühliger Schüchternheit der Initiative zu entbehren; — der Meininger dagegen hat einen unwiderstehlichen Drang, überall sich zu orientieren und womöglich thätig mit einzugreifen. Das offene, freie Antlitz des Weimaraners mit seinen regelmäßigen Zügen und treuen Augen, würde schön zu nennen sein, wenn es nicht schon so stark wäre; — die Züge des Meiningers sind nichts weniger als schön, aber wenn im Gespräch die klugen, lebhaften Augen aufleuchten, bekommt das Antlitz dieses kleinen Prinzen einen Ausdruck von so fein geschnittener diplomatischer Aristokratie, daß man seine Figur am liebsten in das Zeitalter eines Bolingbroke oder Talleyrand zurückversetzen möchte. Er sieht aus, als wenn er ein vorzüglicher Schachspieler sein müsse, befähigt, jede Situation mit dem ersten Blick zu überschauen und für seine Interessen auszunützen. Wo er erscheint, ist er mit seinem scharfen Geist, seiner kombinatorischen Gabe und seiner schlagfertigen Zunge der Hecht im Karpfenteich; und es ist überaus interessant zu beobachten, wie dieser kleine junge Prinz es schon versteht, bei den Offizieren Cercle zu machen und jedem Kamerad ein Wort zu sagen, das auf den martialischen Gesichtern der Soldaten mit prickelnder Lebhaftigkeit wirkt. — Ob der Meininger wirklich, wie unser Major behauptet, ein künftiger großer Stratege ist, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls weiß ich, daß er ein bedeutender Musiker (natürlich Wagnerianer) und ein viel versprechender Dramatiker ist. Mein Kouleurbruder O. Rückert aus Meiningen, selbst ein Erbe großer Familien-Talente, hatte in Heidelberg, bei den gelegentlichen Einladungen zu den ästhetischen Thees seines Erbprinzen, oftmals Gelegenheit, in den vorgelesenen Dramen desselben die Energie in der Charakteristik der Personen und die Schönheit der Diktion zu bewundern. Besonders die männlichen Charaktere seien von großer Kraft und Hoheit, bis in geringfügige und doch bezeichnende Einzelheiten hinein tief gefaßt; dabei wäre in den Stücken eine reiche Erfindung, strenge Motivierung und oft eine geradezu überraschende Entwickelung der Fabel. Alle Werke und Entwürfe des jungen Prinzen trügen den Stempel einer genialen Persönlichkeit. — Doch relata refero! — trotz meiner ziemlich genauen Kenntniß des Büchermarktes habe ich noch nichts von diesem jungen fürstlichen Dichter vor Augen gehabt und im Schauspiel noch nichts von ihm zu sehen bekommen. Vielleicht ist es auch nur „Zukunftsmusik“. Sollte der Meininger wirklich politisch

so radikal sein, wie aus einigen hier kolportierten Aeußerungen erhellt, so dürfte ihm später, wie so manchem andern angeblich liberalen Erbprinzen, beim Regierungsantritt das Schicksal des Zauberlehrlings nicht erspart bleiben.

Sein bisheriger militairischer Begleiter, der liebenswürdige Premierleutnant Freiherr v. Schleinitz, scheint, da der Prinz in der That ein sehr selbständiger Herr ist, jetzt in sein 2. Garde-Regiment z. F., das bei St. Marie aux Chênes so viel Verluste erlitten hat, zurückgetreten zu sein. Schleinitz ist auch noch, wie der seiner militairischen Leitung anvertraute Prinz, eine jugendlich schlanke und geschmeidige Gestalt, die Züge edel und ausdrucksvoll, mit der abgeklärten Ruhe eines selbständigen Charakters, die ganze Erscheinung von Geist und Wohlwollen sprechend.

Se. Hoheit den Herzog Georg von Meiningen haben wir, obwohl er den ganzen Feldzug mitgemacht, in unserm Hauptquartier, sowie später in Versailles und an der Loire, im Hauptquartier unserer 17. Division, kaum zu Gesicht bekommen. Sein ritterlicher Sinn zog es vor, sowohl in der ersten, glänzenderen Hälfte des Feldzuges, als auch nachher unter den schwierigsten Aufgaben und Lagen der 22. Division, in den unaufhörlichen Kämpfen und Märschen dieser sogen. Kilometer-Division, bei seinem geliebten 32. Regiment zu bleiben. Mit Recht rühmen Offizier und Mannschaften dieses tapfern Regiments ihrem hohen Chef nach, daß er „Gefahr und Sieg in den Schlachten, Mühen und Entbehrungen auf rastlosen Märschen in Sonnengluth und Regen, in Sturm und Schnee mit ihnen getheilt, den Angehörigen in der Heimath sorglich rasche und treue Kunde gesandt und jedem Einzelnen, Offizieren und Soldaten, Verwundeten und Kranken, die wärmste Huld und Theilnahme erwiesen."

Endlich wäre unter den fürstlichen Mitgliedern des Hauptquartiers unserer Südarmee der Herzog Friedrich von Augustenburg noch zu erwähnen. Dieser neuerdings viel genannte Fürst ist eine milde, ausgleichende Persönlichkeit, welche in der schlichten Natürlichkeit und herzlichen Freundlichkeit der Rede zum Ausdruck kommt, ja schon aus seinen blauen Augen voll unversieglicher Herzensgüte Einem entgegen leuchtet. Sein herzgewinnendes, Achtung gebietendes Wesen, nicht zum wenigsten in seiner innigen Frömmigkeit begründet, würde dem Throne Schleswig-Holsteins zur Zierde gereicht haben und zum reichen Segen geworden sein, wenn er eben nicht von der öster-

reichischen Politik so sehr sich hätte umgarnen und verblenden lassen, daß Preußen zur Wahrung seiner Lebensinteressen und Erfüllung seiner die Flotte betreffenden nationalen Wünsche schließlich ihn ganz bei Seite schieben mußte. — Doch das sind geschehene Dinge, die uns nichts mehr angehen; wie unser Anhalt auf die berechtigte Erbschaft von Lauenburg hat verzichten müssen, so fügt sich auch der Herzog von Augustenburg der Logik der Thatsachen. Anfangs wegen seiner bayrischen Uniform*) mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, ward es je länger je mehr aus seinem Auftreten und gelegentlichen offenen Aussprachen Jedermann klar, daß er ein Fürst von geradem Sinne und von deutsch-nationalem Empfinden ist, der in dieser großen, herrlichen Zeit, in der wir leben, seinen Schleswig-Holsteinern vorangeht auf dem Wege, auf dem es gilt, Manches zu vergessen und auf manch persönlichen Wunsch zu verzichten zum Besten des Gesammt-Vaterlandes.

Seine leutselige, ritterliche Persönlichkeit ist stets herzlichster Sympathie derer, die sich ihm nahen, zum Voraus gewiß; und dieses Vertrauen zu den Mitmenschen, ein wahrhaft fürstlicher Zug seines Wesens, offenbart sich in seiner aufrichtigen Menschenfreundlichkeit. — An einem blau-weiß-rothen Ordensbändchen hatte er in meinem alten Heilgehilfen Lindemann aus Berlin einen Kriegskameraden von 1850 erkannt; und nun hatte ich häufig Gelegenheit, den hohen Herrn in seiner herzgewinnenden Güte und in jener vornehmen und doch schlicht menschlichen Liebenswürdigkeit zu beobachten, welche ihn besonders auszeichnet. Er war in seinem Verhältniß zu den schlichten Leuten aus dem Volk so wohlthuend frei von aller Herablassung; er war ruhig und von einer Würde, die nur der äußere Abglanz seiner reinen, in sich gefesteten Innenwelt ist. Und dieser ruhige Pulsschlag der Empfindung machte auch alle seine Worte zu ruhigen und freundlichen, sodaß man nach jeder Unterredung mit ihm innerlich befriedigt und erfreut war.

*) Er war allerdings in der preußischen Armee groß geworden; da er aber derzeit weder diese Uniform, noch vollends die der Oesterreicher tragen konnte, so war es ganz taktvoll, daß er diesen Ausweg gewählt, und die Erlaubniß zum Tragen der bayrischen Generals-Uniform eingeholt hatte. Die Empfindlichkeit der Altpreußen hierüber ist uns völlig unverständlich. D. V.

32. „Hauptquartier für deutsche Litteratur und Kunst.“

In seinen Kriegserinnerungen „Alldeutschland in Frankreich hinein“ erzählt A. Strodtmann, daß er am 8. August, als er gegen Abend durch das Dorf Merzweiler schlenderte, an der Eingangsthür eines Gartens von einer weißen Fahne angelockt sei, welche die mit schwarzen Lettern gemalte Inschrift trug: „Hauptquartier für deutsche Literatur und Kunst.“ Es war ein Scherz seines jovialen Kollegen, des Malers und Korrespondenten Ludwig Pietsch, den er mit Freytag, Hassel und dem Schlachtenmaler Bleibtreu in einer Laube bei einer Flasche elsässischen Landweins sitzen fand. „Ja, ja,“ rief Pietsch ihm entgegen, „die Rollen sind gewechselt! Es handelt sich nicht mehr darum, französische Civilisation nach Deutschland, sondern deutsche Kultur nach Frankreich zu tragen; da ist es doch gut, den Herren Franzosen, durch deren Ortschaften wir reisen, gleich mit deutlicher Schrift anzuzeigen, wo deutsche Kunst und Literatur während des Krieges zu finden sind.“ Die kleine Gesellschaft, die sich im anregendsten Geplauder über die Ereignisse der letzten Tage erging, wurde bald noch durch die Ankunft des Herzogs von Koburg und des Erbgrinzen Leopold von Hohenzollern vergrößert, welche ebenfalls dem heitern Aushängeschild gefolgt waren und als congeniale Geister für eine Weile bei diesen Vertretern deutscher Kunst und Wissenschaft sich niederließen. — So wollen denn auch wir uns bei diesen fröhlichen Herren niederlassen, und während sie in geistsprühender Unterhaltung über Politik, Kunst und Strategie sich ergehen, sie ein wenig beobachten und zu zeichnen suchen.

Da sind zunächst Gustav Freytag und Georg Bleibtreu und Professor Hassel, die einzigen vom Kronprinzen offiziell geladenen Vertreter deutscher Literatur und Kunst.

Es war mir eine besondere Freude, schon in Speyer den Schlachtenmaler Bleibtreu, der mir durch seine großartigen Schöpfungen schon so manche genußreiche Stunde bereitet hat, in Gesellschaft unseres verehrten Knesebeck kennen und nun auch

als Menschen lieben zu lernen.*) — Eine straffe Selbstzucht, eine starke Seele steckt in Bleibtreu's zartem Körper; oft wirkt es geradezu zündend, wenn dieser kleine Mann mit seinen milden blauen Augen bei irgend einer nationalen Frage in Erregung kommt und anfangs mit etwas pathetisch klingenden Worten, dann aber in vollen, klaren Brusttönen von deutscher Größe, nationaler Zukunftsherrlichkeit und von hierzu nothwendiger Opferwilligkeit redet. Der Pflichtbegriff in seiner ganzen kategorischen Unverantwortlichkeit, hoch über allem Spiel der Leidenschaften, durchdringt sein Wesen und bestimmt sein ganzes Wirken; sodaß ich jetzt, nachdem ich die persönliche Bekanntschaft des werthen Mannes gemacht, vollkommen begreife, wie nur Er die deutschen Freiheits- und Siegeslieder aus den Freiheitskriegen so illustrieren konnte, daß sie förmliche Nachdichtungen zu sein scheinen, Dichtungen, die uns in der Jugend immer und immer wieder begeistert haben. Mit seinem altpreußischen Pflichtgefühl ist er ein Prophet der Energie des Willens und durch seine begeisternden Werke zur Verherrlichung der Freiheitskriege, der Erhebung Schleswig-Holsteins und der letzten drei Kriege ist er ein schneidiger Waffengänger des nationalen Ringens und des neuen Kaiserthums geworden. An ihm fand ich wieder einmal bewahrheitet, was mein verehrter Lehrer Herm. Riegel immer behauptet, daß ein Künstler, der in seinen Schöpfungen wahrhaft groß und edel ist, auch ein edler Mensch sein müsse: Es war nichts klein an ihm, als das Maß seines Leibes. — Wie ein Kind, kennt Bleibtreu keine Gefahren, und oft ist er von Herren des Stabes mitten aus dem Schlachtgewühl geholt worden, wo er tollkühn und ahnungslos bei den Batterien oder inmitten der durcheinander gewürfelten Abtheilungen der Kämpfenden seinen Studien nachging, sodaß schließlich der Kronprinz ihm ernstliche Vorhaltungen machen und zur Vorsicht mahnen mußte.

Obwohl geborener Preuße vom Niederrhein, so hat er doch all' jene schmerzlichen Empfindungen mit durchgemacht, welche

*) Vergleiche über ihn auch meine Skizze in der „Allgemeinen Moden-Zeitung", Jahrgang 1876 Nr. 14 und vor Allem meine „Kunststudie und biographische Skizze": „Georg Bleibtreu, der Maler des neuen deutschen Kaiserreiches" (Cöthen, Paul Schettler's Verlag), derentwegen ich mit dem bescheidenen Künstler beinahe zerfallen wäre, wenn nicht seine Verwandten ihn beruhigt und überzeugt hätten, daß er solches Lob seiner Werke wohl verdiene. D. V.

in der Schleswig-Holstein'schen Frage und beim Elend des Bundestages die Herzen der Patrioten in den deutschen Klein- und Mittelstaaten durchbebten; aber er hat sich dadurch seinen Glauben an die Zukunft unseres Volkes, seinen politischen Idealismus nicht rauben lassen. Es ist ja ein Zeichen edler Naturen, daß sie jene Schwungkraft des Idealismus, die im Stande ist, die eigene Person und die politische Umgebung aus dem Staub des Tages zur Höhe zu führen, nicht mit den Jahren verlieren, sondern nur läutern; — daß dieser ihr Idealismus durch scheinbare Mißerfolge nicht zerstört wird, — daß ihr Vertrauen auf die Kraft des Guten im Volksgeiste und auf den Erfolg der Wahrheit sich von den Stimmungen und Strömungen des Augenblicks nicht unterdrücken läßt, sondern daß er eine Spannkraft der Seele ist, immer jung zu bleiben und ihre einmal gesetzten Ziele mit immer neuer Frische und immer reicheren Mitteln zu erstreben. Und so war es stets beim Bleibtreu: Je trauriger und hoffnungsloser die Zeit von 50 bis 64 Anderen erschien, um so zuversichtlicher wies er auf den nothwendig kommenden Umschwung der deutschen Verhältnisse hin und bereitete die neue Zeit in hervorragender Weise selbst mit vor, indem er durch seine Darstellungen unserer großen Vergangenheit die heranwachsende Jugend im Innersten packte und begeisterte. Für nichts ist er deshalb dem lieben Gott dankbarer, als dafür, daß er ihn diese große herrliche Zeit, in der wir stehen, noch hat erleben lassen; der feuchte Blick der Rührung und der Stolz der Begeisterung glänzt aus seinen treuen blauen Augen uns entgegen, wenn er von der nothwendigen Opferwilligkeit, der Treue bis in den Tod zu uns redet und die etwa Ueberlebenden mahnt, die Standarte nationaler Einheit für immer hoch zu halten und gegen äußere und innere Feinde zu vertheidigen.

Der zweite illustre Gast des Kronprinzen ist Gustav Freytag, der geniale Verfasser von „Soll und Haben" und des uns Leipziger Studenten besonders werthen Romans: „Die verlorene Handschrift." — Auch sein späterer Verkehr bei Hofe, der unwillkürlich so mancherlei Konventionen mit sich bringt, hat doch niemals das Volksthümliche seiner literarischen Thätigkeit und den reinen Instinkt seines dichterisch-bewegten Gemüths zu ersticken vermocht. Bei aller Freiheit der politischen und auch der sittlichen Anschauungen war und blieb ihm ein zarter Takt eigen,

der mit dem liebenswürdigsten Humor gepaart, seinen Schöpfungen allezeit einen eigenartigen persönlichen Reiz verleiht und ihnen bei aller epischen Breite einen Zug frischester Subjektivität bewahrte. — Aber so volksthümlich in seinen Schriften und Dramen, so hofmännisch-kalt war er in seinem Auftreten im Hauptquartier, und nur ganz intimen Freunden gegenüber trat er aus seiner Reserve. Für uns, die wir ihn doch seit Jahren um seiner klassischen Romane und seiner „Grenzboten"-Artikel willen verehrten und liebten, war er geradezu unnahbar, so gern auch mancher gewünscht hätte, seine Bekanntschaft zu machen. Die feierlich würdevolle und gemessene Haltung seiner hohen, starkknochigen Gestalt, die so sehr von der frischen und freundlichen Art Bleibtreus abstach, verbot zum Voraus jede Vertraulichkeit. Bei einer Bemerkung hierüber erfuhr ich von einem mir lieben Herrn des Hauptquartiers, daß Freytag nicht ohne tiefen Kummer jetzt sei, da er, der glühende deutsche Patriot, der jetzt die Ideale seiner Jugend sich erfüllen sieht, den Schmerz und die Schande erleben müsse, daß sein Stiefsohn, ein junger schlesischer Graf, in Paris als internationaler Schlemmer lebe. Dieser Gedanke verbittere ihm so manche Stunde und mache ihn wohl etwas verschlossen nach außen.

Diesen beiden offiziell geladenen Gästen des Hauptquartiers ist gleich noch Professor Hassel anzufügen, der Berichterstatter des Staatsanzeigers. — Man sieht es dem zarten, blassen Herrn (scheinbar einem echten Stubengelehrten) auf den ersten Blick nicht an, welch' gediegene Persönlichkeit er ist: In ihm sind scharfer Verstand mit weltmännischem Takt, geistige Begabung mit trefflichen Eigenschaften des Charakters auf's Glücklichste verbunden, sodaß dieses wichtige und ehrenvolle Amt eines offiziellen Berichterstatters keinem bessern übertragen werden konnte. Frei von Vorurtheilen und aller Partei-Einseitigkeit, vertritt er vor Allem den nationalen Standpunkt, und sein feingebildeter Geist und seine vornehme, charaktervolle Gesinnung geben ihm eine Stellung über dem Genre, was man sonst als „offiziöse oder offizielle Feder" zu bezeichnen pflegt. Sowohl als Philologe, wie in der Diplomatik des 10.—13. Jahrhunderts soll er gleich bedeutend sein, sodaß ihm jedenfalls noch eine große Zukunft in der Karriere der preußischen Landes-Archivare bevorsteht. Wie als Lehrer der Universität und als Schriftsteller, so wirkt auch seine Persönlichkeit in einfacher Unter-

haltung; durch sein vielseitiges Wissen anregend, werden jedem die mit ihm verbrachten Stunden unvergeßlich sein.*)

Zum künstlerischen Stabe müssen auch noch zwei Herren in Uniform, der Kammerherr Graf Seckendorff und der schlesische Graf Harrach, gerechnet werden. Ersterer trägt zwar die Uniform des Potsdamer 1. Garde-Regiments z. F., hat aber weder in der Adjutantur, noch im Frontdienst irgend welche Verwendung. Und da Graf zu Eulenburg, der Hofmarschall, an der Seite seines hohen Herrn, die Pflichten der Repräsentation in geradezu musterhafter Weise, mit jener in einzelnen altpreußischen Familien erblichen höfischen Würde und Liebenswürdigkeit ganz allein zu erfüllen weiß, so hat eben Kammerherr Graf Seckendorff keine andere, aber deshalb gewiß nicht weniger schöne Aufgabe, als seiner hohen Gebieterin, der Kronprinzessin Viktoria von Preußen, in reizenden Aquarellen alles Sehenswerthe aus den Quartieren des Kronprinzen zu fixiren und der hohen Frau so gleichsam die Illustrationen zu den täglichen Briefen ihres Gemahls zu liefern. Die malerische Tüchtigkeit des Grafen Seckendorff soll nach Pietsch's Urtheil weit über den Dilettantismus des gewiegten Kunstliebhabers sich erheben

*) Professor Hassel hatte gleich im Anfang der Besetzung von Versailles vom Kronprinzen den delikaten Auftrag erhalten, mit dem Maire und den Redakteuren der beiden Zeitungen „Journal de Versailles und „Union libérale" zu verhandeln und sie zu dem gewiß berechtigten Versprechen zu bewegen, sich aller weiteren Angriffe auf unsere siegreiche Armee zu enthalten und im Interesse der Wahrheit und zur Aufklärung ihrer Volksgenossen die doch streng objektiv gehaltenen offiziellen Depeschen bekannt zu geben. Aber weder Hassel, noch der ebenso liebenswürdige wie thatkräftige Kommandant von Versailles, General von Voigts-Rhetz, waren im Stande, den Herrn Rameau oder die Redakteure, die im Uebrigen ohne jede Censur bleiben sollten, zu diesem Versprechen zu bewegen. Recht bezeichnend für die Gesinnung und den Charakter dieser französischen Herren war die Erklärung des Redakteurs Jeannin, „daß er sein Blatt allen preußischen Nachrichten, auch wenn er von der Richtigkeit derselben überzeugt wäre, verschließen müsse, da er es für seine Pflicht halte, die Wahrheit zu verschweigen, sofern dieselbe entmuthigend auf die öffentliche Meinung wirken könne." Es blieb daher unserer Verwaltung und Kommandantur nichts weiter übrig, als ein eigenes Blatt in französischer Sprache: „Nouvelliste de Versailles", später umgetauft in „Moniteur officiel du Département de Seine et Oise", herauszugeben. Von zwei aus Paris vertriebenen deutschen Korrespondenten, Levisohn und Bamberger, herausgegeben, wurde dieses „Journal de Bismarck" von den Einwohnern förmlich verschlungen.

und wirklich ganz Vortreffliches leisten.*) Im Uebrigen gehört der Herr Graf zu jenen beneidenswerthen Herren vom Hofe, welche in Uniform alle Hof- und Staatsaktionen und alle Feldzüge in angenehmster und bequemster Weise mitmachen können und dabei jedesmal ein halbes Dutzend Orden mit heimbringen, die ihre Verdienste Jedermann gleich vor Augen halten. Die immer gleiche Artigkeit und die immer gleiche Verschlossenheit eines gewiegten Hofmannes eignen ihn gut für seine Stellung und werden ihn ohne Zweifel noch weiter bringen.

Der zweite Maler in Uniform ist Graf Harrach. Seine ganze Erscheinung, seine schlanke, hochaufgerichtete Gestalt und die Gediegenheit seines Wesens berühren Einen sofort sympathisch. Er ist in der That ein harmonisch ausgeglichener, wahrhaft vornehmer Charakter. Aus seiner angeborenen Herzensgüte und edlen evangelischen Gesinnung entsprang jene natürliche Liebenswürdigkeit, durch welche er im Hauptquartier Aller Herzen gewinnt. Er ist eine sogenannte Sonnenschein-Natur. Ueber seine Leistungen als Maler, die sehr gerühmt werden, kann ich nicht urtheilen, da ich bis jetzt nichts von ihm gesehen habe;**) — er scheint überhaupt, nach seiner Kürassier-Uniform zu urtheilen, nur ein militairischer Schlachtenbummler sein zu wollen, denn man sieht ihn nur selten skizzieren. Aber eine Fülle von Studien

*) Was Graf Seckendorff als Maler leistet, das ist weiteren Kreisen im Jahre 1877 durch eine Ausstellung von 50 Studienblättern im Künstler-Verein zu Berlin vorgeführt worden. Diese meist in Aquarell ausgeführten Blätter zeigten in reicher Abwechselung Landschaften, Architekturen und Figuren, meist aus Indien, zum Theil auch von Reisestationen in Venedig und Rom. Sie ließen kaum errathen, daß sie von einem Manne ausgeführt sind, für welchen die Kunst nicht Lebensberuf ist. Im Gefolge des Prinzen von Wales hatte er Indien bereist und damit Gelegenheit zu Studien bekommen, wie sie so gründlich selten einem Künstler ermöglicht werden. Ein schätzenswerther Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, sind diese Skizzen und Studien über Volkstypen, Straßenscenen und Prachtbauten des alten Wunderreiches zugleich ein in jeder Hinsicht erfreuendes Werk echter Kunst.

**) Später habe ich so ziemlich alle größeren Werke Harrach's kennen und ihn dadurch immer höher schätzen gelernt. Von seinem Sedan-Bild an, das ich noch höher stelle, als das unseres lieben Bleibtreu, von der „Versuchung des Herrn“ und „Petri Verleugnung“ bis zu den herrlichen Portraits seiner Töchter, seines Dorfpastors und seines Schwiegersohnes, war ein steter Fortschritt zu vollendeter Meisterschaft zu beobachten. Und welch' gottbegnadigter Künstler er ist, konnte man auch aus seinen Landschaften und der vor Kurzem ausgestellten „Kurfürstenbrücke am Wintermorgen“ auf's Neue erkennen. Seine neueste Schöpfung, das Portrait seiner Gattin, frappirt durch die feingeistige Art der Auffassung und durch die Kraft der Charakteristik; es ist geradezu ein Holbein'sches Werk. D. V.

muß dies Leben im Hauptquartier ihm schon geboten haben und noch bieten. Mit dem offenen Blick für die Eigenthümlichkeit von Land und Leuten, genießt der feinsinnige Künstler und hochgebildete Mann die Reize der belle France und den täglichen Wechsel der wunderbaren Ereignisse und Eindrücke, den dieser Feldzug für uns alle mit sich bringt.

Die oben genannten Schriftsteller Ludwig Pietsch und Adolf Strodtmann waren gleich von Anfang des Krieges als blinde Passagiere dem Hauptquartiere gefolgt, obwohl infolge königlicher Verfügung beim Ausbruch des Kampfes keine Zeitungsreporter außer den offiziellen Berichterstattern, in den Hauptquartieren „bis auf Weiteres Zulaß finden sollten.“ Von solchen gewandten und bewährten Männern, wie diese, war jedoch keine indiskrete Mittheilung über taktische Verhältnisse und Entschlüsse zu befürchten, und so ignorierte man scheinbar ihre Person oder übte eine laxere Observanz. Der gute Kronprinz, der wohl selbst die Ungerechtigkeit fühlte, die in der gleichzeitigen Zulassung englischer Reporter lag, drohte zwar bisweilen scherzend, wenn er diese Vertreter der angesehendsten Blätter Deutschlands sah, aber begrüßte sie in seiner herzlichen Weise zu gelegener Zeit und erkundigte sich nach ihrem Befinden und „Schriftstellern mit Hindernissen“. Später wurde ihnen dann auch die Auszeichnung zu Theil, mehrmals zur Kronprinzlichen Tafel geladen, also officiell zugelassen zu werden, während andere wackere Korrespondenten und Maler wie Hünten, Paul Thumann, Heinrich Lang u. s. w., bis Versailles eigentlich nur als „Nassauer“ bei uns auftauchten und sich dem Stabe irgend eines ihnen bekannten Divisionärs anschließen mußten, wenn sie vor schroffer Behandlung seitens der Feldgensdarmerie geschützt sein wollten.

Ludwig Pietsch, für uns Deutsche unstreitig die fesselndste Persönlichkeit unter den Zeitungsreportern des großen und unseres Hauptquartiers, hat eine wahre Dionysos-Natur, in der edelstes Geistesleben und anakreontischer Genuß in antiker Weise wunderbar verschmolzen sind. Die helikonischen Nymphen haben auch ihn in tiefster Seele begeistert; aber er bekennt zugleich in antiker Ruhe und heiterer Klarheit wie die Alten: Homo sum, nihil humani a me alienum puto! Sein interessanter Kopf mit einem weinseligen, sinnlich poetischen Ausdruck in den blauen Augen und mit jenem satirischen Schmunzeln, bei dem ihm der Schalk aus jeder Falte seines Antlitzes hervorschaut, erinnert

mich oft an eine alt-klassische Faun-Büste, welche ich im Park von Wörlitz früher bewundert habe. An Leib und Seele durch und durch gesund, voll sprühenden Geistes und hellsprudelnden Humors, auf allen Gebieten der Kunst bewandert wie selten Einer, und dies alles verbunden mit einem unerschöpflichen Schatz herzerfrischender Gemüthlichkeit, — so ist Pietsch der schönste Repräsentant des Spree-Atheners, in dessen Gesellschaft man gleich nach der ersten Begrüßung das wohlige Gefühl hat, als kenne man den treuen Kameraden schon von alten Zeiten her und müsse ihn für immer lieb behalten.

Ein Zug inbrünstiger Naturliebe, ein empfänglicher Sinn für erdenfrische, kräftige Natürlichkeit ist ihm durchaus eigen. Mit klarem, geschärftem Blick erkennt er bei allen Gegenständen und Scenen das Charakteristische wie das Typische, und weiß es mit dem Stift oder der Feder schnell auf's Papier zu werfen. Wenn er auch daheim gern im Sammtjaquet der modernen Akademiker sich zeigt, so hat er doch nichts von dem Gemachten und Gezierten ihres Wesens an sich, sondern es kitzelt ihn im Gegentheil, diesen steifen Herren in Wort und Schrift, mit Stift und Pinsel ein Schnippchen zu schlagen. — Die frischen, flotten Scenen aus dem Soldatenleben, sowie die kecke Beweglichkeit seiner Zeichnungen aus dem Leben der kleinen Leute, die er in liebenswürdiger Charakteristik und scharfer Beobachtung uns vorzuführen versteht, sind uns ein Beweis, daß hinter seiner leichtlebigen Champagnerlaune ein echter, rechter Künstler steckt.

Es ist Allen ein Räthsel, wo Ludwig Pietsch, der eigentlich den ganzen Tag im Hauptquartier herumflaniert oder bei den militairischen Actionen „überall mittenmang" ist, die Zeit zur Arbeit, zur Abfassung seiner eingehenden Zeitungsberichte hernimmt. Bleibtreu, der öfters ihn bei sich im Quartier mit hatte, erzählte uns auf diese Frage, daß Pietsch als Frühaufsteher oft schon um 4 Uhr bei der Arbeit ist. Nach genommener kalter Douche, die er sich in jedem Quartier Morgens zu bereiten weiß, schreibt er angestrengt, in vollster Concentration seiner Kräfte, die Feuilletons für Berlin und Breslau. Dann geht's um 8 oder 9 Uhr zur Post, und nun hat er den Tag vor sich, um zu schauen und zu hören, wo etwas los ist oder Neuigkeiten zu erhaschen sind. Und er versteht's zu sehen, wie kein Andrer! Jeder seiner Zeitungs-Artikel, der hier im Hauptquartier, oft allerdings erst nach Wochen, in unsere Hände fällt, zeigt uns,

wie er mit malerisch-gebildetem Auge das Flüchtige der Erscheinung festhält, wie er die feinsten Empfindungen für das Charakteristische der verschiedenen Stimmungen besitzt, und in jedem Augenblick scharf und getreu das Bild wiederzugeben weiß, das sich uns Mitstreitern nur flüchtig einprägen konnte, das vollends wiederzugeben selten Einer oder Keiner von uns im Stande gewesen wäre. Geniale Sorglosigkeit und vertrauliche Offenheit, mit der er den durch die wechselnden Situationen hervorgerufenen Gedanken und Empfindungen freien Lauf läßt, seine völlige Freiheit von Affektation im Stil sowohl, als in der Empfindung, machen diese Schilderungen zu dem treuesten Spiegelbild der großen Zeit und geben ihnen einen dauernden Werth.

Er, der kongeniale Illustrator Fritz Reuter's, der das Seelenleben in seinen zartesten Blüthen darstellt, ist zugleich der Darsteller der gräßlichen Wirklichkeit des Schlachtfeldes, der mit unerbittlicher Treue das furchtbar Großartige des Krieges mit dem Zeichenstift festhält und wieder giebt. Wie von seinen Orientfahrten (Eröffnung des Kanals von Suez), so bringt er auch aus diesem Feldzug köstliche Zeichnungen mit heim, prächtige Studienköpfe von Offizieren und Mannschaften, humorvolle Schilderungen der kleinen Leiden und Freuden des Lagerlebens: Alles mit meisterhafter Sicherheit hingeworfen, wahre Kabinetsstückchen liebevoller Kleinmalerei. — Es ist deshalb Jammerschade, daß er sein malerisches Talent nicht zur vollsten Reife ausgestaltet, sondern es vorgezogen hat, als Schriftsteller für die Kunst thätig zu sein. Seine Feuilletons, Kunstkritiken, Festberichte, Reisebeschreibungen und Causerien machen sich, seiner Meinung nach, besser und schneller bezahlt, als Bilder: Die „Tante Voß" und sein Freund v. Korn, Besitzer der „Schlesischen Zeitung", sind daher Schuld, daß Pietsch fast vollständig der Staffelei und dem Atelier untreu geworden ist und nur noch gelegentlich als Illustrator uns die Tatzen-Spur zeigt, aus der man auf einen Löwen in der Kunst hätte schließen können.*) — Unsere Berliner Jungens in der Kolonne und unter den Garde-Pionieren des Hauptquartiers nennen ihn wegen eines drasti-

*) In meiner Sammlung besitze ich Illustrationen von Pietsch zu mehreren Novellen der Fanny Lewald, — darunter einige Interieurs und Genrebildchen, welche geradezu entzückend sind und als Staffelei-Bilder ausgeführt, von großer Wirkung sein würden. D. V.

schen Vorkommnisses bei der Eröffnung des Suez-Kanals, wobei er beinahe ertrunken wäre, spöttisch den „Nil-Pietsch", sind aber nicht ohne Grund stolz auf diesen ihren Landsmann; gerade so, wie der Berliner Philister bei Betrachtung der schönen weiblichen Figuren am Sockel des Schiller-Denkmals spöttelnd von der „Familie Pietsch" redet, und doch in gleichem Athem die zwingende poetische Gewalt des Bildhauers hervorhebt, der das Alltägliche mit dem Hauche edleren Lebens zu durchdringen wußte.

Wie schon vorhin bemerkt, ist Pietsch durch und durch Optimist; seine Freude am Leben, sein edles Schönheitsgefühl und die kernige Gesundheit seines Gemüths bewahrten ihn vor dem griesgrämigen Pessimismus moderner Schriftsteller und hießen ihn an dem echten und rechten Realismus und an einer, durch keine Reflexion angekränkelten naiven Naturfreude festhalten.

Ein lieber, treuer Mensch ist auch Adolf Strodtmann, der große Heine-Biograph und jetzige Korrespondent der „Augsburger Allgem. Zeitung" und der Wiener „Neuen freien Presse," den ich, seitdem unser Chefarzt heimgekehrt war, mit Erlaubniß unseres Majors oftmals auf meinem Johanniter-Wagen mitnahm. — Mit seinem etwas aufgeschwemmten Gesicht und dem einen erloschenen Auge hinter der Brille, ist er nicht gerade eine imponierende Erscheinung, keine Schönheit der äußeren Gestalt: Aber er huldigt der Schönheit auf jedem Gebiete. Keine Kunst ist ihm fremd, aus jeder weiß er die edelsten Genüsse zu ziehen, über jedes Kunstwerk ein treffendes Urtheil zu fällen. Sein innerer Mensch ist eine wahrhaft attische Natur, und dies macht ihn zu einem angenehmen Genossen. — Seine stets schief sitzende schwarze Halsbinde und sein langer brauner Sack-Paletot (wie es scheint: Regenmantel und Schlafdecke zugleich,) sind weit über alle Saisonlaunen der Mode erhaben; aber dafür ist er ein Vertreter jener schönen Humanität, welche in der Hingebung der eigenen Person an ideale Bestrebungen die vollste Lebens-Befriedigung findet. Was er spricht, kommt aus einem reinen und überzeugten Herzen und verfehlt deshalb nie der Wirkung auf das Gemüth des Hörers.

Wir hatten einander wirklich lieb gewonnen, aber wegen Heinrich Heine, dessen viel besprochene Biographie er geschrieben, gab es immer wieder Streit zwischen uns, und geradezu lächerlich war es, daß wir, zwei national gesinnte Deutsche, auf dem Siegeszuge nach Frankreich hinein, erst noch darüber disputieren

konnten, ob Heine ein Deutscher oder Franzose*) oder — internationaler Lump gewesen. Von meiner Gymnasial- und Studienzeit her im Stande, fast alle Perlen im „Buch der Lieder" sofort aus dem Gedächtniß zu citiren, sollte ich nun vom guten Strodtmann, diesem Muster eines deutschen Familienvaters und Hausphilisters mir noch einreden lassen, „daß man an die Schwingen eines solchen Genius nicht die Scheere einer beschränkten Prüderie anlegen dürfe!" Das war mir denn doch zu toll, und darum habe ich dem Strodtmann mit seinem Heine-Kultus gehörig gedient. — Von dem Fluidum ächter Humanität und wahrer Freiheit, welches die Schriften unserer klassischen Dichter und Denker athmen, ist bei Heine nichts zu spüren; nur ein dämonischer Geist der Frechheit und des Hohnes über alles Heilige tritt uns aus seinen Schriften, besonders seinen prosaischen und in seinen Briefen entgegen. Kann ein Mensch von uns geliebt und verehrt werden, der, wie Heine, bei jeder Gelegenheit die Schwächen seines Geburtslandes mit bitterstem Sarkasmus, mit ungerechtem Hohn überschüttet?! — in seinen Prosaschriften oft mit wahrem Behagen in sittlichem Schmutz sich wälzt, Religiosität und bürgerliche Ehrbarkeit blos als Gegenstände des Spottes in Betracht zieht und von den Freiheitskriegen, dieser edelsten Erhebung des deutschen Volksgeistes, zu sagen sich erfrecht: „Mögen nie mehr schmutzige Teutonenstiefel die heiligen Boulevards von Paris entweihen?!" Ein Geist voll Witz und eine Seele voll Gemeinheit, ein großer Dichter und ein sehr kleiner Mensch in ein und derselben Person vereinigt, — kann die wohl auf die Dauer einen ächten Deutschen fesseln?! Der entzückte Beifall, den wir als Gymnasiasten seinen Gedichten gezollt, verschwindet zum großen Theil, wenn wir später auch hinter dem Dichter den Menschen kennen lernen. Strodtmann und Andere vergessen heutzutag so leicht: Seit Kant und Schiller giebt es in der deutschen Literatur nicht nur eine Aesthetik der schönen Seelen, sondern auch eine Ethik der starken Seelen. — Auch seiner Behauptung, daß Heine uns

*) Damals wußte ich noch nicht, oder hatte wenigstens noch nicht die Beweisstücke gelesen, daß Heinrich Heine wirklich einen Sold, ein „Gnaden-Gehalt" von der Französischen Regierung bezogen hat und daß er, als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1812 die Vollendung des Kölner Dom's unternahm, zu prophezeien sich erlaubte, daß der Dom bald ein französischer Pferdestall sein würde.

endgültig von den Gespenstern der romantischen Schule befreit habe, mußte ich mit Entschiedenheit widersprechen; denn nicht er, sondern der viel zu wenig gekannte und gelesene Gottfried Keller hat diese krankhafte Sentimentalität der Romantiker überwunden. Ebenso mußte ich Heine mit Entschiedenheit das Verdienst absprechen, das Volkslied in der deutschen Poesie wieder populär gemacht zu haben; denn das haben, nächst Göthe, Herder, Brentano und Achim von Arnim gethan.

Doch war der tägliche Heine-Streit ausgefochten, so waren wir wieder gute Kameraden, und durfte ich dann so manches Gedicht hören, das der gute Strodtmann in der Nacht oder auf dem Marsche seiner geliebten Gattin daheim*) gesungen. Die Schlichtheit seines Wesens, die erprobte Gediegenheit seines Wissens und der herzliche anspruchslose Verkehrston gewannen ihm die Zuneigung Aller, die ihm näher traten.

33. „Unsere Engländer."

Besser konnte England im Hauptquartier unserer Armee nicht vertreten sein, als durch Oberst Walker, eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne des Wortes. Walker ist eine hohe Gestalt, etwas nach vorn gebeugt, mit ernsten, melancholischen Zügen, der man's aber sofort anmerkt, daß es ein Mann aus einem Guß ist, auf dem man in Wahrheit das schöne und stolze Wort Burns' anwenden kann: „Der Rang ist nur der Prägestock, der Mann das Gold; — trotz Allem!"**)

Oberst Walker ist eine edel und groß angelegte Natur; und wenn seine Vorgänger in der ehrenvollen Stellung als englischer Militair-Attaché in Berlin mit Gewandtheit und Anstand ihren

*) Eines Tages wandte ich unsern Disput etwas ad hominem und frug Str., ob er wohl einen solchen Menschen, der wie Heine so cynisch von Frauenliebe und ehelicher Treue gedacht und geschrieben, als seinen Hausfreund dulden würde. Er antwortete ohne Zaudern: Warum nicht!? Damals konnte er nicht ahnen, daß nur wenige Jahre darauf auch ein solcher deutschjüdischer Literaturhistoriker im Ausland, Br. in K. in echt Heine'scher Weise ihm seine heißgeliebte Gattin entführen würde. Diesen Schlag hat der edle treue Mann nicht verwinden können; er starb am gebrochenen Herzen.

**) Das Gedicht: Through all!

Platz auszufüllen wußten, so verstand er, der aufrichtige Freund und genaueste Kenner der preußischen Armee, es in ganz besonderer Weise, seiner Stellung, neben der des Hausfreundes in der Kronprinzlichen Familie, eine militairische und damit indirekt auch eine gewisse diplomatische Bedeutung zu geben. Man sagt, daß aus ihm, d. h. seinen militairischen Kenntnissen und strategischen Fähigkeiten drei gewöhnliche englische Generale ausstaffirt werden könnten. Sein Verdienst ist es, daß der Antagonismus, der nicht blos im großen Hauptquartier, sondern auch in dem unsrigen gegen England und englische Politik herrschte, wesentlich gemildert ist. Als Mann von Gesinnungs- und Charakterstärke, als feinfühliger Diplomat, hielt er sich verpflichtet, den famosen Mr. Conigsby, diesen Typus eines dummdreisten englischen Korrespondenten, der die nöthige Delikatesse zu beobachten konsequent verabsäumte, möglichst bald aus Versailles und der Nähe des großen Hauptquartiers zu entfernen, und schreckte hierbei auch nicht vor der schließlich nothwendig gewordenen polizeilichen „Abschiebung" zurück. Walker ist eine vornehme, fast zurückhaltende Natur; aber die innere Gediegenheit seines Wesens gewinnt ihm die Zuneigung aller Personen, mit denen er dienstlich oder außerdienstlich zu verkehren hat.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im Hauptquartier ist der große Times-Korrespondent Dr. W. H. Russel. Er ist ein jovial ausschauender, korpulenter Herr, in dessen Antlitz Alles, sogar der spitz nach unten schielende Schnurrbart, Selbstzufriedenheit, Unfehlbarkeit und gewaltige Ueberlegenheit ausdrückt. Bei ihm verbindet sich die angeborene Beweglichkeit des Iren mit der Tüchtigkeit und Gründlichkeit des Engländers; und so ist es denn kein Wunder, daß er als Berichterstatter größerer Zeitungen und in den letzten Jahrzehnten als Kriegs-Korrespondent der Times geradezu einen Weltruf sich errungen hat. Dieses irische Element in ihm, welches vor dem angelsächsischen Wesen durch größere Lebhaftigkeit des Naturells, treffenden Mutterwitz und Humor ausgezeichnet ist, übte, gerade wie bei seinem speziellen Landsmann Palmerston, einen unverkennbaren Einfluß auf seine Charakterbildung und damit auf seine litterarische Stellung aus. Die Eitelkeit, mit welcher Russel mehrere Dutzend Orden bei jeder Gelegenheit, εὐκαίρως ἀκαίρως, gern zur Schau trug, ist auch etwas spezifisch Irisches, während sein, für einen im Hauptquartier nur geduldeten

Korrespondenten, etwas großer Wagenpark und Pferdebestand doch sehr stark wie Protzenthum eines irischen Emporkömmlings ausschaute.*) — Der Spott des „Punch“ über diese seine Landsleute und Berufsgenossen in Versailles, die er höhnend „Kockelorums“ nannte, war nicht unverdient und galt vor Allem dem höchst ehrenwerthen Mr. Russel.

Seine anziehenden Berichte von Volksmeetings, Hoffestlichkeiten, Jagdabenteuern und Militairübungen hatten ihm schon einen großen Ruf verschafft, als er im Jahre 1854 den Auftrag erhielt, die englische Armee nach der Krim zu begleiten. Seine scharfe Beobachtungsgabe eignete ihn sehr gut hierzu; und als er mit schonungsloser Feder die Schäden der englischen Armee und die Mißbräuche der Armee-Verwaltung aufdeckte, führte er direkt den Sturz des Ministeriums Aberdeen herbei. Von da ab datiert sein großer Ruhm und hat er sich so fest in der Gunst des Publikums erhalten, daß sich der Engländer keinen Feldzug, mag er in Indien, in China, in Mexiko, Nordamerika, Italien, Böhmen oder Frankreich sein, ohne seine interessanten Berichte denken kann. Wenn es wahr ist, — und es ist wahr! — daß die Presse die sechste Großmacht ist, so müssen wir Dr. William Howard Russel als deren ersten Minister betrachten. Bei aller Anerkennung seiner literarischen Thätigkeit, werden wir Deutschen es jedoch nicht vergessen, daß er 1866 im Hauptquartier Benedeks mit cynischer Offenheit und hämischer Freude den Untergang Preußens und Norddeutschlands der Welt prophezeite. Auch hier im Hauptquartier der III. Armee hat sich Niemand mit ihm recht befreunden können, wenn

---

*) Ein großer Planwagen des Mr. Russel hatte, gerade wie unsere Johanniter-Wagen, an der rechten Seite eine weiße Fahne mit dem internationalen rothen Kreuz, während an der Plan-Ueberdachung (wahrscheinlich zur Benachrichtigung an etwa siegreiche Turkos und Zuaven!) auf beiden Seiten in großen Lettern „Times“ geschrieben stand. Nicht mit Unrecht verglich ihn deshalb unser Witzbold, Apotheker Regely, mit „Schuster Thieme's Marktwagen.“ — Der Reisemarschall dieses großen Times-Vertreters war ein gewandter polnisch-jüdisch-deutsch-russischer Friseur oder früherer Kellner, welcher 7 lebende Sprachen vollständig beherrschte und zugleich die edle Dreistigkeit von mindestens 7 Personen besaß, sodaß ich meine Leute mehrmals nur mit Mühe, auf strengsten Befehl des Majors, davon zurückhalten konnte, diesen frechen Patron gründlich zu verhauen, wenn er, pochend auf den Geldbeutel und die Gunst seines Gebieters beim Kronprinzen, uns wieder einmal in der als Quartier uns angewiesenen Dorfkneipe ausgemiethet und um das ersehnte Obdach und Bett gebracht hatte.

überhaupt Herrn Russel etwas daran gelegen ist; und so sehr er auch von dem liebenswürdigen Kronprinzen mit Artigkeiten überhäuft wurde, — uns und vielen Anderen schien es immer, als ob Russel diese große Berücksichtigung um uns nicht verdiene, da er nie offen und ehrlich in seiner Theilnahme für die Deutschen sich erwiesen.

Doch seien wir nicht ungerecht in unserm Urtheil, so sehr auch der Hochmuth vieler Engländer uns zu scharfen Gegen-Urtheilen herausfordert! — Die insulare Lage ihres Heimathlandes und das dadurch von selbst sich aufdrängende Gefühl einer besonderen Stellung zu Wasser wie zu Lande, erwecken in jedem Sohne Albion's (und würden auch in uns erwecken!) jene selbstbewußte Absonderlichkeit, welche sich zunächst in einer anerkennenswerthen Liebe zum eigenen Volksthum, zu ihrer unfehlbaren, selbstgenügenden, einzig-wahren Lebensweise, und dann allerdings auch in einer dünkelhaften Resignation allem Fremden gegenüber, auch wenn es noch so gut, noch so berechtigt und anerkennenswerth sein mag, in schroffer Weise zu Tage tritt. Uns Deutschen ist es immer besonders schmerzlich und empörend gewesen, daß man für unser nationales Liebeswerben drüben, jenseits des Kanals, stets nur eine herablassende Miene gezeigt und sich niemals aus den Grenzen einer klug berechnenden, geschäftsmäßigen, den eigenen Vortheil über Alles stellenden Politik hat bringen lassen und von „stammverwandten Brüdern," „historischer Alliance" und ähnlichen schwärmerischen Redensarten der „German Sausages" nichts wissen wollte. Die Politik der egoistischen Isolirung wird ja als Ideal aller staatsmännischen Kunst von Tausenden gepriesen, seitdem in England die Blüthezeit jenes eigenthümlichen aristokratischen Regiments vorüber ist, wo einige Tausende von selbstständigen, staatsmännisch und parlamentarisch geschulten Adligen die Politik nach großem Maßstab leiteten, oder doch wenigstens so diszipliniert waren, daß sie weitsichtigen Staatsmännern opferwillig folgten. Der jetzt Alles beherrschende Krämergeist aber, der keinem Andern ein Aufkommen gönnt, ist uns 1864, dann 1866 und selbst jetzt in empörender Weise bei unserm nationalen Ringen offen oder versteckt in den Weg getreten, und nur wenige Männer, wie der Hofkaplan der Königin Brookes und der edle, liebenswürdige Charles Kingsley, haben ein Verständniß für unser tiefsten nationalen Empfindungen und zugleich den Muth, die

Dinge beim rechten Namen, d. h. Frankreich als „eine eitle, raubgierige, unruhige Nation" und (unter Hinweis auf die heilige Schrift und auf die Jahrhunderte langen Quälereien und Ausplünderungen seitens der Franzosen) unsere jetzige Erhebung einen berechtigten, ja heiligen Kampf zu nennen. — Hoffen wir, daß in England, welches doch früher so stolz auf den Titel „die Tyrannen-Wehre" war, und welches selbst in dem zunehmenden Streben seiner Kolonien nach Selbstständigkeit keine Schwächung, sondern ein naturgemäßes Wachsthum seiner Macht erkennt, trotz aller Gereiztheit des Augenblicks, allmälig die maßgebenden Kreise zu einer billigeren und gerechteren Beurtheilung unseres politischen und militairischen Ringens kommen werden. —

Mr. Russel, das wissen wir Alle, gönnt uns nichts und ist uns kein Freund, so sehr er auch die deutsche Gastfreundschaft sich gnädig gefallen läßt. Die Liebenswürdigkeit Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen ist ja in seinen Augen nur der selbstverständliche Tribut, den jeder Deutsche diesen einzigartigen, bevorzugten Geschöpfen schuldet, die den Vorzug haben, jenseits des Kanals zur Welt gekommen zu sein.

In Russels Gesellschaft, als eine Art von Adjutant, befand sich eine Zeit lang ein hoher englischer Aristokrat, der junge Herzog von Sutherland, — eine jener schönen blonden und blauäugigen Erscheinungen, die man wirklich lieb haben könnte, wenn nicht die eigenthümlichen englischen Allüren und besonders ihr Hochmuth uns Festländer immer wieder vor den Kopf stießen. Da der englische Adel, im Gegensatz zum kontinentalen, nicht eine Kaste, sondern vielmehr ein mit einem bestimmten Besitz verknüpftes Amt ist, das immer nur auf Einen Erben übergeht, so trifft man auch in keinem Lande so wenig von sogenanntem Adelsstolz, und andererseits auch nirgends so viel Achtung vor der Aristokratie und ihren Rechten, wie in England. Die jüngeren Söhne und Töchter treten in einer bestimmten Reihenfolge in's Volk zurück, dessen Söhne und Töchter hinwiederum vermittelst Genie und Thatkraft, Liebenswürdigkeit oder Reichthum zur Peerschaft emporsteigen können. Die Erbin des stolzen Hauses Percy heirathet den Enkel eines Kutschers; Herzöge und Marquis erheben Handwerkerstöchter und Tänzerinnen zu ihren Gemahlinnen; der Sohn eines Kohlenträgers nimmt als Präsident des Hauses der Lords Platz auf dem Wollsack. Diese beständigen

Beziehungen der Nobility und Gentry zu dem Volke sind es auch, welchen die Männer der englischen Aristokratie ihre geistige Frische, die Frauen ihre körperliche Schönheit verdanken. Dieser unausgesetzte Austausch von Kraft und Geist, Rang und Reichthum bringt in die aristokratische Organisation der englischen Gesellschaft eine Mischung und Fluktuation der Klassen, welche eine kastenmäßige Verknöcherung derselben zur Unmöglichkeit machen. Es giebt, wie J. Scherr treffend hierüber bemerkt, in England nur einen gesellschaftlichen Begriff, welcher unter allen Wandlungen unwandelbar bleibt, das ist der Begriff des „Gentleman", und ein Gentleman kann jeder Engländer sein oder werden. — Gerade um deswillen ist es uns so auffallend und kränkend, daß der junge Herzog fast alle unsere Offiziere im Hauptquartier, unter denen doch wahrlich die herrlichsten Charaktere, wahre Prachtmenschen sich befinden, so haarscharf schneidet und sie als Luft behandelt. Dieses Benehmen blos aus „angeborener Bescheidenheit" oder Schüchternheit zu erklären, wie Major von Freyberg meinte, ist wohl nicht gut möglich beim Engländer, der bezeichnender Weise das Fürwort der ersten Person, „J" groß und das der zweiten, „you" klein schreibt. Dieser junge edle Herr mag vielleicht auf dem Marylebone-ground unter seinen hochadligen Genossen ein Criquet-Champion ersten Ranges sein; ich nehme zuversichtlich an, daß er sich als Fellow irgend eines Oxforder Kolleges das Diplom eines „B. A." rite erworben und eine Offizierstelle in einem fashionablen Reiterregiment für einen höchst anständigen Preis noch rechtzeitig, vor Aufhebung jenes Zustandes, gekauft hat; ich habe keinen Grund, nicht anzunehmen, daß er am Derby-Tage oder bei den Ascott-Races, aus dem Bau der Füße und des Brustkastens eines Pferdes mathematisch genau vorherbestimmen kann, ob und mit wie viel Längen Westmorelands Stute oder Renard's Wallach Sieger sein wird; er ist sicherlich, als glücklicher Besitzer der Staffordhouse-Gallery ein großer Kenner der verschiedenen Malerschulen; aber Eins ist er entschieden nicht, was hier gerad unter Militairs in Betracht kommt: — ein feldmarsch-fähiger Reiter ist er nach unseren Begriffen noch nicht. Während Russel ein ganz vorzüglicher Reiter ist, und seine gedrungene Gestalt in strammer Haltung mit dem Pferde geradezu verwachsen zu sein scheint, hängt der junge Herzog auf seinem Gaul, wie ein müder Jokey nach dem Rennen und baumelt mit den Beinen hin und

her, wie auf einem Sägebock. Wenn diese beiden Herren, Russel und Sutherland, in der glänzenden Kavalkade des Hauptquartiers, auf ihren dicken, breitspurigen Pferden und in ihren tadellosen Touristen-Anzügen daher kommen, so werden die Lachmuskeln bei ihrem Anblick stets von Neuem gereizt, und man amüsirt sich dabei mehr, als bei den faden Witzen über Deutschland, welche seiner Gewohnheit getreu, Freund „Punch" auch jetzt noch, nach der Times-Veröffentlichung der Benedetti'schen Noten, zu bringen beliebt. Man sieht es dem jungen Lord an, daß er eine jener friedlichen Civilpersonen ist, welche in ihren Mußestunden sich mit dem Heerwesen beschäftigen und, getrieben von einem höchst schätzenswerthen Patriotismus, sich auf militairische Studien verlegen. In solchen militairischen Fragen und besonders in Kriegsangelegenheiten ist nun Mr. Russel eine große, nach seiner bescheidenen Ansicht geradezu die größte Autorität; daher denn die wahrhaft rührende Bewunderung desselben von Seiten des jungen Herzogs und dessen bescheidenes Zurücktreten hinter diesen militairischen Stern erster Größe.

Da der junge Sutherland sehr bleich und zart aussieht, so wäre ihm eine heilsame Luftveränderung von Herzen zu wünschen, und zwar gleich bis über den Kanal, um dort durch Steak und Stout, die ja doch nur in Englands feuchter, nebliger Luft dem Magen bekommen, sich gehörig anzufrischen und zu stärken. Unsere Stabsoffiziere sind in der That so theilnehmend, daß sie ihm dieses von Herzen wünschen, zumal jetzt, wo die „englischen Sympathien" dadurch uns wieder vor Augen geführt werden, daß die dortige Regierung, allen Neutralitätsgesetzen zum Hohn, es gestattet, England für die französische Armee „als Waffenfabrik, als Remontestall und Kohlenmagazin" ausnutzen zu lassen.

Die anderen Engländer unter uns: Mr. Skinner von den Daily News, der geniale Archibald Forbes und vor Allen Mr. Landell, der Korrespondent und Zeichner der Illustrated London News, waren hochachtbare, taktvolle und daher im Hauptquartier wohlgelittene Herren, welche auch ohne die einflußreiche Empfehlung der preußischen Kronprinzessin sich ihre Stellung leicht würden errungen und erhalten haben. Mr. Landell ist ein Mann von reichem Wissen, feinem Takt und besten Formen; und sein Kollege Hilary Skinner, der sich schon im dänischen Feldzuge als Berichterstatter der Daily News die Sporen erwarb, hat im böhmischen Feldzuge, auf unserer Seite stehend,

sich durch die Wahrheit und Anschaulichkeit seiner Schilderungen großer Anerkennung zu erfreuen gehabt. Seine glänzendste journalistische Leistung war die Schilderung der Schlacht bei Sedan, die er selbst nach London überbrachte, indem er, gleich seinem Genossen Dr. Russel, am Abend der Schlacht über die belgische Grenze ritt, hier in Bouillon noch in der Nacht eine Extra-Maschine mit Waggon miethete und dann, seinen Bericht im Eisenbahnwagen und auf dem Kanaldampfer niederschreibend, direkt nach London eilte, um ihn selbst der Offizin zum sofortigen Druck zu übergeben.

34. Unsere Johanniter.

Mit dem Durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens, dem Prinzen Carl von Preußen, sind wir bis Versailles nur einmal, und zwar in Bar le Duc, am 26. August, zusammengetroffen. Der Prinz stand mit einer großen Anzahl von Offizieren vor dem Königlichen Quartier, einer Filiale der Banque de France, als unser Major, dieser brillante Reiter, auf seiner berühmten schwarzen Stute „Bertha" zu ihm heransprengte und, in schneidigster Weise parirend, seine Meldung machte. In strammer Haltung zogen wir mit unserem stattlichen Wagenzuge, der sich in letzter Zeit noch durch zwei Middeldorpf'sche Wasserwagen und einen großen, in Nancy engagirten vierspännigen Omnibus für Leichtverwundete vermehrt hatte, vor dem Prinzen vorüber, der nachher über unsere Haltung und Ausrüstung, sowie über die bei Wörth geleisteten Dienste seine Anerkennung durch unseren Kommandeur uns aussprechen ließ.

Zum „General-Inspekteur der freiwilligen Krankenpflege" war der Fürst Pleß berufen, mit welchem ich gleich nach Gründung der „Akademischen Sanitäts-Kompagnien" am 15. Juli in Verbindung getreten war und in dessen Palais wir einige Tage darauf, als unser Kommandeur v. d. Knesebeck seine für die Süd-Armee gebildete mobile Johanniter-Kolonne vorgestellt hatte, auch vereidigt wurden.*) — Die glückliche Hand König

*) cfr. hierüber mein bei Paul Schettler, Cöthen (Anhalt) Dezember 1870 erschienenes Buch: „Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris" pag. 10 u. ff.; und besonders auch noch den Anhang desselben: „Das rothe Kreuz und die Schlachtenbummler", in welchem ich speziell über die Thätigkeit des Johanniter-Ordens berichte und mit gewissen Angriffen und Schmähungen desselben abgerechnet habe. D. V.

Wilhelms hat sich auch hierbei bewährt, als es galt, den Armee-Delegirten und „militairischen Inspekteur“ für die freiwillige Krankenpflege auszuwählen: Er stellte den rechten Mann an die rechte Stelle, der es auch den Militairs und den Militair-Aerzten gegenüber versteht, ohne die geringste Pose, durch den bloßen Eindruck seiner ernsten, bedeutenden Persönlichkeit zu repräsentiren. Je länger je mehr hat es sich erwiesen, daß Fürst Pleß zu seiner verantwortungsvollen Stellung sich ganz hervorragend eignet; er hat die nöthige Ruhe und Uebersicht auch bei den schwierigsten, nach den Schlachten plötzlich auftretenden Aufgaben, einen entschlossenen Willen, verbunden mit zielbewußtem Handeln. Schon in seiner äußern, immer edlen Erscheinung liegt ein Abbild seines inneren Menschen. Sein Gesicht mit dem großen Vollbart hat zwar nicht gerade ein klassisches Profil; aber welch' herzgewinnende Freundlichkeit und männliche Kraft liegt in diesen Zügen. Seine hohe Gestalt ist militairisch und echt fürstlich aufgerichtet, voll Ebenmaaß und Anmuth in der Bewegung, die ganze Haltung gemessen und voll Würde; der Blick seiner blauen Augen freundlich und doch fest, und dabei im ganzen Antlitz jener fast wehmüthige Zug milder Nächstenliebe, die für alles Göttliche und Menschlichgroße sein Herz so warm schlagen, für Linderung alles menschlichen Leides im Kriege so opferwillig und thatkräftig eintreten läßt. Seine Thätigkeit im Dienste unserer Verwundeten und Erkrankten ist unvergleichlich. — Als Anhaltiner, dessen Vorfahren im Dienst der Herzöge von Anhalt-Cöthen-Pleß gestanden, war es mir eine besondere Freude, gerade aus seinen Händen das eiserne Kreuz zu empfangen.

Unser spezieller Armee-Delegirter ist Se. Durchlaucht der Fürst zu Putbus, ein stattlicher, schöner Kavalier, der echte Typus eines Potsdamer Gardes du Corps-Offiziers, welcher aber jetzt die Uniform der berühmten Pasewalker Kürassiere trägt. Die vornehme Kälte und das stark ausgesprochene Selbstgefühl des Grandseigneur's, jene Mischung von wegwerfender Nonchalance und formeller Artigkeit im dienstlichen und gesellschaftlichen Verkehr, kennzeichnen ihn als Mitglied jener bevorzugten Stände, die eigentlich nur fruges consumere nati und am häufigsten bei den Rennen von Baden-Baden, Longchamps und Ascott zu finden sind, wenn nicht etwa die Sitzungen des Herrenhauses sie an Berlin fesseln. Durch seine Gemahlin, eine Jugendfreundin

der Preußischen Kronprinzessin, stand er dem Kronprinzlichen Hofe früher sehr nahe, und dieses intime Verhältniß scheint auch jetzt noch seine Stellung zu unserm Höchstkommandirenden wesentlich zu bestimmen. — Des Fürsten hervorragendste Leistung war jedenfalls die Unterbringung und schleunige Evacuirung der vom Wörther Schlachtfeld nach dem Städtchen Sulz strömenden Tausende von Verwundeten. Mit Hülfe unserer Abtheilung 28 (unter Kamerad Dr. Bauer), einiger frisch angekommener Johanniter-Herren und einzelner Trupps von barmherzigen Schwestern, hatte er schon am Abend des 7. August den ganzen Strom in geordnete Bahnen geleitet und mehrere Eisenbahnzüge mit Verwundeten direkt nach dem Innern Deutschlands abgelassen. Zeitweis schloß sich ihm noch der unermüdliche Graf Seherr-Thoß an, um dann später sich vom Hauptquartier wieder zu trennen und bei der Evacuation und in den rückwärts liegenden Lazarethen thätig zu sein. — Unser Kommandeur von dem Knesebeck hatte bald gemerkt, daß wir es, wegen der furchtbar herablassenden Art der Behandlung, nicht gerade als einen Vorzug ansahen, wenn wir zu unserem Armee-Delegirten zu Sekretairdiensten bisweilen kommandirt wurden; er wußte es daher immer so einzurichten, daß er um jene Zeit bei seinem Vorgesetzten ebenfalls etwas zu berichten oder zu besprechen hatte, und erleichterte uns dann durch seine erfrischende und erfreuende Gegenwart diesen „Dienst." —

Unser geliebter Kommandeur Major Freiherr von dem Knesebeck-Carwe*) gehört zu einer jener Adelsfamilien, welche fast alle Söhne und Männer jetzt und in den beiden letzten Kriegen als aktive oder Reserve-Offiziere zur Armee gestellt haben, wie es überhaupt dieser altmärkische, brandenburgische und pommersche Adel seit alten Zeiten es als ein Vorrecht gehalten, seine Staats- und Königstreue auch durch reiche Blutsteuer beweisen zu dürfen, und es immer als eine Ehre empfunden hat, Offiziere aller Grade und Waffengattungen als seine Familienglieder reklamiren zu können. Diese vielgeschmäheten

*) Alfred Cuno Paridam Freiherr v. d. Knesebeck-Milendonck, Herr auf Tylsen, Carwe und Wall, wurde, seitdem er Abgeordneter für den Kreis Ruppin geworden war, später immer als Knesebeck-Carwe bezeichnet. Er ist der einzige Sohn des aus den Freiheitskriegen bekannten General-Adjutanten und späteren Feldmarschall von dem Knesebeck.

„märkischen Junker“ bilden noch immer das Rückgrat des preußischen Offizierkorps und damit ihrer Armee. — Unser Major ist Rechtsritter des Johanniter-Ordens und hat sich als solcher schon im Schleswiger Feldzug 1864, unter dem Grafen Stolberg-Wernigerode, treu bewährt und besonders jenes Haus der Schmerzen und des Todes, das Nübeler Schulhaus*), Wochen lang verwaltet und schließlich noch evacuirt. Die damals und dann 1866 (als „Präses der 1. Kranken-Transport-Kommission“ in den Cholera-Lazarethen Böhmens und der Lausitz) gesammelten Erfahrungen sollte er nun im Dienste seines Ordens und unserer theuren Verwundeten bei den noch größeren Aufgaben des jetzigen Feldzuges zu verwerthen suchen. — Schon durch seine kräftige und herzliche Ansprache bei Uebernahme unserer Kolonne und bei den ersten Exercitien, die wir in der bekannten Wagenbau-Anstalt von Neuß und dann im Hofe des Palais Pleß abhielten, hatte sich Major v. d. Knesebeck das Vertrauen und die Liebe seiner Untergebenen erworben. Sein offenes, joviales Wesen, verschönt durch eine aufrichtige Herzensgüte und einen gesunden Mutterwitz, — die Geradheit und die Gediegenheit seines Charakters, welcher in keinem Augenblick des Wahlspruches „noblesse oblige“ uneingedenk gewesen, eroberte ihm schnell die Herzen von Hoch und Niedrig, wohin er auch kam. Streng, ja im Dienst manchmal militairisch saugrob, war er außer Dienst von sympathischer Theilnahme an dem Wohl und Weh seiner Untergebenen, ein leuchtendes Vorbild altpreußischer Pflichttreue. Die frische Frohnatur, sein eigenartiger kaustischer Witz, nicht zum Wenigsten auch das volle Standesbewußtsein eines altmärkischen Adligen, gaben seinem Wesen und Auftreten in jeder Lebenslage, mochte sie heiter oder ernst sein, einen Standpunkt über den Personen und Dingen, und wußten auch uns in schweren Tagen voll Arbeit und Entbehrung den nöthigen Humor und die Spannkraft der Seele zu erhalten. — Aus seinen hellen, blauen Augen leuchtete ein aufrichtiges Wohlwollen, Lauterkeit des Herzens und zugleich eine klare Schätzung der umgebenden Verhältnisse und Personen. Gleich auf den ersten Blick hatte man den Eindruck des in sich gefestigten, geraden

*) Hier starb unter anderen edlen Opfern auch General von Raven und der viel versprechende Offizier Graf Eugen Maltzahn, Hauptmann im 64. Infanterie-Regiment, ein treuer Hausfreund der Knesebeck'schen Familie.

und unabhängigen Charakters. Und diesem seinem ehrlichen und mannhaften Wesen entsprach auch die offene, rückhaltlose Aussprache; — lauter Eigenschaften, wie sie der Kronprinz, infolge seiner Kongenialität, an den Personen seiner Umgebung liebt. Fürwahr, ein Ritter sans peur et sans reproche!

Knesebeck war von großer, stattlicher Figur, der die Kürassier-Uniform vortrefflich stand. Im Garde du Korps-Regiment groß geworden, trug er jetzt, gleich dem Koburger Herzog und dem Grafen Bismarck, die durch Mars-la-Tour so berühmt gewordene Halberstädter Kürassier-Uniform. Sein Gang war etwas schwer, wie bei den meisten Herren, welche die Uniform der Kürassiere getragen, aber zu Pferd war er einer der stattlichsten und gewandtesten Herren unseres Hauptquartiers. Sein Kopf war rund mit kurzer Nase, von Weitem dem Bismarck's etwas ähnelnd, sodaß wir, trotz seines Knebelbarts, oftmals im Vorbeireiten hören konnten, wie selbst preußische Offiziere ausriefen: Da ist der Bismarck! —

Wie hoch Knesebeck's Thätigkeit im Dienst des Johanniter-Ordens und überhaupt seine Person von seinem König geschätzt wurde, kann man aus einer sehr bezeichnenden Begebenheit ersehen, die zugleich die Herzensgüte und Dankbarkeit dieses edlen Hohenzollers kennzeichnet. Auf dem Heimweg von Versailles nach Berlin begegnete Knesebeck zwischen der Pontonbrücke von Villeneuve le roi und Ferrières dem König Wilhelm und seinem Stabe, und als er nun seinen unterthänigsten Dank für die durch Telegramm an den Kronprinzen ihm verliehene Ordens-Auszeichnung abstattete, wurde er von Sr. Majestät zum Diner nach Ferrières befohlen, wo ihm bei der Tafel der Platz gegenüber dem König, zwischen Feldmarschall v. Moltke und dem russischen Militair-Bevollmächtigten Kutusoff angewiesen war. Vor Beendigung der Tafel schlug der König an sein Glas und sprach, sich zur ganzen Gesellschaft wendend: „Meine Herren, wir trinken dieses Glas auf das Wohl des Johanniter-Ordens, dem die Armee auch in diesem Kriege wiederum zu großem Dank verpflichtet ist und auf das Wohl des ersten Ritters dieses Ordens, der sich das eiserne Kreuz verdient hat und der hier am Tische gegenwärtig ist!" — worauf Se. Majestät mit Knesebeck anstieß und ihm über den Tisch die Hand reichte. — So oft später unser



v. d. Knesebeck-Carwe
Major und Führer
der mobilen Johanniter-
Colonne der III Armee
1870

verehrter Kommandeur auf diese Szene zu sprechen kam, traten ihm die hellen Freudenthränen in's Auge.*)

Ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes ist auch Graf Frankenberg-Proschlitz, der Vertreter des Malthesr Ordens in unserem Hauptquartier. Seine frische, ungezwungene, innerlich sichere Art, seine anspruchslose Vornehmheit und sein offenes Wesen gewannen ihm bei näherer Bekanntschaft die Achtung und Zuneigung aller Personen des Hauptquartiers. Obwohl von nur mittelgroßer Statur, ist er doch zu Pferde eine schöne, stattliche Erscheinung, die noch durch die kleidsame Uniform der grünen schlesischen Husaren gehoben wird. — In der ersten Hälfte des Feldzuges neben unserm Führer Knesebeck taktvoll zurücktretend und mehr als Adjutant von Fürst Putbus dienend, übernahm er später, trotzdem er doch Malthesr war, das Kommando unserer Johanniter-Kolonne, als Knesebeck durch seine parlamentarischen Pflichten nach Berlin gerufen wurde, und führte im Loire-Feldzug, in innigster Verbindung mit der 17. Division (welche den Bayern und unserer 22. Division zu Hülfe eilte) tapfer und gewandt unsere Abtheilungen zu neuen Erfolgen kameradschaftlicher und christlicher Opferwilligkeit. Die Auszeichnungen, die ihm der Großherzog von Mecklenburg und andere fürstliche Führer dieser Heeresabtheilungen an der Loire zu Theil werden ließen, waren deshalb wohlverdiente.

Unser Chefarzt war Dr. L. Hirt aus Breslau, Sohn des

---

*) In ähnlicher Weise wurde Knesebeck, wie ich später erfuhr, von seinem König Wilhelm schon im Jahre 1864 in Berlin ausgezeichnet. Für seine oben angedeutete Thätigkeit im Schleswig-Holstein'schen Kriege durch den Kronenorden III. Klasse mit dem Johanniterkreuz am Ringe ausgezeichnet, war er am 20. Dezember zu dem Diner befohlen, das der König sämmtlichen mit dem Orden pour le mérite begnadigten Offizieren in seinem Palais gab. Als Se. Majestät nach aufgehobener Tafel den um ihn versammelten Helden in herzlicher Ansprache seine besondere Freude darüber ausgesprochen, daß er gerade diesen Orden, das Vermächtniß des großen Königs, den Tapfersten seiner Armee bei dieser Gelegenheit habe verleihen können, rief er auch den Knesebeck, der bescheiden außerhalb dieses Kreises in einer Fensternische gestanden, zu sich heran und hob rühmend hervor, daß der Johanniter-Orden, zum ersten Male in seiner jetzigen Gestaltung, der Armee im Kriege große Dienste habe leisten können, „und Viele von Ihnen, meine Herren, haben ja besonders noch diesem Ritter, der hier vor Ihnen steht, die Aufnahme und Heilung von Ihren Wunden zu danken!" — Knesebeck übermittelte diesen königl. Dank selbstverständlich sogleich an die eigentliche Adresse, an den edlen, unermüdlichen damaligen Ordenskanzler Eberhard zu Stolberg-Wernigerode.

renommirten Verlags-Buchhändlers daselbst. Erst 24 Jahr und schon praktischer Arzt und Familienvater, war er soeben von einer neuen Studienreise aus Paris heimgekehrt, um sich an der Universität seiner Vaterstadt Breslau zu habilitiren. Nun geht er wieder nach Frankreich, gewürdigt, an der Seite eines Wilms und Böger seine vielseitigen Kenntnisse und Fertigkeiten im Dienste der Verwundeten zu verwerthen. — Die schlichte Vornehmheit seines Wesens geht bei ihm Hand in Hand mit einer großen Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit, und aus diesen Eigenschaften des Geistes und Gemüths erklärt sich auch die Beliebtheit, deren er sich bei allen denen erfreut, die Gelegenheit hatten, im Quartier oder Lazareth mit ihm in Berührung zu kommen. Sein liebes, treues Gesicht mit den blauen, kindlichen Augen unter der hohen Stirn und mit dem Mund und Kinn voll männlicher Energie unten, nimmt sofort für ihn ein. Er ist von Gott ganz besonders damit begnadet, allen Dingen die gute Seite abzugewinnen und aus allen Menschen das Beste herauszufinden. Was mir Bleibtreu von seinem Düsseldorfer Kollegen Theodor Mintrop erzählt, das gilt auch von unserm Doktorchen: Er verschönt und verklärt Alles in seiner Umgebung; keiner wagt in seiner Nähe etwas Schlechtes zu sagen oder zu thun; jeder ist bemüht, sich ihm von der besten Seite zu zeigen, sodaß ich ihn oftmals unsern „Goldmacher" genannt, weil er es versteht, aus allen Menschen und Dingen den Goldgehalt herauszumuthen. Was man bei deutschen Medizinern so selten findet: Er, der für alles Schöne auf Erden ein offenes Auge hat, fühlt sich auch hingezogen zu „dem schönsten unter den Menschenkindern", — und das macht ihn mir noch besonders lieb und werth. Ja, er ist mir in den wenigen Monaten unseres Beisammenseins und Zusammenarbeitens ein treuer Freund und Berather geworden, und unser guter Knesebeck hält sein „liebes Doktorchen" hoch in Ehren und ist ganz stolz darauf, daß auch unsere Generalärzte Wegner, Böger und Wilms ihn zu schätzen wissen. — Leider war seine zarte Gesundheit den Strapazen, trotz aller Willenskraft, nicht gewachsen, und mußte er, infolge eines schon in Boursault eingetretenen Gelenkrheumatismus und ohnmachtartiger Anfälle, von Montmirail aus nach der Heimath zurückgeschickt werden: Ein harter Verlust für unsere ganze Kolonne.*)

*) Dr. Hirt ist jetzt Professor an der Universität zu Breslau und besondere Autorität für Nerven-Krankheiten.

Um den verehrten Chefarzt nach der Heimath zu begleiten, verließ uns gleichzeitig mein specieller Kamerad, der Zugführer unserer zweiten Abtheilung (Kolonne 28) Dr. Bauer, Professor der Geologie in Tübingen, der durch ein seltenes Maß von Herzensgüte und heiteren Sinnes sich auszeichnete, aber als feinfühliger Gemüthsmensch, als echter Schwabe, an die Straffheit des preußischen Wesens und seine körnige Grobheit, an den unbedingten, keine Widerrede duldenden Gehorsam im Dienst sich nicht gewöhnen konnte. Ich verlor in ihm den treuesten Kollegen, dessen süddeutsches Wesen mit seinen feinen, stets aufmunternden Scherzen bisher ein starkes Gegengewicht gegen den vorwiegenden Berliner Geist mit seinem ätzenden Witz gewesen war. — Beide, Hirt und Bauer, hielten sich bis kurz vor dem Kriege längere Zeit in Paris auf, und nun mußten sie so nahe vor Paris wieder umkehren.

In die erledigte Stelle des Chefarztes trat bald nach Hirt's Rück-Transport der Deutsch-Amerikaner Dr. Ritter aus New-York. — Männliche Tüchtigkeit, reiches Wissen, imponirender Muth und seltene Kaltblütigkeit, das sind die Eigenschaften, welche unsere Mannschaften auf den Schlachtfeldern, besonders in der Todten-Batterie Nr. 1 vor Paris und später auf den Schlachtfeldern des Loire-Feldzuges täglich und stündlich an ihm bewundern konnten; aber leider, wie's im Studentenliede heißt, — „nur Schade, daß er ....!" Er gab sich im Verkehr mit seinen Kameraden und Untergebenen mit jener aufrichtigen Offenheit, welche Schwächen und Irrthümer freimüthig eingesteht, aber auch fern ist von der falschen Bescheidenheit, die sich der eigenen Leistung nicht zu freuen wagt. Im Grund von einer echten Herzens-Höflichkeit, war ihm die gelegentliche äußere Grobheit nur Bedürfniß eines grotesken Humors. Alle Eitelkeit und jedes Strebertthum war seinem offenen, treuen Charakter fern, uud nur aus reinstem Pflichtgefühl und opferfreudiger Nächstenliebe that er seine Schuldigkeit. Vom edelsten deutschen Patriotismus getrieben, war er über den Ocean geeilt, um seine, auf den Schlachtfeldern des amerikanischen Secessionistenkrieges gesammelten reichen Erfahrungen den verwundeten Landsleuten zur Verfügung zu stellen, sodaß man ihn, je länger, je mehr, lieb gewinnen mußte; aber, wie wir neckend ihm vorwarfen, — „nur Schade, daß er ....!" Er ist ein erklärter Feind aller noch nicht getrunkenen Rothwein- und Champagnerflaschen, und

mit dem Cognac stand er in einem scharfen Vernichtungskampf: Eigenschaften, durch die er nur in einem solchem Lande wie Amerika auf die Dauer gesellschaftlich möglich sein dürfte, wo selbst Damen der ersten Gesellschaftskreise zu Zeiten ihre Bars besuchen, um sich dem Kultus der Spirituosen zu widmen. Der Wein übte auf ihn seine anregende, Geist und Zunge lösende Wirkung aus; darum schwang er gleich den alten Germanen gern den Becher und in burschikoser Gesinnung versammelte er sich häufig mit Andern „zu fröhlichem Thun." — Mich selbst hat Dr. Ritter zu großem Dank verpflichtet, indem er eine durch nasse Bivouacs entstandene, überaus schmerzliche Blinddarm-Entzündung, obwohl ich nur einen Tag ein Bett genießen und anfangs keine Leibbinde beschaffen konnte, binnen fünf Tagen durch eine „Pferdekur" soweit wieder beseitigte, daß ich mich weiterschleppen und bei den Truppen verbleiben konnte. Wollte ich mich nun dankbar erweisen und ihm etwas Moral predigen, so antwortet er in seiner feucht-fröhlichen Gesinnung:

„Reicht Ein Auge nicht zum Sehen?
Und der Herrgott gab uns zwei! —
Item muß ein Kind verstehen,
Daß „genug" zu wenig sei."

Traten dann aber, bei Tag oder Nacht, plötzlich die Anforderungen des Dienstes an ihn heran, so war durch seine eiserne Natur und Willenskraft der Geist des Weins sofort gebannt; er war dann völlig nüchtern, in seinen Anordnungen außerordentlich klar und bestimmt und bei etwaigen operativen Eingriffen geradezu von staunenswerther Sicherheit. — Sollten ihm jenseits des Oceans diese Blätter vielleicht zu Gesicht kommen, so grüße ich den fröhlichen, treuen Kameraden unserer Kolonne mit seinem Lieblingswort: „Ich komme Ihnen einen Ganzen! Prosit!" — — Wie alle besseren und gebildeten Deutschen gehört Dr. Ritter in seinem neuen Vaterlande der republikanischen Partei an, welcher er bei den letzten Präsidentschaftswahlen so große Dienste geleistet, daß ihn der tödtliche Haß aller Newyorker Demokraten auf Schritt und Tritt verfolgt. Das Männlich-Feste und Vollsaftige in seinem Wesen ist es, das ihn lächelnd auch über solche Angriffe, solche „kleinen Scherze" hinwegsehen läßt.

Unter den übrigen Leuten unserer beiden Kolonnen wären hier noch neben meinem lieben Landsmann, dem oben öfters

genannten Polytechniker Max Allihn*) aus Dessau, noch Kapitain Reuter, Förster Brauner, die Apotheker Regehly, Schuster und Manno, sowie die treuen Heilgehülfen Cares und Heinicke zu nennen, die allesammt Tüchtiges geleistet; ich beschränke mich jedoch auf die Charakterisirung des Studiosus philol. Karl Gerstenberg. Die edle Reinheit seines Wesens und die prächtige Art, mit der er mit allen Menschen verkehren konnte, stempelte ihn zu einem besonders lieben Kameraden, einem wahren Muster eines Feld-Diaconen. Den ausgezeichneten Fähigkeiten gesellte sich bei ihm ein Pflichteifer hinzu, der antreibend auch auf die anderen Kameraden wirkte. Was er mit seinem klaren Geist und seinem tiefen Gemüth in selbstloser Nächstenliebe und stets gleich bleibender Geduld besonders in dem Winterfeldzug an der Loire geleistet, kann nicht genug gerühmt werden. Viele unserer armen Verwundeten sind ihm zu besonderem Dank für seine liebevolle Pflege verpflichtet. Welche Schätze überdem sein Herz birgt, wissen nur seine nächsten Freunde und Kameraden. Immer bereit zu einem freundlichen Wort, voll guter Laune und reich an prächtigen Einfällen und geistvollen Aperçus, besaß sein Witz einen versöhnenden Zug, der immer traf, aber nie verletzte, der unter Thränen lachen konnte. — Schwere Lebenserfahrungen sind ihm, dem früh Verwaisten, nicht erspart geblieben; aber im Hause des edlen schlesischen Landraths v. Reuß hatte er treue Berathung und Unterstützung, wenigstens einigen Ersatz für die frühe schon entbehrte Elternliebe genossen. — Er gehörte nicht zu meinem Zuge, sondern zu dem des Dr. Bauer, aber wir hatten ihn alle lieb schon vom Ausmarsch an, wievohl seine eigentliche Tüchtigkeit erst im Loire-Feldzug klar zu Tage trat. Wenn wir das eiserne Kreuz erhalten haben, so hätten es Studiosus Gerstenberg und Dr. Ritter doppelt und dreifach verdient.

*) Jetzt Garnison-Bauinspektor in Potsdam.

IV.

„Vorwärts, Jungens, dort liegt Paris!“
Blücher.

35. Coulommiers.

16. September.

Durch einen schnellen Marsch über Vieux-Maison und Rebais ist das Hauptquartier nach dem alten Städtchen Coulommiers verlegt worden, wo Se. Königl. Hoheit der Kronprinz in der schönen, mitten in einem Park gelegenen Villa des entwichenen Marquis de Varennes wohnt. Wie das „Departement de la Seine et Marne“ zu den best kultivirten Theilen Frankreichs gehört, so liegt auch dieses Städtchen Coulommiers, der Sitz des Unterpräfekten, in einem Kranze von blühenden Gärten und behäbigen Landsitzen. Zwar sind auch hier schon viele Einwohner vor der Ankunft unserer Truppen geflüchtet, doch da immerhin noch die Mehrzahl der wohlhabenden Leute geblieben ist, so scheint diesmal Alles sehr gut einquartiert zu sein. Die Cafés und Läden sind alle geöffnet, doch ist in den letzteren wieder nichts zu bekommen.

Mehrere Leute unserer Kolonne hatten infolge des vielen Regenwetters und der großen Märsche an ihrer Fußbekleidung stark gelitten, und da ein anständiger Mensch nach französischen Begriffen nicht nur bien habillé, bien coiffé und bien ganté, sondern auch bien chaussé sein muß, so machten wir hier wieder die Rundreise bei 20 bis 25 Schuhmachern. Ueberall hatte man nichts als Holzschuhe und Damenstiefeln im Laden, die andern Stiefel hätten unsere Soldaten gewaltsam mitgenommen. Als wir der ewigen Lügen müde waren und ein gut Theil Grobheiten dafür ausgetheilt hatten, erlaubten wir uns schließlich,

dem Maire (natürlich einem neu ernannten) einen Besuch abzustatten, um uns dort Rath's zu holen. Ueber dem Eingang prangten schon an der Stelle des früheren kaiserlichen Wappens in goldenen Buchstaben: liberté, égalité, fraternité, welche die neue republikanische Verwaltung vor der Ankunft unserer Truppen noch schnell hatte einhauen lassen. Sandstein ist ja geduldig. — Der Maire, ein breitschulteriger Mann mit struppigem Haar und Schnurrbart und ohne Manieren, empfing uns gleich mit denselben Ausflüchten und Lügen. Wir muckten ihn aber gehörig ab und sagten ihm, daß es seine Pflicht und Schuldigkeit wäre, derartige Lügen und falsche Gerüchte zu zerstreuen. Unsere Truppen verlangten nur Verpflegung, alles Uebrige würde von ihnen gewissenhaft bezahlt, das wisse der Herr Maire so gut als wir. Wenn seine muthigen Landsleute vor unseren Truppen ausrissen und ihr Haus als herrenlosen Besitz preisgäben, so könnten sie sich natürlich auch nicht wundern, wenn die „avec la nourriture" einquartierten Mannschaften sich selber von der herrenlosen Habe zusammen suchten, was sie zur Speisung und Lagerung brauchten, vielleicht auch zur Erneuerung ihrer Wäsche vorfänden. — Dieser edle Republikaner, der die Funktionen des Unter-Präfekten und Maires in seiner Person vereinigte, steckte diese derben Wahrheiten ruhig ein und machte die stereotypen Achselzuckungen. — Nun, die französische Republik kann sich freuen, wenn sie lauter solche Vertreter hat.

Unsere Truppen sollen schon mit ihren Teten im Süden von Paris stehen, während die Armee des Kronprinzen von Sachsen sich von Norden und Nordwesten nähert, ohne von dem Korps Vinoy, außer einem weggenommenen Eisenbahnzug mit Artilleriepark, nur das Geringste gesehen zu haben. Nach dem, was ich unter dem Volk hier gesehen und aus Andeutungen des Hauptquartiers gemerkt habe, wird uns aber doch vor und in Paris noch ein harter Kampf bevorstehen. Daß wir die Forts, trotz alles Geschreies und trotz aller Großthuerei der Pariser, in wenigen Wochen erobern werden, dafür bürgt uns die Tüchtigkeit unserer Artillerie und vor Allem die genaue Information unseres Generalstabes; daß wir aber dann auch einen unangenehmen Straßen- und Barrikadenkampf werden zu bestehen haben, darauf müssen wir uns jetzt, nach der décheance des Kaiserthums und seit Gründung der Republik leider auch gefaßt machen. Denn jene Arbeiter, welche auf den Ruf der kaiserlichen Regierung

nicht zu den Waffen geeilt sein würden und die mit Gleichgiltigkeit einer Besetzung der kaiserlichen Hauptstadt würden zugeschaut haben, bewaffnen sich jetzt alle und werden zeigen, daß sie den Barrikadenkampf noch nicht verlernt haben.

Durch die Hetzereien und Lügen der Zeitungen und durch die Phrasen eines Victor Hugo und einer George Sand, welche mit bekannter Wärme und flammender Begeisterung Proklamationen an alle Welt erlassen, ist das Volk so aus Rand und Band, daß es vor keinem Mittel, und wäre es noch so wahnwitzig, zurückschreckt, um seinem Haß gegen die Preußen, die „frechen Eindringlinge" und „nordischen Barbaren" Ausdruck zu geben. Die hirnverbranntesten Vorschläge in den Zeitungen bezüglich der Vertheidigung der Stadt zeigen, daß man bei alledem den Kopf vollständig verloren hat. Der Eine schlägt vor, ganz Paris zu unterminiren (selbst Victor Hugo ruft es uns warnend zu!) und es mit Mann und Maus in die Luft zu sprengen, wenn die Preußen eingerückt sind. Ein Anderer giebt den Rath, die neu erfundene Nießmaschine anzukaufen und damit die anrückenden Preußen zu kitzeln; man könnte dann die fortwährend niesenden Soldaten lebendig einfangen oder bequem todtschlagen. Ein Dritter räth, Paris zu verlassen und es anzuzünden, damit die Preußen ein zweites Moskau fänden. Ein Vierter meint sogar die Aufmerksamkeit der Männer der nationalen Vertheidigung auf die wilden Thiere des zoologischen Gartens lenken zu müssen; wenn diese durch Hunger wüthend gemacht auf die Preußen (— immer Prussiens, nie Allemands —) gehetzt würden, so würde das Belagerungsheer bald zerstieben. Ja, einige Journale entblöden sich nicht, offen den Vorschlag zu machen, kranke Buhldirnen in großen Haufen in das preußische Lager zu entsenden, um auf diese Weise die Kraft des Gegners zu brechen. — Kurz, es herrscht eine solche Verwirrung, ein solcher Wahnsinn in den Köpfen dieser Pariser Gamins, daß es die höchste Zeit ist, ihnen eine Lection zu geben.

Die Ueberfälle, welche unsere Etappen-Truppen und Posten von den Franktireurs erduldet haben, werden in allen Zeitungen als nachahmungswürdige Beispiele angeführt. Dies hält diese Journale aber nicht ab, zu gleicher Zeit und oft dicht daneben, uns Räuber und Mordbrenner zu schimpfen, wenn wir derartige Banden gehörig bestrafen, oder uns à la Victor Hugo aufzufordern, Frieden zu schließen und unser Unrecht, den geheiligten

Boden von Frankreich betreten zu haben, dadurch wieder gut zu machen, daß wir möglichst bald ruhig nach Hause gehen und den Edelmuth und die Großherzigkeit unserer „französischen Brüder" im Stillen bewundern. Die Herren vergessen dabei oder ignoriren absichtlich, daß wir nicht freiwillig hierher gekommen und daß wir den Spieß, den das französische Volk gegen uns richtete, nur umgedreht haben. Und was die jetzige Regierung der Advokaten und Zeitungsschreiber betrifft, so bietet diese durchaus keine Garantie des Friedens. Waren es nicht gerade diese Männer der Opposition, welche das friedliche Rundschreiben Lavalette's seiner Zeit mit Leidenschaft angriffen und bei jeder Gelegenheit es als eine Schmach und Erniedrigung für Frankreich ausschrieen?! Und als in jenen famosen Sitzungen des Korps legislativ der Krieg besprochen und auf eine so unerhört jesuitische Weise motivirt wurde, da erhob sich kein Deputirter der Linken, um Thiers zu unterstützen und das Schändliche eines solchen grundlosen Krieges zu beweisen; — und jetzt?! — jetzt kommen diese selben Herren, welche von einer Kenntniß fremder Zustände oder der jüngsten Thatsachen ihrer eigenen Geschichte wenig genirt werden, mit ihren volltönenden Phrasen und wälzen alle Schuld von sich ab auf den Sündenbock Napoleon, den sie mit Vorliebe ce fou, ce lâche ce traître, cet infame benennen. — Man weiß beim Lesen dieser langathmigen Artikel wirklich nicht, ob man über diese französische Unverschämtheit sich ärgern oder lachen soll.

Diese unberechenbare Nation steht in allen ihren Schichten unter der Herrschaft der Phrase und Lüge; wer sie belügt, ist ihnen ebenso lieb, wie wer ihnen die Wahrheit sagt; — Cäsar hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß Lüge und Heuchelei der Grundzug des gallischen Charakters sei. Nur die leider irre geführten Arbeiter und kleinen Handwerker und Bauern haben noch einen Geist der Solidität, der Wahrheit und opferfreudiger Vaterlandsliebe; die andern Klassen sind infolge der Genußsucht durch und durch verkommen und bedürfen einer gründlichen Läuterung. Und was die Weiber und Mädchen betrifft, so muß ich gestehen, daß ich so etwas, trotz meiner im vorigen Jahr im Süden gemachten Studien, nicht erwartet hätte. Das weibliche Geschlecht ist hier, in den Städten der weiteren Umgebung von Paris, so aller Keuschheit und Sitte baar, daß es fast keine Ehe, keine Familie giebt, die nicht durch Zuchtlosigkeit

beschmutzt wäre, und in der nicht Jeder, der für dergleichen Südfrüchte inkliniert, willige Geschöpfe seiner Begierde fände. Ja, es scheint fast unter diesem Weibsvolk zur Manie geworden zu sein, sich diesen „blonden Söhnen des Nordens" — bei den Journalisten heißen wir zur Abwechselung „Barbaren des Nordens" — in der aufdringlichsten Weise preiszugeben. Ich will gern annehmen, daß sich unter diesen lockern Frauen hiesiger Gegend jetzt viele von den aus Paris noch rechtzeitig vertriebenen 20000 Damen der Demimonde befinden; trotz alledem bleibt aber die Thatsache bestehen, daß auch die Bande der Familie gelockert sind.*) Wahrlich, wenn es noch möglich wäre, daß sich meine Verachtung dieser Nation und der lateinischen Raçen vergrößern könnte, so würde es jetzt geschehen, wo ich so tiefe Einblicke in das Volksleben derselben habe thun können und wo sich alle sonst verborgenen Leidenschaften mit frecher Stirn an's Licht wagen.

Das sind durchaus keine Phantasiegebilde, sondern Jeder, der längere Zeit in Frankreich früher oder jetzt gelebt hat, wird mir diese Aussagen bestätigen können. — Ich bin auch keineswegs so gegen dies Land eingenommen, daß ich seine Vorzüge und das Gute an ihm nicht anerkennen wollte. Es ist mir nämlich von Anfang an aufgefallen, wie schön angelegt und wie sauber gepflegt hier zu Lande alle Straßen und Chausseen sind. Alle Routes imperiales, départementales, vicinales etc. sind

---

*) Herr K. F. im Feuilleton der National-Ztg. meinte bei Besprechung meines Buches „Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris" im Frühjahr 1871, daß obiges Urtheil doch etwas zu scharf sei. Leider waren die Verhältnisse in diesem Punkte so traurig, wie ich sie oben angedeutet, ja zeitweis waren dieselben in den Gegenden, wo die Truppen, wie vor Paris, in festen, oder doch regelmäßig wechselnden Quartieren lagen, so arg, daß ein bekannter Divisionsprediger in Versailles einmal auf Allerhöchsten Befehl gegen die Fleischessünden predigen mußte. Am tollsten war das Treiben am Schluß der Belagerung, an dem sich selbst die Truppentheile der viel geprüften 22. Division betheiligten, als sie einige der eroberten Forts besetzt hatten. — Daß wir keine Ursache zur Ueberhebung haben, weiß leider Jeder nur zu gut, dem aus der Memoiren-Litteratur die Zustände bekannt sind, wie sie z. B. in Berlin während der französischen Occupation, Anfangs dieses Jahrhunderts, herrschten, oder noch schlimmer, der das Leben und Treiben der adligen Refugié's in den kleinen und mittleren Städten des Rheins, während der französischen Revolution, aus der Kulturgeschichte einigermaßen kennt. — Zur Bestätigung meines Urtheils verweise ich nur auf die „Feldbriefe 1870/71" meines verehrten Landsmannes, des zu früh verstorbenen Unterstaatssekretairs Heinrich Rindfleisch, (Göttingen.) D. V.

so gut im Stand gehalten, daß manche deutsche Länder und vor allem Preußen sich daran ein Muster nehmen könnte. In der Anlage von Chausseen und Kanälen, in dem Bau von Brücken und vollends von öffentlichen Gebäuden sind die Franzosen unleugbar Meister. Es hat bei Ihnen Alles einen gewissen Chic, und wenn es gilt, für's Auge etwas Blendendes und Packendes hinzustellen, so wissen sie es doch stets so einzurichten, daß es zunächst und vor allem nur den Nützlichen zu dienen scheint. — Ebenso läßt sich nicht leugnen, daß die französischen Dörfer, fast ohne Ausnahme, ein sauberes, bisweilen sogar ein städtisches Aussehen haben, obwohl ihnen jener poetische Hauch unserer Ortschaften abgeht; aber solche Saunester, wie sie bei uns in ärmeren Gegenden nur zu häufig vorkommen, findet man hier selten. Alles in Allem ist das mittlere Frankreich und besonders auch dies Departement der Seine und Marne so schön und reich, daß man jenem geflügelten Wort des Obersten vom 56. Regiment zustimmen muß: „Man möchte wohl in diesem Frankreich wohnen, wenn nur nicht die . . . . Franzosen darin wohnten!"

Man sieht hieraus, daß auch eine Regierung, wie die Napoleons, welche so systematisch an dem sittlichen Verfall des Landes gearbeitet und so vielen, vielen Schaden angerichtet hat, doch in mancher Hinsicht noch Gutes wirken und der äußeren Hebung und Verbesserung der Kultur dienen kann. Und wenn wir die Behauptung der Franzosen, daß sie an der Spitze der Zivilisation marschieren, mit Recht belächelt und verspottet haben, so müssen wir doch auf der andern Seite anerkennen, daß man in Frankreich stets bemüht war, den äußern Schliff der Zivilisation überall einzuführen, und daß es vermöge der Bevormundung und Vielregiererei bis zum „kaiserlichen Feldhüter" hinab, auch wirklich der Regierung geglückt ist, einen solchen Eindruck der Zivilisation bei den Fremden hervorzurufen und den Einheimischen in den Kopf zu setzen.

Welches nun aber die richtige Art der Zivilisation ist, ob die von innen nach außen, oder die von außen nach innen, — auf eine solche Frage zu antworten, werden wir Deutschen wohl keinen Augenblick der Ueberlegung bedürfen. Und wenn Jemand noch im Zweifel sein sollte, so möge er jetzt auf das französische Volk und sein Thun und Treiben blicken; er wird dann schnell erfahren, wie unheilbringend der Wahn einer Zivilisation ist,

die keinen sichern Grund hat, sondern nur auf Schmeichelei, Eitelkeit und Selbstbespiegelung beruht und höchstens einen äußern, momentan blendenden Firniß verschafft.

Ein ganz eigenthümliches Schlaglicht wirft es auch auf diese sogenannte Civilisation, wenn die Leute uns gegenüber gar nicht genug Worte des Erstaunens und der Verwunderung finden können darüber, daß wir nicht Alles zerschlagen und stehlen, daß wir nicht die Kinder massakriren und die Frauen schänden, sondern im Gegentheil höchst jolis et polits sind, ja sogar zum größten Theil französisch sprechen! Ein Beweis dafür, daß die Franzosen vollständige Ignoranten der Kulturgeschichte anderer Nationen sind, wie ihnen überhaupt alle Geschichts- und Geographiekenntniß abgeht; ferner ein Beweis dafür, daß sie sklavisch das nachplappern und das glauben, was ihnen ihre Journale vorlügen. Hoffentlich wird der jetzige Krieg auch diese gute Folge haben, daß derartige Vorurtheile bei den Franzosen zerstreut werden, und daß sie nun auch andere Nationen achten und als gleichberechtigt anerkennen lernen.

Eigenthümlich ist ferner auch, daß die Franzosen nicht begreifen können, wie unsere Generale oder gar der Kronprinz und seine fürstlichen Begleiter in solch einfachen Uniformen einhergehen können. Nach ihrer Ansicht muß ein Prinz oder König von Gold und Brokat starren und mindestens ein Dutzend Orden stets auf der Brust haben. Geradezu lächerlich ist aber die Furcht derselben vor den Ulanen, wobei noch hinzukommt, daß sie dieselben gar nicht kennen und sich gegenseitig die abenteuerlichsten Schilderungen ihrer Bewaffnung und Ausstaffirung machen. Sagt man ihnen, daß die Ulanen nichts weiter als Lanciers wären, so erklären sie einfach, das könne nicht möglich sein, da nach ihrer Ansicht jeder Ulan wegen des mit dem Teufel gemachten Paktes mindestens einen Pferdefuß und eine Taschenmitrailleuse haben muß. Diese Furcht geht so weit, daß alle Geschichten, und seien sie noch so haarsträubender Natur, von noch so unmöglichen Nebenumständen, doch geglaubt und kolportirt werden. Und wenn jene Lügen-Journale, wie der, plötzlich republikanisch gesinnte Gaulois, der Figaro, die Petite Presse u. s. w. nicht genug Stoff haben, um ihre Spalten zu füllen, so nehmen sie einfach noch einige Ulanengeschichten hinzu, deren man immer auf Lager hat, und man kann überzeugt sein, daß gerade diese graulichen Geschichten ihr dankbares Publikum

finden werden, zumal wenn sie mit der Tödtung eines solchen Unthiers von Ulanen oder mit der Versprengung eines Piquets durch garde mobile oder franctireurs endigen. Seit der in der bekannten Sitzung des Corps legislatif gefallenen Bemerkung: „Fünf Ulanen genügen, um eine Stadt von 60 000 Einwohnern zu erobern," — seit dieser Zeit ist für die Franzosen aller Stände einem Ulanen kein Ding unmöglich.

---

36. Gutes Quartier.

Nach einem beschwerlichen Marsche kamen wir staubbedeckt in der Stadt an, wo das Hauptquartier für heute bleiben soll. Schon vor den Thoren standen die ersten Posten der zur Deckung des Hauptquartiers kommandirten Infanterie, und beim Eingang in die Stadt selbst erwarteten die Fouriere und Quartiermacher die Ankunft des Kronprinzen. Einer der Offiziere ruft unserm Führer im Vorbeimarsch zu: „Na, heut giebt's gute Quartiere, Herr Major, und übergiebt ihm einen ganzen Stoß von Quartierzetteln für Mannschaften und Pferde. Der neben mir sitzende Doktor dreht, still in sich hineinlächelnd, seinen kleinen Schnurrbart und freut sich schon auf sein Quartier, denn er ist ja stets mit dem Major zusammen. „Ja, für die Herren Offiziere," seufzte ich aus tiefstem Herzen hervor, „da wird schon gesorgt, aber unser einer —, na, Doktorchen, Sie haben ja wohl noch Insektenpulver?!" „„Ja, mein Bester, $^1/_2$ Pfund steht noch zur Verfügung."" Dies beruhigte mich wenigstens in etwas.

Auf dem Marktplatz angekommen, müssen die Mannschaften antreten und so lange warten, bis die Stallungen der Pferde besichtigt und die Herren Kutscher gut untergebracht sind. Trotzdem alle Leute sehr müde sind, so werden doch alle Eventualitäten guter und schlechter Quartiere in Betracht gezogen, bis man endlich im Allgemeinen sich der Ansicht zuneigt, daß, dem Aeußern nach zu urtheilen, die Stadt sehr wohlhabend sei und hoffentlich an guten Quartieren so viel habe, daß auch für uns einige „abtriefen" könnten. Die Rückkehr des Majors schneidet alle weiteren Diskussionen ab. Je zwei und zwei erhalten ein billet de logement; ich selbst bin mit dem Flügelmann meines Zuges bei einem Herrn einquartiert, bei dessen Namen kein Stand und

Beruf verzeichnet ist. Etwas mißtrauisch und verstimmt wird die erste beste alte Hexe nach der betreffenden Straße und unserm Quartiergeber gefragt; denn solche Klatschweiber kennen, wie bei uns, auch in Frankreich in der Regel die ganze Stadt in- und auswendig. Sie beschreibt uns mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit und mit einem Phrasenschwall, der Viktor Hugo würde zur Ehre gereicht haben, die Richtung nach der Straße und meint schließlich, daß es zwar weit sei, daß wir aber diesen Gang nicht bedauern würden, „car vous serez très bien logés là bas.“ Ja, ja, wir kennen das schon, alte verfl. . . . . Schachtel, ruft mein Begleiter in seiner Greifswalder Weise dazwischen, ihr lügt alle wie gedruckt. „Oh, il n'y a pas de quoi, monsieur“, erwiderte ihm verbindlich die Alte, in der Meinung, daß er sich bedankt habe.

Nach langem Herumlaufen haben wir endlich Straße und Haus gefunden. Auf unser Klingeln thut sich die schwere Thür auf und wir befinden uns in einer so eleganten Vorhalle, daß wir zuerst uns erstaunt umsehen und dann unsere bestaubten Kleider betrachten, die zu reinigen uns nicht im entferntesten in den Sinn gekommen war. „Nous sommes logés chez vous“ brüllt mein Begleiter dem Bulldoggengesicht des hochmüthigen Domestiken entgegen, der infolgedessen schleunigst wieder verduftete, um seinen Herrn zu holen. Die durch eine matt geschliffene Ampel erleuchtete Halle, die schweren Teppiche, auf denen jeder Schritt lautlos verstummte, die Luft selbst, die uns entgegen wehte, Alles das imponirte meinem Kollegen so sehr, daß er sein Erstaunen in Gestalt eines kräftigen Donnerwetters nicht unterdrücken konnte. Wir suchten uns zu erklären, wie es möglich gewesen, daß ein solches Haus den feinen Spürnasen der Herren Quartiermacher entgangen sei, und weshalb hier nicht irgend einer von den vielen Prinzen einquartiert wäre, als sich plötzlich ein Hüsteln vernehmen ließ, wodurch der Herr des Hauses sein Erscheinen uns andeutete. — Est-ce à monsieur N. N., que j'ai l'honneur de parler? „Moi-même, monsieur. qu'y a-t-il pour votre service?“ Regardez ce billet de logement. „Soyez bien venus, m'ssieurs, soyez bien venus, hum! hum! — Aus seinen Zügen sprach offenbar eine große Verlegenheit, wie er unser Französisch (à la Ploetz) mit den unsaubern, bestäubten Kleidern vereinigen sollte. Als er aus seinem Hüsteln und seinen Bücklingen gar nicht herauskommen konnte,

half ich ihm etwas auf die Strümpfe dadurch, daß ich ihm mittheilte, wir wären junge freiwillige Aerzte und hätten heut einen beschwerlichen Marsch gemacht. Die Worte ambulance, médicins volontaires und convention internationale de Genève brachten ihn so weit zu sich selbst, daß er uns verbindlich zulächelte und dann mit einer Stimme, der man das lange Befehlen anmerkte, plötzlich seinen Auguste rief, der uns dann nach einem bestimmten Zimmer bringen mußte. Der Mann wunderte sich über uns, wir uns über ihn und sein Haus — was sollte daraus werden? Jedenfalls nur Gutes, meinte mein Kollege, denn wie der Major immer bei schlechten Quartieren sage, „man müsse sich nur in die Verhältnisse zu schicken wissen." Wir hatten unsere Reinigung in dem wirklich prachtvoll ausgestatteten Zimmer noch nicht ganz vollendet, als der August, der Diener, das Faktotum und (wie es schien) auch der souveräne Tyrann des Hauses, zu uns kam, um sich im Auftrage seines Herrn nach unsern Wünschen zu erkundigen. Ich erklärte ihm, daß es durchaus nicht unsere Absicht sei, die Gewohnheiten des Hauses und die Bequemlichkeit seines Besitzers zu stören und wir uns deshalb ganz nach der einmal hergebrachten Ordnung bezüglich des Essens und Schlafens richten würden. Auf Anfrage theilte uns August noch mit, daß wir der Dame vom Hause unsere Aufwartung jetzt nicht machen könnten, da selbige sich bei der Abendtoilette befände. — Wir waren seit sechs Wochen im Felde von den zivilisirten Verhältnissen entfernt, was Wunder, daß wir jetzt vor Erstaunen ganz stumm waren und nur bisweilen aus der Chaise-longue den Kopf hoben, um uns gegenseitig anzulachen und mit vielsagenden Blicken nach dem prachtvollen seidenen Himmelbett zu weisen. Nur der, welcher selbst einmal zwei Nächte im Bivouak und sieben Nächte auf ein wenig Streu gelegen, wird uns die fast kindische Freude nachempfinden, welche sich unser bei dem Gedanken bemächtigte, für die kommende Nacht ein warmes Bett zu haben und sich auskleiden zu können.

Nachdem wir uns von unserer Müdigkeit und unserm Erstaunen ein wenig erholt hatten, unterwarfen wir unsern äußern Adam einer neuen Reinigung und Restaurirung, bei der denn auch unsere letzte weiße Wäsche herhalten mußte. Wir fanden nun auch Muße bei der hellen Beleuchtung des kleinen Kronenleuchters unser Zimmer eingehender zu inspiziren, wobei einer immer angenehmere und schönere Seiten desselben entdeckte, als

der andere. Vorzüglich waren es die großen, an der Wand aufgehängten Stiche und Avant-la-lettres, welche das Interesse meines Genossen fesselten; er behauptete als ächter Mediziner, daß er an solchen guten Stichen eben so viel Studien machen könne, als in der Anatomie der Universität. Aber trotz dieser Medizineransicht und auch trotz der beschönigenden Unterschriften einzelner Bilder (z. B. la belle innocente; l'amour, Julie, aime un peu d'abandon) bin ich doch der festen Ueberzeugung, daß man bei uns in Deutschland sich schämen würde, derartige Nuditäten im Hause zu haben, viel weniger in den Zimmern aufzuhängen. — Doch wir befanden uns eben in Frankreich, wo man in jeder Gesellschaft sich über die Liebe und Ehe so ungenirt unterhält, daß wir über derartige „causeries" ganz erstaunt sind.

Gegen sieben Uhr wurden wir mit einem „messieurs, vous êtes servis" zu Tische gebeten. Eine echt französische Kammerkatze führte uns durch eine Reihe von Prunkgemächern nach dem Speisesaal, wo uns der Hausherr mit dem verbindlichsten Lächeln und den schönsten Phrasen empfing. Alles war in Ordnung, der Tisch gedeckt, daß auch der eigenste Holländer daran nichts würde auszusetzen gehabt haben; sogar August, welcher sich in eine vielbetreßte Uniform gesteckt hatte, stand „mit Würd' und Hoheit angethan" an einem Nebentische, wo die verschiedensten Weine aufgestapelt standen. Nur eines fehlte, nach dem schon die Kammerjungfer längst gegangen war: die Herrin des Hauses. Unser Wirth hüstelte immer stärker und begann, da er seine ganze Aufmerksamkeit nach der Thür gerichtet zu haben schien, in welcher die Zofe verschwunden war, ein Thema über das andere. Er entschuldigte sich und seine Frau vielmals, trippelte verlegen hin und her, bis ich zufällig auf einen angeblichen Breughel zu sprechen kam, der unter andern Oelgemälden im Salon hing. Mit einer wahren Wuth stürzte er sich auf den Beweis seiner Echtheit und suchte durch ein langes Exposé das Knurren unseres Magens und seine eigene Verlegenheit zu verdecken. — Der arme Mann that mir wirklich leid; denn ich hatte längst bemerkt, daß er neben seinem August noch einen andern Tyrannen im Hause hatte: seine Frau.

Das Rauschen eines seidenen Kleides hinter unserm Rücken erlöste uns von seiner weitern Auseinandersetzung, die, so gründlich sie sein mochte, doch von uns, die wir ganz Magen und Hunger waren, nicht genug gewürdigt wurde. Ich muß ge-

stehen, wir waren ganz „paff" von der blendenden Schönheit dieser Erscheinung, welche als Dame vom Hause vor uns stand. Neben uns ein alter biederer Graukopf und vor uns eine üppige, blonde Schönheit als seine Frau! — An der Hand unserer Karten stellte der Herr uns gegenseitig vor, so viel ihm dies unsere für eine französische Zunge unaussprechlichen Namen gestatteten. Auf mehrere Phrasen, die ich in Folge eines frühern Aufenthalts im Süden noch im Gedächtniß hatte, erhielt ich von Madame keine Antwort. Eine mit großer Grandezza exekutirte Verneigung und erneutes Mustern unseres Leichnams vom Kopf bis zur Zehe war die einzige Erwiederung. Sie war ganz Auge — wir ganz Magen. Das junge Mädchen in ihrer Begleitung, welches uns als ihre Cousine vorgestellt wurde, war noch zu sehr Pensionspflanze, als daß sie hätte hervortreten können.

Wir setzten uns nach ihrer Bestimmung: ich war unglücklicher Weise zwischen ihm und ihr! Ich wagte kaum zu athmen in dieser Atmosphäre von Patschuli und Windsorsoap, welche sie umgab. Die leisen Vorwürfe des Hausherrn, daß sie uns so lange habe warten lassen, beachtete sie mit demselben souveränen Lächeln und Schweigen; sie ergriff aber diese Gelegenheit, um mich zu fragen, ob wir viel Strapazen auszustehen hätten; alle die jungen Offiziere, welche in ihrem Hause gewesen, hätten behauptet, die Deutschen könnten Alles vertragen, nur keinen Hunger. Mein rebellischer Magen jauchzte bei dieser Frage auf, aber ich antwortete, daß wir auch diesen ertragen könnten, wie figura zeige, da wir seit 6 Uhr Morgens nichts genossen hätten. Diese etwas taktlose Bemerkung unbeachtet lassend und nachlässig zurückgeworfen, fuhr sie fort, daß sie auffallend viel schöne Männer unter unsern Soldaten gefunden, welche gar nicht so schwarzes Haar hätten, wie „nous autres Français," bei welcher Rede sie selbstverständlich ihre in der That schönen Locken zurückwarf, um darauf aufmerksam zu machen, daß auch sie blondes Haar habe.

Die vorwurfsvollen Blicke ihres würdigen Mannes wieder nicht beachtend, nannte sie eine Reihe unverständlicher deutscher Offiziersnamen, welche alle blondes Haar gehabt hätten. Auf meine Erwiederung, daß die schönsten blonden und ächt deutschen Männer der Kronprinz und der Prinz von Hohenzollern wären, bestürmte sie mich mit einer solchen Fluth von Fragen, daß sich

mein armer Magen vor Schmerz umkehrte. Der Herr des Hauses suchte immer wieder auf seinen Breughel zurückzukommen, aber ein leiser Fußtritt unter und ein Fächerschlag über dem Tisch führte mich immer wieder zu meiner links sitzenden Nachbarin zurück, welche nichts aß, sondern nur verdünnten Rothwein nippte und fortwährend plaudern wollte. Endlich, als ich schon ergebungsvoll die Hände zusammengelegt hatte, machte ihr Gatte ihr den Vorwurf, daß sie mich nicht zum Essen kommen ließe, und ich schon drei Gänge unberührt habe passiren lassen. Daraufhin beruhte ihre ganze Thätigkeit darin, mir sämmtliche Schüsseln zuzureichen und dabei bisweilen aus voller Brust zu seufzen. Anfangs bemerkte ich dies nicht, bis ich meinen Magen befriedigt hatte; als dies aber geschehen, mußte ich theilnahmsvoll nach ihrem Befinden fragen, weshalb sie so tief seufze und nichts esse. Nun hatte ich aber mein Schicksal herausgefordert: „die ich rief, die Geister, ward ich nun nicht los." Es folgte eine so detailirte Beschreibung und Auseinandersetzung ihres vermeintlichen Krankheitszustandes und eine so lange Reihe von Klagen über ihren „abscheulichen" Hausarzt, daß ich eine halbe Stunde lang nicht zur Besinnung kommen konnte. Ich ließ Alles über mich ergehen, folgte mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken, das ich trotz meines nur 14tägigen Verbandskursus mir schon angeeignet, ihrer Rede und beschäftigte mich nur mit dem, was vor mir stand, bis ich auf die Bitte einer genauen Untersuchung und um ein Recept aus meiner Ruhe und meinem Verdauungsprozeß aufgejagt wurde. Die Bitte war mit einem so flehenden Blick, einem so bemerkbaren Fußtritt unter dem Tisch begleitet, daß ich sofort die angebliche Krankheit der Dame erkannte und mit Bedauern auf den ehrwürdigen Hausherrn blicken mußte, der jetzt alles Hüsteln aufgegeben hatte, da es ja wirkunslos abprallte, und sich jetzt nur mit einem caneton aux navets beschäftigte, der in tadelloser Zubereitung vor ihm stand. Ich hatte trotz der starken Weine, die bei fast jedem Gange gewechselt waren, doch noch Ruhe genug, um Madame zu erklären, daß ich mir nicht getraute, ein Recept zu geben, da ich mich in meinen medicinischen Studien nur mit Chirurgie beschäftigt habe; aber mein Kollege zu ihrer Linken verstehe sich auf Frauenkrankheiten sehr gut. Ein giftiger Blick aus ihrem Auge und der mir sofort zugekehrte Rücken belehrte mich, wie gefährlich es sei, derartige Herrscherinnen zu reizen. — Das

Gespräch über Breughel wurde nun wieder zu meiner Rechten auf's Tapet gebracht und dann auf Berghem, Ruisdael, Pynacker, Salvator Rosa und bis zu Claude Lorrain und Poussin ausgedehnt. Das Diner nahm unterdeß mit seinem potage, boeuf, volaille, rôti und entremets seinen regelrechten Fortgang. August dirigirte mit seinem Imperatorenblick das Ganze und chicanirte dabei die beiden Diener, daß sie bei ihrem Rennen treppauf, treppab fast ihre Spazierhölzer brachen. Der Herr sprach mit großer Achtung von unsern Offizieren, die stets die Karte studirten und alle französisch sprächen. Er erzählte mit großem Geschick und vieler Anschaulichkeit von seinen Reisen nach Deutschland und sagte schließlich in einer verbindlichen Schmeichelei, daß er Deutschland stets geachtet habe, weil dort Sitte und Tugend heimisch sei. Die letzten Worte waren absichtlich laut gesprochen, verfehlten jedoch bei der Adresse vollständig ihre Wirkung. Und während der Hausherr selbst sich nach einer guten alten Flasche hinabbemühte, drehte ich wieder den Blick zu meiner schönen Nachbarin, die mir noch immer ihre Breitseite zuwandte und jetzt mit Aufmerksamkeit den Auseinandersetzungen meines Kollegen lauschte. Dieser warf jetzt, wahrscheinlich um seinem Radebrechen der französischen Sprache auf die Beine zu helfen, mit medicinischen Ausdrücken und untermischten studentischen Kraftworten so gewaltig um sich, daß ich nicht wußte, wie ich mein Lachen bei dieser grandiosen Definition von Madames Krankheiten unterdrücken sollte. August hatte soeben einen Dessert auftragen lassen und nochmals kleine Gläser hingesetzt, als der Hausherr mit einer Flasche ankam, welche er Picartan (?) nannte, und die er nicht genug empfehlen konnte. Hierbei citirte er, wahrscheinlich um seine deutschen Kenntnisse zu zeigen, die Stelle aus dem Faust: „Ein deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern." Ich hatte lange genug unter Franzosen gelebt, um ihm hier, wie es die Höflichkeit verlangt, mein Kompliment über seine ausgezeichnete Aussprache des Deutschen zu machen, indem ich zugleich an eine andere Stelle des Faust gedachte, wo der alte Göthe sagt: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist."

Die Lorbeeren ihres Mannes ließen die junge Frau nicht ruhen. Mit bewundernswerther Grazie und einem zufriedenen Lächeln präsentirte sie mir eine Schüssel mit den Worten: „vous offrirai-je encore un petit morceau de Brott?" — Officiell er-

staunt und freudig überrascht frug ich, ah, Madame spricht auch Deutsch?! Ich sah, wie das Gesicht meines Freundes bedeutend sich verlängerte, aber erleichtert athmete er auf, als sie mit stolzer Genugthuung erwiderte: „o ja, ein wenig." Ihre ganze Kenntniß der deutschen Sprache bestand in den drei Worten: „Fleschsch, Win, Brott," welche sie nach ihrer mit einem Hüsteln des Mannes begleiteten Aussage, von einem liebenswürdigen preußischen Offizier gelernt habe. Sie war ganz entzückt und stolz bei dem Gedanken, nun „ein wenig Deutsch" zu sprechen, und wir waren natürlich so höflich, sie in dem Glauben zu lassen, daß sie sich nun mit deutschen Offizieren unterhalten könne.

Bald darauf lud mich der Herr zur Besichtigung seiner in der That werthvollen Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen der besten Werke und tüchtigsten modernen Künstler ein, während die übrigen sich in ein anderes Zimmer zurückzogen, um dort den Kaffee in den bei uns gar nicht gekannten kleinen Tassen zu sich zu nehmen und den obligaten Cognac dazu zu trinken. Unser Wirth, den ich ob seiner Biederkeit und Herzensgüte immer mehr schätzen lernte, theilte mir viel Interessantes aus seiner kurzen diplomatischen Laufbahn an einem kleinen verflossenen italienischen Hofe mit, ja, als ich in der Unterhaltung die Behauptung aufstellte, nur das Haus Orleans wäre im Stande, dem armen Frankreich eine Dynastie von einiger Dauer zu geben, da wurde ich sogar der Ehre gewürdigt, die Bilder seiner Vorfahren, welche in der Bibliothek aufgehängt waren, betrachten zu dürfen. — Als wir nach einer angenehm verplauderten Stunde zur Gesellschaft zurückkehrten, theilte mir meine reizende Wirthin mit, daß mein Freund nicht bei mir schlafen würde, sondern ein anderes Zimmer erhalten hätte; sie hoffe, daß wir beiderseits so besser placirt seien. Die unter starkem Hüsteln hervorgebrachten Einwürfe ihres Gatten, daß ja der Herr so wie so ein Bett im benachbarten Zimmer gehabt hätte, wies sie mit dem Bemerken zurück, daß ihre Gäste nicht „simples infirmiers" seien, wie man vorher angenommen, sondern wirkliche Aerzte, die nicht in einem brosseurbett schlafen könnten. Kopfschüttelnd würgte der Gemahl die noch übrigen Bemerkungen, welche ihm auf der Zunge waren, hinunter und zeigte auch hier, wie gut erzogen er schon war. Für mich hatte die ganze Scene und die angenommene Unbefangenheit des alten Herrn etwas Peinliches, und ich benutzte deshalb die Gelegen-

heit, wo sich die Kousine zurückzog, um mich auch meinerseits zu empfehlen. — Die Dame hatte allerdings Recht, „ich war so besser placirt"; aber als ich meine müden Glieder, seit längerer Zeit wieder zum ersten Mal, in das Bett strecken konnte, das noch dazu ein großes seidenes Himmelbett war, da fielen mir doch unwillkürlich die Worte des einen Bildes neben meinem Bett ein: l'amour, Julie, aime un peu d'abandon.

Als ich mich am andern Morgen neugestärkt erhob und zum Frühstück hinabging, traf ich schon meinen alten ehrwürdigen Freund auf, der mich mit ungeheuchelter Freundlichkeit begrüßte und seine Gemahlin viel tausend Mal entschuldigte, daß sie nicht selbst käme, mir den Abschiedsgruß zu bringen. Hierbei griff er fortwährend nach der linken Brusttasche, als ob er etwas da verborgen hätte. Schon glaubte ich, mein Wirth würde mir auch einen Brief für irgend einen nach Deutschland abgeführten verwandten Offizier der Mobilgarde mitgeben wollen, als er unter vielen Entschuldigungen mir ein kleines Buchalbum präsentirte, in welches eine ziemliche Anzahl von Offizieren, Aerzten und höheren Militärbeamten empfehlende Worte an ihre Nachfolger geschrieben hatten; einige waren von der gastlichen Aufnahme und Pflege in diesem Quartier so sehr entzückt gewesen, daß sie sich sogar zu Versen verstiegen hatten, in dem das Wort Liebe in Heine'scher Bedeutung mehrmals vorkam. Wiederum fiel mir dabei das dumme Bild ein: l'amour, Julie, aime un peu d'abandon.

Mein Kollege geruhte endlich, sich aus seiner Ruhe zu erheben und zum Frühstück zu erscheinen. Ein deutscher Kaffee au lait wurde uns servirt, nur mit dem Unterschiede, daß man denselben aus einer mächtigen Tasse, der ein Teller als Schale diente, einnahm. Die dabei noch präsentirte Butter und weiche Eier machten das Frühstück für uns zu einem lucullischen Mahl. Gegen 7 Uhr verabschiedeten wir uns, wobei mich der alte brave Herr auf's freundlichste einlud, nach Beendigung des Krieges ihn zu besuchen. Er drückte mir mehrmals stumm die Hand, wobei er mich mit feuchten Augen ansah. Ich schied aus dem Hause um eine Erfahrung reicher. — Unwillkürlich fielen mir die Worte eines alten Johanniters ein, welcher aus Anlaß eines Gesprächs über diesen Gegenstand treffend bemerkt hatte: „Die Vaterlandsliebe ist das erweiterte Gefühl der Liebe zur Familie. Wie

sollten die Franzosen jenes Gefühl haben, da die Familie bei ihnen zerrüttet ist?" —

Der Morgen war ziemlich rauh und kalt, aber trotzdem bemerkte ich, wie mein Kollege von der vergangenen Nacht immer still lächelnd und zufrieden in die Weite starrte, ohne sich an der lebhaften Unterhaltung über Quartier und Essen zu betheiligen. Erst beim Rendezvous that er seinen Rosenmund auf, um uns mitzutheilen, daß er heute Nacht den festen Entschluß gefaßt habe, Spezialarzt für Frauenkrankheiten zu werden, da dies doch das interessanteste und lohnendste sei. Man stimmte ihm bei und hatte jetzt wieder einen interessanten Unterhaltungsstoff, der von den Medizinern und Pharmaceuten nun eingehend behandelt wurde. Ich aber schwieg still, weil ich wiederum an das französische Bild dachte: L'amour, Julie, aime un peu d'abandon.

---

37. Nachtwache in Chaumes.

17. September.

„Langsam, aber sicher", — das scheint jetzt bei der Cernirung von Paris die Losung unserer Heeresleitung zu sein; der Kreis zieht sich enger und enger, und in einigen Tagen wird „die Stadt der Welt" von einem eisernen, undurchdringlichen Wall umgeben und von der Außenwelt abgeschnitten sein. Was werden die guten Pariser dann thun, wenn sie keine Zuschauer mehr für ihre Heldenthaten, keine Bewunderer mehr haben, welche „ihre Entschlossenheit, welche unbesiegbar, ihren Heldenmuth, der keines Gleichen hat", anstaunen können? Wie ein Schauspieler vor leeren Bänken, so werden auch die Pariser Maulhelden bald in ihrem Heroismus erlahmen; denn bei keiner Nation ist die Bewunderung und der Beifall ein so wichtiges Lebenselement, wie bei den Parisern.

Wer hätte einen solchen Ausgang des Krieges vor acht Wochen vorher zu sagen gewagt! Damals roher, frecher Uebermuth, stolze Ueberhebung, prahlerische Rufe: à Berlin, à Berlin! Alle Feinde der Freiheit jubelten, die Pfaffen regten sich, um inmitten dieser europäischen Wirren die Unfehlbarkeit eines Menschen dem gesunden Menschenverstande aufzuzwingen; —

und heute? Die Punkte, von denen aus man die Zivilisation, die Freiheit und Selbstbestimmung der Geister zu knebeln hoffte, sind jetzt selbst niedergeworfen und ohnmächtig. Paris und Rom cernirt! — wer wäre so blind, bei der Betrachtung der großen Ereignisse und Zeiten, in denen wir stehen, das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, einer göttlichen Vorsehung zu verkennen? Rom und Paris cernirt! — selbst dem, der die Logik der Thatsachen, das Walten Gottes in der Geschichte nicht erkennen konnte, selbst dem Unkundigsten und Gedankenlosesten muß sich jetzt in greifbarer, zwingender Wirklichkeit der Glaube aufdringen, daß über den Geschicken der Menschen ein gerechter, heiliger Gott waltet, der es nicht erlaubt, daß die Lüge und Falschheit, die rohen Begierden und pfäffische Herrschsucht über ein Volk auf die Dauer triumphiren sollen, welches in einem Kampfe alle sittlichen und idealen Interessen vertritt. Die Leidensschule der letzten Jahrhunderte und das rastlose Ringen der deutschen Nation ist nicht verloren gewesen, die Wahrheit und Freiheit siegt, und jubelnd kann Deutschland mit seinem Dichter ausrufen:

„Jedes Kämpfen für die Freiheit
Geht der Menschheit nie verloren,
Und aus jedem ihrer Gräber
Wird sie mächt'ger stets geboren;
Alles Blut, das ihr geflossen
Tränkt allewig ihre Saat:
Jede That der Weltgeschichte
Zeugt auch wieder eine That!'‚

Das kleine, von herrlichen Obstgärten und Weinbergen umgebene Städtchen Chaumes, in dem wir heute liegen, ist, nach der ehrwürdigen, geschmackvoll restaurirten Kirche zu urtheilen, ein sehr alter Ort, wie Coulommiers. Auch Handel und Wandel scheint hier recht rege zu sein. Jetzt natürlich ist Alles lahm gelegt, eine große Anzahl Häuser stehen leer und sind vollständig verlassen. Bis auf die großen Schränke, ist alles Ameublement mitgenommen, sodaß man sich unwillkürlich frägt, wie mag das in Paris aussehen, wenn aus allen Städten in der Runde die Einwohner mit ihrem Kram nach der Hauptstadt flüchten?! — Auch das uns als Quartier angewiesene Haus war fast vollständig leer; mit Ausnahme eines Tisches und eines Strohlagers war gar nichts vorhanden, und offenbar um uns anzugraulen,

hatte man in einem Paterre-Zimmer einen Kranken im Lehnstuhl zurückgelassen, der von unsichtbaren Händen gepflegt wurde und jedem Eintretenden zurufen mußte, daß er die Pocken habe oder vielmehr gehabt habe; denn von Narben war bei ihm nicht viel zu sehen.

Auch hier, in diesem so harmlos und gemüthlich ausschauenden Städtchen, hat man sich genöthigt gesehen, die umfassendsten Maßregeln zum Schutze Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen zu ergreifen. Ohne daß er es merkt, ist seine Wohnung jetzt von einer verdoppelten Postenkette umgeben und auf's Gewissenhafteste von der Feldgensdarmerie beobachtet, welche, je näher wir nach Paris und in die Gegend des ärgsten Volkshasses kommen, um so mehr auch ihre Wachsamkeit verschärft. —

Aber auch schon in früheren Quartieren waren wir auf eine Verbissenheit der Gemüther gestoßen, bei der wir allen Takt und alle Geduld anwenden mußten, um Konflikte zu vermeiden, und unser Major war in Epernay, das zufällig einen halben Tag von Truppen entblößt geblieben, mit dem Major von Winning (69. Reg.), welchen er auf dem Marsche getroffen und zu einem Diner im ersten Hôtel der Stadt geladen, im letzten Augenblick nur dadurch gerettet worden, daß eine württembergische Dragoner-Patrouille mit aufgesetzten Karabinern eintraf und ihnen gegen die wildtobenden Blousenmänner zu Hülfe kam. — Ja, noch früher, schon in Ligny und Umgegend war Alles so aufgewiegelt und verhetzt, daß man außerhalb der Stadt seines Lebens nicht sicher war. Als man der Einwohnerschaft von Ligny schon die Waffen abgenommen und verbrannt hatte, fand man nachher noch in einem Gartenhause hinter dem Quartier unseres Majors ein großes Depot von Gewehren, sodaß man sich seitens der Commandantur veranlaßt fand, eine Wache von Württembergischer Infanterie mit ins Haus zu legen. Bis dahin hatte nur eine hübsche und liebenswürdige Frau als Wirthin die Honneurs gemacht; spät Abends erschien aber der Herr selbst auf der Bildfläche, nahm in liebenswürdiger Weise am Souper Theil, nach dessen Beschluß er sich unserm Knesebeck als Capitaine einer Compagnie de Franctireurs zu erkennen gab und mit ihm bis zum andern Morgen 6 Uhr, so lange er in seinem Hause wäre, Waffenstillstand auf Ehrenwort abschloß. Bei unserm Abmarsch am folgenden Morgen

war er verschwunden, ließ sich durch seine kleine reizende Frau entschuldigen und — den Waffenstillstand vom Abend vorher kündigen. Dieses bezeichnende Vorkommniß mahnte auch uns zur Vorsicht und war die Veranlassung, daß unser Major, wenn möglich, auf gefährlichen Märschen sich dem Oberst von Hymnen von der Feldgensdarmerie anschloß.

Beim Abend-Appell theilte uns der Major mit, daß allerhand ernste Anzeichen vorlägen, welche auf ein Komplott gegen das theure Leben des Kronprinzen schließen ließen, und forderte uns auf, jede diesbezügliche Beobachtung ihm, auch wenn mitten in der Nacht, sofort zu melden oder direkt an Oberst von Hymnen und Oberst von Gottberg zu überbringen. Wir waren durch diese Mittheilung schmerzlichst berührt und auf dem Heimweg zum Quartier beschloß ich mit mehreren mir nahestehenden Kameraden für diese Nacht die in einem großen Park gelegene Villa des Herrn Martinet, in welcher der Kronprinz logirte, mit zu überwachen.

Gesagt, gethan. Um 9 Uhr Abends zogen wir mit auf Wache, nachdem dem Wache- und Ronde-habenden Offizier Meldung von unserer Absicht gemacht war. — Das breite Thal des drunten leise rauschenden und murmelnden Flüßchens war mit einem dicken Nebelmantel bedeckt. Dann und wann drang der Mond durch den Wolkenschleier des Himmels und übergoß dann das Nebelmeer mit seinem silbernen Lichte; oder von leisem Luftzug bewegt, wogte die Dunstmasse hin und her, bis dann auf einmal, Spukgestalten vergleichbar, einzelne Fluthwellen aus diesem Nebelmeer sich loslösten, um in sonderbar verzerrten Gestalten nach oben zu steigen und dann immer dünner und durchsichtiger werdend, im nächtlichen Aether als zarte Silberschleier zu zerstieben. Ringsum das leise Weben der Sommernacht, nur gestört durch das Surren der Nachtschmetterlinge. In stillem Frieden lagen die Gärten der Vorstadt mit ihren duftenden Rosensträuchern und tranken milden Mondenschein. — Wir kamen mit geräuschlosen Schritten zur Villa des Hauptquartiers und betraten nach leise geführter Legitimation den Garten, wo wir uns nach der offenen Gartenseite, welche zum Flußthal hinabführte, in einiger Entfernung von einander unter großen Lorbeer- und Fliedersträuchern verkrochen. Ohne selbst gesehen zu werden, konnten wir die Villa und ihre ganze Umgebung genau überschauen.

Allmälig erloschen die Lichter in den Zimmern; der Nachtfrieden senkte sich über das ganze Haus. Ein Vogel, ein kleiner Blattmönch, sang traumverloren sein Abendlied in einem benachbarten Strauch; — dann eine lautlose Stille ringsum, die nur in Intervallen von 10—12 Minuten unterbrochen wurde, wenn der Posten vorn am Hause bis zu unserer Ecke herüber kam. Erlkönig-Schauer zogen durch die Seele. Um Mitternacht ballten sich die Nebel dichter und dichter und legten sich mit wässeriger Schwere auf Baum und Strauch hernieder. Man konnte kaum mehr drei Schritte weit vor sich sehen, und fröstelnd hüllten wir uns immer fester in unsere schmalen Decken. Ich sehnte mich nach einem Bett oder doch bedeckten Raum, — und aus dem fragenden Hüsteln, das mein Kamerad von Zeit zu Zeit leise herübertönen ließ, glaubte ich auf etwas Aehnliches in seiner Stimmung schließen zu müssen. Offenbar wollte keiner von uns den Anfang mit der Bemerkung machen, daß unsere Wache doch nicht viel nützen würde, und daß es vielleicht besser sei, dieselbe den dazu Kommandirten zu überlassen, während wir selbst uns zum Marsch des eben anbrechendes Tages durch einige Stunden Schlaf noch stärkten.

Mit geschlossenen Augen, aber offenen, um so geschärfteren Ohren lagen wir so bis gegen ein Uhr unbeweglich da, und suchten, während die ganze Natur ringsum in Schlaf versunken war, munter zu bleiben. — Nach langer Pause, als die naßkalte Luft sich immer fühlbarer machte und der feuchte Boden uns Zähneklappen verursacht hatte, ergriff Brauner halblaut das Wort: „Was meinen Sie wohl, Herr Zugführer, — könnten wir nicht bei dieser absoluten Stille ringsum die Wache getrost dem Militairposten überlassen? Sehen können wir ja doch nichts mehr, und wenn Jemand, um einzubrechen, nur den geringsten Lärm machen sollte, so würde der Posten am Haus und der vorn an der Gartenpforte es doch sofort bemerken und den Attentäter ergreifen." Obwohl sehr triftige Gegengründe und sehr ernste Bedenken dagegen zu äußern gewesen wären, so war ich doch nur zu gern bereit, ihm beizustimmen. Auch ich erhob mich und gab mit leisem Pfiff dem Kamerad Reuter, unserm „Capitano", das verabredete Zeichen; aber obgleich wir mit angehaltenem Athem auf Antwort lauschten, gab derselbe keinen Laut von sich. Wir riefen zunächst, um nicht aus Versehen eine Kugel in den Leib zu bekommen, den Militairposten mit halblauter Stimme an,

und gingen dann nach dem Versteck unseres Kameraden; aber siehe da, das Nest war leer, und der Soldat bestätigte uns auch, daß ihm bei der Ablösung um 12 Uhr übergeben wäre: Nur zwei Johanniter seien noch im Garten versteckt, während der dritte schon um Mitternacht still nach Haus gegangen wäre. Wir drückten uns nun auch stillschweigend, wiewohl nicht ohne Schamgefühl, daß unser heroischer Entschluß und die patriotische Absicht mit solchem Rückzug vor der Zeit endete. Stumm legten wir den weiten Weg nach unserer Behausung zurück; als aber Förster Brauner, um sein eigenes böses Gewissen zu beruhigen, den Kamerad R. einen schlauen Drückeberger nannte, mußte ich ihm doch mit der bekannten „ungarisch-daitschen" Antwort dienen: „Selperrr Einerrr!" —

Im Quartier angekommen und völlig im Dunkeln tappend, war es beim Aufsuchen unseres Strohlagers nicht zu vermeiden, daß wir noch verschiedene schlummernde Kameraden auf ihre Spazierhölzer traten; dadurch wurde natürlich nochmals der ganze Ameisenhaufen aufgerührt, und die im Schlaf Gestörten schalten herüber und hinüber, bis ich „Ruhe im Schiff" befahl. Ein tüchtiger Schnupfen als Folge der feuchten Nachtwache und verschiedene Sticheleien auf die „wachsamen Nachtwächter" blieben am folgenden Tage nicht aus; aber beim Rendezvous lobte der Major unsere gute Absicht, und das war uns genug.

---

38. St. Germain-Corbeil.

18. September.

Mit stolzem Bewußtsein begrüßten wir heut die Seine, und — mag es nun ein Symbol oder bloß Zufall gewesen sein, — als wir mehrere schwarze Leib-Husaren ihre Pferde in der Seine tränken sahen, da erwachte in uns der mächtigste Nationalstolz, wie ihn nur ein siegreiches Volk haben kann, wie das unsrige.

Die Franzosen hatten die schöne breite Quader-Brücke gesprengt, in dem thörichten Wahn, uns von der Ueberschreitung des Flusses dadurch auf längere Zeit abhalten zu können. Es ist dies eins jener zahlreichen Beispiele kopfloser Landes-Vertheidigung und thörichten Vandalismus, mit welchem, wie die Zeitungen melden, Trochu die ganze Umgebung von Paris

meilenweit verheert hat. Als ob durch diese sinnlose Art von Landes-Vertheidigung das stete Vorrücken unserer Heeresmassen nur im geringsten aufgehalten würde! Einige Stunden, und die sicherste Potonbrücke steht dem Vormarsch unserer Truppen zur Verfügung. Welcher Schaden aber durch die mitbeschädigten Häuser den einzelnen Ortschaften, welche unberechenbare Verluste dem Staate hierdurch zugefügt werden, das scheinen die gar nicht zu bedenken, welche ohne jeden zwingenden Grund dem Wohlstande ihres Staates solche tiefen Wunden schlagen. Nun, das mögen später die verantworten, welche zu diesem Vandalismus den Befehl zu geben wagten; wir freuen uns unterdeß über das schöne Bild, welches sich unseren Augen darbietet.

Das breite Silberband der Seine ist hier von anmuthigen Hügeln begleitet, an welchen sich zu beiden Seiten die Häuser- und Villenreihen Corbeils malerisch gruppiren, während die unbebauten Flecke mit Rebengeländen und Obstgärten verziert sind. In der Mitte dieses anmutigen Städtchens spannte sich früher als verbindender Lebensnerv die schöne Brücke mit ihren drei kühnen Bogen über den Strom; jetzt liegt der eine davon in Trümmern, und die darüber erzürnten Wogen schäumen mit weißem Gischt über die den Fluß hemmenden Bruchstücke, während oben am Rande des mittelsten Bogens fünf lustige Ulanen zwei große Wagenladungen von zerschmetterten und halb verkohlten Gewehren unter lautem Halloh in die blauen Fluthen schleudern, um sie für immer unschädlich zu machen. Wie ein Faden ohne Ende ziehen unterdeß die Wagen- und Geschützkolonnen über die von den Bayern schnell geschlagene Brücke, und dröhnend setzen alsdann auch die Infanterie-Abtheilungen ihren Fuß dem stolzen französischen Strom auf den Nacken. — Die Einwohner schauen in großen Haufen diesem lebhaften Bilde zu und können sich gar nicht erklären, wie diese maudits Prussiens, die bei Wörth und Sedan, in den Kämpfen vor Metz und durch die Cholera über 150,000 Menschen sollen verloren haben, jetzt immer noch so viel Soldaten vor Paris schicken können.

Corbeil ist ein sehr wichtiger Platz, insofern derselbe nämlich durch seine großen Mühlen Paris jährlich mit vielen hunderttausend Säcken Mehl versorgt. Der reichste unter den Mühlenbesitzern, welcher, obwohl eingefleischter Imperialist, doch auf allgemeinen Wunsch der Bevölkerung Maire geblieben ist, hat es aus freien Stücken übernommen, die Verproviantirung der

durchziehenden Truppen allein zu besorgen. Und was das bei einem so wichtigen Uebergangspunkt zu sagen hat, davon kann man sich annähernd eine Vorstellung machen, wenn man diese endlosen Truppenzüge betrachtet, von denen tagtäglich mehrere Tausend Mann hier einquartiert wurden.

Das Gerücht, daß unsere Vortruppen heut schon im Kampfe gewesen, hat sich bis jetzt durch keine Meldung bestätigt, doch erwartet man jeden Augenblick einen ernsten Zusammenstoß. Nur zu, — auf unserer Seite ist Alles schon vorbereitet und, wie Knesebeck gestern beim Rendezvous mittheilte, hat unser geliebter Kronprinz vorgestern, wo er in's Große Hauptquartier nach Meaux geeilt war, mit dem König und Moltke alle Dispositionen zu unserm Angriff auf die Südfront von Paris verabredet. Die nächsten zweimal 24 Stunden müssen die Entscheidung bringen.

---

39. Palaiseau.

19. September.

Schwerer Nebel lag noch auf der Erde, als wir heut Morgen von Corbeil abrückten. Nach Nordwesten umbiegend, kamen wir bei dem schönsten Herbstwetter in Longjumeau an, wo wir uns selbstredend die berühmte Post ansehen mußten. Longjumeau selbst ist ein freundliches Städtchen mit 8—9000 Einwohnern, von denen jedoch nur die Hälfte den Muth gehabt hatte, die anrückenden Preußen zu empfangen. Für die ausgerückten, meist wohlhabenden Leute waren aber andere eingerückt. Aus allen Fenstern und Thüren schauten unsere hellblauen Brüder aus Süddeutschland heraus. Die Einen saßen schmauchend vor den Thüren, Andere putzten emsig an ihren Waffen oder schlenderten, sich unter einander neckend, auf dem Trottoir umher. Die heitern, zufriedenen Mienen dieser Soldaten zeigten uns, wie sich die Söhne Altbayerns freuten, hier vor Paris zu liegen und demnächst mit dem Gegner sich wieder raufen zu können.

Hinter Longjumeau sah es schon etwas kriegerischer aus. Die Telegraphendrähte waren durchgeschnitten, die Pfähle großentheils umgeworfen, hier und da lag schon ein Montirungsstück und an den Stellen, wo in der Nacht vorher unsere Truppen gelegen, waren die benachbarten verlassenen Häuser gewaltsam

geöffnet und aller zum Bivouakieren brauchbarer Gegenstände beraubt worden. Die breiten Straßen waren leer und nur dann und wann begegneten wir einem Blousenmann, der entweder schon 10 Schritt vor unsrer Begegnung überaus demüthig und verzagt die Mütze zog, oder mit finstern und trotzigen Blicken an uns vorüberging. Ueberall dieselben Gestalten der Français de la décadence: Kriechendes, skrophulöses Gesindel oder das andere Extrem, dünkelhafte und giftige Blousenmänner; von stiller Gemessenheit, die auch im Unglück die Würde bewahrt und selbst dem Sieger Achtung abnöthigen könnte, ist hier nirgends die Spur.

Schon ließ sich von Paris her Kanonnendonner vernehmen, der zeitweis verstummte, um dann wieder eine Viertelstunde lang herüber zu tönen. Das war für uns das Signal zum schnellen Vorrücken. Im Trabtrab ging es bis nach Palaiseau, einem fast vollständig verlassenen Städtchen. Da der Kanonendonner wieder verstummt war, so erwartete unser Major erst die Ankunft Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen, um Befehle entgegen zu nehmen. Unterdeß wurde in den verlassenen Häusern Quartier gemacht. Mit vier Kameraden quartierte ich mich in einem größeren Hause ein, das, wie wir aus einer später vorgefundenen Einladung zur Senatssitzung ersahen, einem französischen Senator gehörte. Es war einer jener Sommersitze, die weniger von dem Geschmack des Besitzers zeugen, als von dem Bestreben, sich das Leben so angenehm und bequem wie möglich zu machen. Man betrat durch ein schönes schmiedeeisernes Gitterthor einen kleinen Garten, vor sich das zweistöckige Gebäude mit etwas Renaissance-Anklängen und freundlichen Mansarden-Bulleyes, rechts und links die beiden Seitenflügel, fast bis an die Straße herantretend und die Wirthschaftsräume im unteren Stock enthaltend. Alles stand natürlich offen und die Thüren trugen deutlich die Spuren der gewaltsamen Oeffnung. Nach den Erkundigungen, welche ich einzog, konnte es leider nicht geleugnet werden, daß hier unsere Reiterei und dann die Bayern und unsere 37er gelegen hatten. Es schmerzte mich tief, diese schrecklichen Verwüstungen zu sehen; aber die Franzosen sind selbst Schuld daran. Hätten sie nicht die unverzeihliche, obwohl aus den Zeitungen erklärliche Thorheit gehabt, ihre Wohnungen zu verlassen, so würde sich kein Soldat auch nur die geringste Gewaltthat erlaubt haben.

Man versetze sich in die Lage dieser Leute: Nach einem 8—10 stündigen Marsche kommen sie todtmüde und halb verhungert in einem Orte an. Die Quartiermacher haben in aller Eile jedem Hause 10—30 Mann zugetheilt und Bataillon und Kompagnie bei jeder Thür mit Kreide bemerkt. Die betreffenden Soldaten kommen an, in der Hoffnung, ihren quälenden Hunger und Durst stillen und sich unter einem bedeckten Raume von dem anstrengenden Marsche erholen zu können. Die Thür ist verschlossen; man pocht und ruft, ohne Antwort zu erhalten. Da greift man endlich unmuthig zum besten Schlüssel, zum Kolben. Und nun geht die Wirthschaft los. Um Essen und Trinken herbeizuschaffen, durchstöbern diese 30 Mann nun das ganze Haus; keine Thür, kein Schrank wird ungeöffnet gelassen, der Keller wird erbrochen und selbst der Boden, ja sogar frisch umgegrabene Stellen des Gartenlandes einer genauen Inspizierung unterworfen, bis sie dann den Lebensunterhalt sich verschafft und ein Lager bereitet zu haben.

Viele werden darüber ganz entrüstet sein und daheim im bequemen Lehnstuhl über Verwilderung der Sitten im Kriege philosophiren; mancher Zeitungskorrespondent wird seinem gerechten Zorn in einem langathmigen Artikel Luft machen und darüber klagen, daß auch bei unseren Truppen jetzt die Disziplin sich lockere, und was dergleichen schöne Redensarten noch mehr sind. Nun, die Herren kennen die Zustände des Krieges nicht, wissen jedenfalls noch nicht, was Hunger und Durst bedeutet und übersehen, daß der Soldat mehr ist, als ein Hund. — Wenn man auch die Verwüstungen nicht entschuldigen kann, die hier und da die Bayern und unsere Posener aus Wuth, nichts gefunden zu haben, anrichteten, so kann auf der andern Seite doch nicht oft genug betont werden, daß die Leute zu diesem wüsten Durchstöbern durch die Noth gezwungen sind. Daß sie nichts von alledem, was die Franzosen uns oft vorlogen, mitgenommen haben, dafür sorgt schon das schwere Gepäck des Soldaten und der mangelnde Raum im Tornister und Brotbeutel. Und dann haben unsere Soldaten, dies können wir mit Stolz behaupten, sich in bewohnten Quartieren stets freundlich und bescheiden betragen und sich nie solche Sachen erlaubt, wie die französischen Truppen ihren eigenen Landsleuten gegenüber.

Bei alledem war der Zustand in unserm Quartier geradezu

ein scheußlicher zu nennen. In dem großen Mittelzimmer unten standen noch auf den Tischen und Stühlen die übelriechenden Ueberreste eines selbst bereiteten Mahles. Aus den erbrochenen Schränken hatten sich die Soldaten Teller, Tassen und Gläser genommen, und dazwischen standen leere und noch halb volle Flaschen von Rothwein. Stroh und Matratzen lagen in jeder Ecke. Oben sah es noch viel toller aus, denn hier hatten zuerst die flüchtenden Einwohner Alles durcheinander geworfen und in ihrer Kopflosigkeit selbst die (wahrscheinlich marmornen) Kaminbekleidungen und den großen Spiegel mit fortgeschafft. Kein Schrank, keine Schublade war mehr geschlossen, alle erbrochen und die buntesten Gegenstände pêle-mêle auf dem Parquetboden hingestreut. In einem geöffneten Wandschranke lagen und standen die werthvollsten Stutzuhren, herrliche Sèvres-Porzellane, feine Nippessachen aus Marmor und Goldbronce und außerdem noch mehrere Kasten voll Kniehosen, seidener Strümpfe, Dreimaster, Schnallenschuhe und ähnlicher Gegenstände.

Auch wir suchten nach eßbaren Sachen, fanden aber nichts als Trauben im Garten und einen ungenießbar schlechten Wein im Keller. Ein zerbrochenes Zündnadelgewehr und eine Blechmarke mit Angabe des Regiments Nr. 37 erregte in uns Verdacht; aber alle angestellten Recherchen führten zu keinem bestimmten Resultat, und aus den schwindelhaften Erzählungen der plötzlich aufgetauchten beiden Portiers ließ sich absolut nichts zusammen reimen. — Ich hatte mich kaum in der wahrhaft prachtvollen Bibliothek an die Durchsicht der besten Klassiker und seltensten Ausgaben gemacht, als der Kanonendonner sich vor Paris wieder bemerkbar machte und zeitweis recht unheimlich dumpf und ununterbrochen fortrollte. Da die Vereinigung unserer Korps mit der IV. Armee schon vor Ankunft des Stabes unserm Major mitgetheilt war, so mußte irgend ein Angriff seitens der Franzosen vorliegen. Unser Kommandeur beschloß daher, mit Zurücklassung eines Theiles der Mannschaft, sofort vorzugehen, und nach 10 Minuten befanden wir uns schon auf dem Wege nach Antony.

Wir rückten auf einer breiten route imperiale vor; so lange der Weg von Hindernissen frei war, ging es in rasendem Galopp fort. Die tapfere Soldatennatur, welche bei jedem Kanonendonner in unserem verehrten Führer erwachte und sich

mit steigender Gefechtsstärke bis zu einem wahren furor teutonicus steigern konnte, kam jetzt wieder zum Vorschein. „Vorwärts, vorwärts!“ — war sein einziges Kommando und mochten wir dabei auch einen unserer Wasserkarren verlieren, oder mochten die Wagen auf dem Steinpflaster der Straße fußhoch springen, das war ihm Alles gleich, nur immer vorwärts, 'ran an den Feind und den Verwundeten zu Hilfe!

Gegen 2½ Uhr sahen wir den ganzen Stab links von der Straße halten. Als Se. Königl. Hoheit der Kronprinz mit Gefolge nach der Straße zu sich uns näherte, machten wir Halt. Er theilte unserm Major den zeitherigen Gang des Gefechtes eingehend mit, sprach die Vermuthung aus, daß die Franzosen gegen 4 Uhr vielleicht einen Versuch zur Wiedereroberung des verlorenen Forts von Sceaux machen würden und entließ uns mit einigen scherzenden Bemerkungen über Paris und „unsern Einzug in vierzehn Tagen“. Nach einem scharfen Trabe auf einer Erhöhung der Chaussee angekommen, öffnete sich plötzlich der Blick auf das Häusermeer der Riesenstadt, welches sich über den vor uns liegenden Parkwaldungen in der Ferne erhob. Wir brachen bei diesem Anblick in grenzenlosen Jubel aus. Endlich, endlich hatten wir den Augenblick erlebt, wo das stolze Seine-Babel, „das Herz der Welt“ sich uns zeigte. War es auch vorläufig noch unbezwungen, der erste Schritt zur Eroberung war mit der heute vollendeten Cernirung schon geschehen, und wohl konnten wir darüber jubeln und mit ahnender Gewißheit in Kleist's patriotisch-bittere Worte ausbrechen:

„Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
für bess're Güter in den Staub zu sinken“. —

Obwohl umstarrt von Tausenden deutscher Bajonnette und Kanonen, obwohl durchwogt von dem ganzen Getriebe einer sich täglich vergrößernden Armee und bewohnt von 1½ Millionen fieberhaft erregter Menschen, — aus der Ferne angeschaut, lag sie so ruhig und friedlich, so wunderbar schön und majestätisch da, als ob noch der tiefste Friede in dieser entzückenden Landschaft ruhete. Das trunkene Auge konnte sich gar nicht satt sehen an diesem fesselnden Bilde; immer von Neuem wandten sich Aller Blicke dieser Stadtsyrene zu und ruhten sinnend auf diesem unendlichen Häusermeer, aus dem hier und da die allen Gebildeten bekannten Monumentalbauten sich erhoben, während die übrigen Massen in dem Duft der Ferne sich allmälig ab-

stuften und verloren. Hoch zum Himmel sich erhebend, schimmert im lichten Schein der goldenen Herbstsonne die vergoldete Kuppel des Invaliden-Hotels; die Kuppel des Pantheons, die Thürme von Notre Dame zur Linken der stolze Bau des Triumphbogens und all die herrlichen Thürme und Kuppeln der Stadt ragen wie zart verschleiert aus dem Häusermeer hervor, sich an Deutlichkeit der Conturen allmälig abstufend, bis sie dem forschenden Auge in dem Dunst der Ferne und in der Abenddämmerung verschwinden. — Diejenigen, welche Paris schon kannten, nannten die einzelnen, durch das Fernrohr zu erkennenden Punkte; aber bald entzog uns eine Krümmung und die Senkung der Chaussee den Anblick der Stadt.

Wir mußten jetzt auch unsere Hetzjagd einstellen, denn eine Menge Hindernisse, so klein sie auch waren, hemmten den schnellen Vormarsch. Die alten schönen Bäume, die den Weg früher geschmückt hatten, waren gefällt und über die Straße geworfen, in der Absicht, das Vordringen unserer Truppen zu verhindern. Die Bäume waren zwar leicht aus dem Wege geschafft worden, aber eine andere, fast möcht ich sagen kindische „Landesvertheidigung“ zwang die Wagen fortwährend in Schlangenlinie zu fahren. Jede Kaiserstraße hat bekanntlich drei Fahrwege, von denen der mittelste gepflastert ist. Hier hatten nun die neuen republikanischen Maires oder die kleinen Troschus jedesmal drei Reihen Steine herausgerissen und zu einer kleinen Barrikade verwandt, dann und wann auch wohl versucht, den Weg durch Gräben zu durchschneiden. Wahrscheinlich hatten sie dann, nach Vollendung dieser großartigen Befestigungen, nach Paris gemeldet, „die Einwohner von Palaiseau und Umgegend haben die Straßen unfahrbar gemacht und sind entschlossen, sich hinter den Barrikaden zu vertheidigen“. —

In Antony erfuhren wir, daß der Kampf seit einer Stunde aufgehört habe; als wir aber in Chatenay und nachher in Malabry auf dem eigentlichen Schlachtfelde ankamen, fanden wir noch Arbeit genug. Der Kampf war wieder sehr heiß gewesen, und da die Franzosen die Linie Meudon — Fontenay aux roses mit überlegenen Kräften besetzt hatten, so stand das Gefecht anfangs für unsere tapfern 47er recht bedenklich, zumal da ihr Schwester-Regiment No. 7 schon à cheval der Chaussee nach Versailles stand und erst zurückkommen konnte, als die Füseliere schon von dem übermächtigen Gegner umfaßt wurden.

Doch die Königsgrenadiere von der einen Seite und die treuen Kameraden vom 3. bayrischen Jäger=Bataillon von der andern Seite unterstützten die heiß ringenden 47er; und als dann noch weitere hellblaue Kameraden vom 14. und 15. Regiment heran stürmten, war die Schlacht gewonnen. Das zweite bayrische Corps unter General von Hartmann nahm in einem gewaltigen Vorstoß die gegnerische Stellung bei Plessis Piquet, jagte den Feind vor sich her und erstürmte auf der Höhe von Clamart und Chatillon die neu erbaute Schanze de la tour à moulin, von wo aus die siegestrunkenen, jauchzenden Bayern die Stadt Paris zu ihren Füßen liegen sahen. Wegen der Waldungen und der vielen kleinen Parks mit ihren Hecken und gemauerten Umfriedigungen, war der Kampf in diesem an sich schon vielfach coupirten und verdeckten Gelände für die Bayern jedoch doppelt schwierig und doppelt blutig gewesen.

Ueber Antony nach dem Städtchen Sceaux gekommen, bogen wir links ab, um hier das ganze Gelände und ausgedehnte Schlachtfeld abzusuchen und die vor Plessis Piquet in den einzelnen Gärten zerstreueten Verwundeten, nach den Feld=Lazarethen von Sceaux zu bringen. Es war ein schweres Stück Arbeit, denn wir hatten für die Wagen zu wenig Mannschaften mit und die sandigen und lehmigen Wege waren von der Artillerie tief durchfurcht. Aber der Anblick der Helden, die, weil der Tod sie heute nur mahnend gestreift, mit ihren leichten Feld=Verbänden einzeln oder in Gruppen uns entgegen kamen, um ohne Beihülfe sich allein nach den rückwärts liegenden Lazarethen zu begeben, ermunterte uns zu immer neuer Anspannung der Kräfte. Hier kommen ein Paar bayrische Jäger, mit blutigem Linnenzeug die Köpfe umwickelt; aber im Bewußtsein treu erfüllter Soldatenpflicht hebt stolz sich das Haupt und leuchtet ihr Auge, als wir vor ihnen salutiren. Da kommen Verwundete vom 15. Regiment, mit verknüpften Tüchern die zerschossenen Hände und Arme hinaufgeschnallt; dicht hinter ihnen unheimlich feierlich einherschreitend ein alter Unteroffizier, der, von dem verwundeten Trompeter in meinem Handkarren angerufen, stumm das Haupt schüttelt und dann nach der Stelle am Hals zeigt, wo der Schuß durchgegangen, — stumm und ohne Klage, trotz des schweren Wehes, geht er weiter. Noch immer neue Helden kommen die Straße herab, blutbespritzt, nur nothdürftig verbunden, aber ungebeugt und stolz, im Be=

wußtsein des mit ihrem Blut errungenen Sieges. Eben im Begriff mit einer theuren Ladung wieder nach Sceaux zurück zu marschiren, sehe ich, wie ein alter weißbärtiger Feldwebel, gestützt auf einen jungen Kameraden aus einem der fruchtreichen Obst- und Gemüsegärten dieser lieblichen Gegend heraustritt; er schreitet langsam, Schritt für Schritt, wie traumverloren den Blick zur Erde gerichtet. Ich eile ihm entgegen, um ihn noch zum Wagen zu bringen; der alte Held, der einen Schuß durch die Lunge hat und dem schon vom Arzt das „moribund“ auf den Wundzettel geschrieben ist, blickt mich mit weit geöffneten Augen an und dann, wie allmälig sich besinnend, nestelt er aus der Brusttasche, da wo das Blut langsam hinabrieselt, eine beschriebene Feldpostkarte hervor und übergiebt sie mir mit zitternder Hand. Wir heben ihn auf den Wagen, er grüßt stramm militärisch, und fort ist er auf Nimmerwiedersehen, denn er wird den morgenden Tag kaum erleben.

Es kostete uns bis zum Dunkelwerden noch viel Arbeit und viel Schweiß, die meist Schwerverwundeten nach den bayrischen Lazarethen von Antony zu schaffen, zumal da wir, um möglichst viel unterzubringen, jedesmal auch unsere zweirädrigen Handkarren gefüllt hatten. Aber der Eifer unseres unermüdlichen Kommandeurs feuerte uns zur Ueberwindung aller Hindernisse der Entfernung und des schlechten Sandwegs an. — Nach 9 Uhr rückten wir dann wieder in Palaiseau ein. Dort angekommen, trat ich noch einmal vor unser Quartier auf den kleinen Marktplatz hinaus. Es war ringsum stille; ringsum breitete die Nacht ihre Fittige über die Erde und all das Elend im Gefolge der heutigen Schlacht. Droben aber funkelten Gottes Sterne so licht und klar und friedlich, als ob hier unten nichts Außergewöhnliches geschehen sei, als ob nicht Hunderte seufzten und wimmerten im weiten Umkreis. Der Mond geht so still und friedlich auf und über uns hin, daß mir in solchen Nächten unserer Kriegswochen oft gewesen ist, als ob diese Sterne mit ihrem Frieden über uns die ergreifendste, demüthigendste Bußpredigt wären, mit der der liebe Gott in unser Herz hinein greift. In solchen Augenblicken können wir es mit Händen greifen, wie klein der Mensch ist, auch mit den Dingen, die so groß dastehen werden in der Weltgeschichte: „Der Herr ist doch größer in der Höhe!“ —

40. Versailles.

21. September.

Von Palaiseau mit Tagesanbruch ausgerückt, fuhren wir gestern wieder nach Bièvre, um von dort alle transportablen Verwundeten nach Versailles zu bringen. — Wir bemerkten jetzt erst, in welch' schönem, verlassenen Paradiese wir uns hier befinden. Fast die ganze Umgebung von Paris ist eine ununterbrochene Kette der schönsten Parkanlagen, von reizenden Villen und saubern Städtchen, dann und wann unterbrochen von wohlgepflegten Waldungen. Die Parks mit ihren Riesenbäumen, die in seltener Blumenpracht prangenden Gärten, die lieblichen Marmor-Statuen, die sauber gepflegten Wege, die großen Gewächshäuser, — Alles sieht so verlockend aus, daß man auf die Vermuthung kommen könnte, die Bayern wären durch diese Herrlichkeiten zu ihrem Besuch angelockt worden, wenn nicht die Weinflaschen, mit denen ein Jeder beladen ist, einen andern, triftigeren Grund angäben. Die Ortschaften, welche an unserm Wege lagen und bei denen man gewöhnlich gar nicht bestimmen konnte, wo sie eigentlich anfangen oder aufhören, trugen sämmtlich denselben Charakter. Sie bestehen aus zwei- und dreistöckigen massiven Häusern und aus eleganten Villen mit geschmackvoll angelegten Parks. Ueberall unverkennbare Spuren von bedeutendem Reichthum und allgemeinem Wohlstand. Welch' erstaunliche Masse von Comfort und Luxus, welcher Reichthum an Inventar ist hier in diesen Villen und Schlössern angehäuft, — und doch haben ihre Besitzer in sinnloser Furcht diese Schätze den Soldaten und, was schlimmer ist, dem herumstrolchenden französischen Gesindel preisgegeben. Die Räume und Salons, in denen noch bis vor kurzem Frohsinn herrschte und die hellen Stimmen lachender Kinder erschallten, sie stehen jetzt leer, kaum daß dann und wann der nägelbeschlagene Tritt eines requirirenden Soldaten auf dem Parquetboden sich vernehmen läßt. Doch vorüber an all dieser Herrlichkeit, vorüber, — wir haben an ernstere Sachen zu denken.

Wir luden in einer zum Lazareth umgewandelten Villa von Bièvre eine große Zahl von preußischen und bayrischen Verwundeten auf, um sie nach Versailles zu evacuiren. Unter den Offizieren befand sich auch Lieutenant v. Poncet vom 47. Regiment, der von seiner bei Wörth erhaltenen Wunde kaum ge-

nesen, seit 2 Tagen wieder zum Regiment gekommen war und nun zum zweiten Mal verwundet wurde; ferner der Artillerie-Hauptmann Michelis vom 5. Feld-Artillerie-Regiment, welcher infolge seines tapferen Verhaltens bei Wörth schon mit dem eisernen Kreuz geschmückt war und dessen Batterie sich am Tage vorher, in der schwierigen Lage der 47er Füseliere gegen die erdrückende Uebermacht der Franzosen, wieder durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet hatte. Als uns der Stab bei seinem Recognoscirungs-Ritt begegnete, kam deshalb der Kronprinz an unsere Wagen herangesprengt, um diesem tapfern Offizier seine Anerkennung auszusprechen. Zu diesem Zweck mußte ich den in einer schweren Holzleiste endigenden Seiten-Vorhang des Krankenwagens mehrere Minuten hochhalten, so daß mir allmälig der Arm abstarb und die Kraft erlahmte; aber mit übermenschlicher Anstrengung hielt ich die schwere Stange am untern Ende so lange wie nöthig in die Höhe, damit keins der schönen Worte des Trostes und der Anerkennung unseres geliebten Kronprinzen dem armen, schwer verletzten Offizier verloren ginge. „Diese Worte werde ich nie vergessen, — sie sind der beste Balsam auf meine Wunden!“ — mit diesem Ausruf lehnte sich der Hauptmann zurück, als der gute Kronprinz ihm zum Abschied die Hand gedrückt hatte; und auch die andern verwundeten Offiziere fühlten sich im Banne seiner bezaubernden Persönlichkeit, unter den weichen, tiefen Brusttönen seiner Stimme förmlich ermuthigt und gekräftigt. — Ja, es gewährt eine herzerquickende Freude, in einer Persönlichkeit, deren Stirn der Lorbeer des Siegers und Helden schmückt, auch den herzensguten, liebenswürdigen Menschen verehren zu dürfen; und in solcher Form prägt sich das Bild des Kronprinzen allen seinen Kriegern, besonders den Herzen der Süddeutschen ein, die geradezu für ihn schwärmen. Sind doch in seiner Person die liebenswürdigen Eigenschaften des norddeutschen und süddeutschen Wesens auf's schönste vereinigt.

Unser Major erhielt vom Oberst v. Gottberg die Einladung, sich der Recognoscirung des Stabes und dem Besuch der von den Bayern eroberten Schanze anzuschließen und übergab mir demzufolge das Kommando mit dem Auftrage, die Verwundeten im Schloß von Versailles unterzubringen und alles zu ihrer Pflege Nöthige zu beschaffen. Da ich von den in der Bibliothek zu Palaiseau gefundenen und an den Stab abgegebenen vor-

züglichen französischen Karten noch einige von der Südseite von Paris, mit Erlaubniß des Majors, für mich behalten hatte, so war die Aufgabe an sich nicht schwer; nur die frisch ausgeworfenen tiefen Gräben und einige Verhaue, zu denen die Franzosen thörichter Weise die schönsten Baumriesen an der Chaussee von Bièvre nach Versailles gefällt hatten und zu deren Beseitigung jetzt die Bewohner der benachbarten Häuser durch unsere Feldgensdarmen herangeholt waren, bereiteten uns mancherlei Mühen und zwangen uns mehrmals, die armen Verwundeten so lange auszuladen, bis wir die Wagen über die Hindernisse hinüber hatten.

Grad um die Mittagsstunde trafen wir mit unserer theuren Last in Versailles ein. Stolz hob sich unsere Brust, als wir in die Avenue de Paris, jene herrliche breite Lindenstraße einbogen und uns einer mit klingendem Spiel daher kommenden Kompagnie der gelbklappigen Schlesier (47er) anschließend, durch die gaffenden Volksmassen unsern Einzug in das Schloß hielten. Der Augenblick, in welchem wir durch das Eingangsthor in den cour d'honneur eintraten und als Mitglieder der siegreichen deutschen Armee zwischen den Reihen eines Duguestlin, Bayard, Richelieu, Turenne und Condé hindurch an der Statue Ludwigs XIV. vorbeimarschierten, — der wird wohl allen dort Gewesenen unvergeßlich sein. Von den Giebeln der Flügelgebäude glänzten uns die Worte entgegen: A toutes les gloires de la France. Welch grellen Contrast bot das militärische Bild um uns zu jenen stolzen, prahlerischen Worten! A toutes les gloires de la France — rief eine in den Marmorstatuen repräsentirte Geschichte von einem halben Jahrtausend uns zu, und dabei schmetterten die preußischen Hörner so keck den „Pariser Einzugsmarsch" und die „Wacht am Rhein" durch die Luft!

Wir placirten die Offiziere und Schwerverwundeten links in der Galerie de Batailles, wo alle Schlachtenbilder aus der Zeit Napoleons I. schon mit einem schützenden Holzverschlag versehen waren, und die Leichtverwundeten in der Galerie der Marschälle und Connetables, auf der Süd- und der Gartenseite des Schlosses. Die untern Zimmer des rechten Flügels, also auf der Nordseite, waren dagegen für die französischen Verwundeten reservirt, zu deren Bedienung und Verpflegung schon Aerzte und Infirmiers ihrer eigenen Nation kommandirt waren.

Einen wahrhaft lächerlichen Eindruck machte es aber auf

uns, hier in Versailles die Abzeichen der Genfer Konvention in Gestalt großer Quadrate nicht blos auf der Brust und an den Hüten von Damen zu bemerken, sondern auch an den Karossen, dem Hute der Kutscher und selbst dem Geschirr der Pferde. Ueberall glaubte man seine Person und sein Eigenthum durch dieses internationale Zeichen schützen zu sollen. Man konnte anfangs durch keine Straße gehen, ohne diesem Abzeichen hundertmal an den Häusern, Menschen und Thieren begegnen zu müssen. Erst wurde dies hehre Zeichen von dieser Nation mit Füßen getreten, indem man auf Aerzte und Krankenträger schoß, und jetzt wird es als Modeartikel und Spielzeug von den Damen verwendet. Später machten unsere Generalärzte und die Feldgensdarmerie diesem Unfug ein Ende, indem nur den in den Lazarethen beschäftigten Versailler Zivilärzten und wirklich pflegenden Damen dies Abzeichen zu tragen gestattet wurde.

Im Quartier angekommen, hatten wir erst eine kleine Szene mit unserm Wirth, welcher behauptete, daß er nicht verpflichtet wäre, uns Verpflegung zu geben, von nourriture stände nichts auf dem Quartierbillet und die Herren auf der Mairie hätten keine Berechtigung, uns solche Billets zu geben, da sie keine gesetzlich bestehende Verwaltung wären. Wir machten uns gegenseitig den Standpunkt gründlich klar, und waren Abends die besten Freunde, um uns und unsere Ansichten gegenseitig zu achten. Der Nationalhaß beider Nationen darf und kann beim Christen nicht so weit gehen, daß er dem Gegner die schuldige Rücksichtnahme außer Augen ließe oder von Mensch zu Menschen keiner edleren Gefühle mehr fähig wäre. Allerdings entscheidet im Leben der Völker zuletzt der Staat über Frieden und Freundschaft, aber der einzelne Mensch braucht sich deshalb noch nicht seiner persönlichen Empfindungen zu entschlagen; jeder hat das Recht, Liebe oder Haß, Verehrung oder Verachtung einer Person nach seiner individuellen Erfahrung und Beobachtung zu bestimmen. Das ist kein falscher Kosmopolitismus, sondern nur eine Forderung der Menschenrechte und der Menschenwürde. —

Unser Wirth war einer der geachtetsten Orleanisten der Stadt, war Jurist, reicher Buchdruckerei-Besitzer und Redakteur der orleanistischen „Concorde“, und hatte schon so manchen Herrscher in Versailles ein- und ausziehen sehen, schon so manche glückliche und unglückliche Tage seiner „pauvre France“ gesehen;

aber bei dem Einrücken der Preußen war dem biedern Graukopf die Galle übergelaufen, und wir waren die ersten gewesen, an denen sich sein patriotischer Zorn hatte austoben können. Als ich mit Kandidat med. Seifert sein Haus betreten, brach gleich in der Hausflur mit geradezu elementarer Gewalt ein Sturm seines leidenschaftlichen, reizbaren Nationalstolzes los. Ich war anfangs starr; dann aber donnerte auch ich los. Ich riß meine Handschuhe von den Händen und rief ihm zu, daß diese Blutflecke an Händen und Kleidern zum größten Theil von seinen verwundeten Landsleuten herrührten, die wir heute, wie immer, mit derselben Liebe und Sorgfalt gepflegt hätten, wie unsere eigenen deutschen Verwundeten; — ob dieser Empfang etwa nun der französische Lohn für diese unsere opferwillige Liebe sein sollte?! — Der alte Herr schämte sich nun und mit einem „soyez bien venus“ streckte er uns die Hand entgegen. Frau und Tochter beruhigten ihn, und bald war er der liebenswürdigste, interessanteste Mann, dem zuzuhören wahrhaft Vergnügen machte.

In dem Zimmer, das mir und meinem Kollegen angewiesen war, standen mehrere Stöße von Heften der Revue contemporaine, des Journal des Debats und der Revue des deux Mondes; aber bei alledem fanden wir auch hier dieselben Vorurtheile und dieselbe National-Eitelkeit, welche die Franzosen blind macht gegen ihre Fehler und gegen die Vorzüge anderer Nationen. Er behauptete, in vieler Hinsicht Kosmopolit zu sein, sprach auch mit klarem Blick über die deutschen Verhältnisse; aber Alles dies mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß Frankreich eine préponderance légitime, ein préstige vor den anderen Völkern zukomme. Er verwarf den Krieg und seine frivolen Urheber auf das Entschiedenste; ließ aber dabei auch immer durchschimmern, daß wir Eindringlinge und freche Eroberer seien. Er spottete über die jetzige französische Journalistik, nannte die Pariser Zeitungen „Lügen-Journale,“ und dabei glaubte er selbst an viele Lügen derselben, behauptete z. B. steif und fest, daß ein preußischer Prinz Albert bei Metz mit 25000 Mann getödtet worden sei, ungerechnet die vielen Verwundeten. Er machte uns Komplimente über die tadellose Mannszucht unserer gestern eingerückten Truppen und über das zielbewußte Handeln unserer Offiziere; aber auch er stand unter dem Banne der fixen Idee, daß wir unsere Siege nur durch

Verrath ihrer Generale erlangt hätten, — gegen diese sinnlose Monomanie der Franzosen ließ sich auch bei ihm nicht ankämpfen. Mit einem Wort, Herr D. war einer der gebildetsten Franzosen, ein scharfer Kopf und guter Patriot, hatte aber mit allen Sprößlingen seiner Nation die National-Eitelkeit, Verblendung und Leichtgläubigkeit gemein. Dieser an sich brave und hochgebildete Mann ließ mich daran verzweifeln, daß ich in Frankreich je einen vernünftigen Menschen, der die Verhältnisse klar und objektiv überschaut, finden würde. Ein empfindliches Nationalgefühl, sonst eine der edelsten und nothwendigsten Eigenschaften eines Volkes, ist hier durch stete Schmeichelei und eitle Selbstbespiegelung bis zu einem allgemeinen Nationalwahnsinn in die Höhe geschraubt, der lieber seine verdientesten Generale zu elenden Verräthern macht, als daß er die Möglichkeit zugiebt, von einem anderen Volke besiegt werden zu können. Nur ein schweres Unglück und eine Schule der Leiden ist hier im Stande, Wandel zu schaffen und die trüben Wolken, welche selbst die Köpfe der Besten umnebeln, zu verscheuchen. —

Die Familie war, wie ich schon oben bemerkt, gut orleanistisch und ihre Angehörigen schwärmten noch sehr für die Prinzen von Orleans, welche sie als spielende Knaben gekannt und oft gesprochen hatten Von dem letzten Kaiser und seiner Gemahlin sprachen sie jedoch, wie überhaupt die meisten Versailler, nur mit Verachtung und Hohn. Von der Kaiserin besonders, welche mit ihrer Mutter, der Gräfin Montijo, hier in unserer selben Straße rue de la Paroisse, dicht am Park, längere Zeit wohnte, koursiren hier noch eigenthümliche Jugendgeschichten. Nicht genug, daß sie als unabhängiges Fräulein verschiedene intime Freundschaften gehabt und selbst den drei Brüdern Orleans sehr nahe gestanden, hat sie auch später als junge Kaiserin ihre Gunst dem spanischen Grafen C. und dem deutschen Prinzen R. zugewandt, so daß die vom Kaiser Napoleon beliebte Bezeichnung des Prinzen Louis als „Sohn von Frankreich" vom Volke immer mit malitiösem Lächeln gelesen wird. — Es kann nicht in meiner Absicht liegen, die alte chronique scandaleuse von Versailles hier aufzurühren; immerhin ist es aber interessant, einmal hinter die Koulissen zu schauen und zu erfahren, welche Szenen sich in dem 1. Akte des Kaiserdramas abgespielt haben. Erst bei diesen Schilderungen, die, mögen sie auch in ihren Details ein wenig orleanistisch gefärbt und übertrieben sein, doch

nicht so ganz aus der Luft gegriffen sein können, — ich sage, hier erst merkt man, wie dieses so großartig in Szene gesetzte Kaiserdrama im 5. Akt letzte Szene, d. h. am 4. September, ein so klägliches Ende nehmen konnte.

Das Frankreich Ludwig Philipps war jedenfalls ehrbarer, gewissenhafter und — geachtet, und hatte in der Herzogin von Orleans, dieser edelsten deutschen Fürstentochter, einen Schmuck und eine Zierde, vor der alle Parteien in Verehrung sich beugten. Die Pariser Salons glänzten damals durch geistreiche Frauen anderer Nationen und das liebliche deutsche Baden-Baden, wo die Großherzogin Stephanie die Vorzüge der deutschen und französischen Bildung in sich vereinte, war damals der Sammelplatz der feineren Pariser Gesellschaft. Ueberdies war die Zeit Ludwig Philipps, darin mußte ich unserm Wirth abermals Recht geben, durch Männer der Wissenschaft ausgezeichnet, welche durch ganz Europa ein gleiches Ansehen genossen, wie Guizot, Thiers, Eugen Sue, Balzac, Arago, Villemain; unser Humboldt hatte, gleich Meyerbeer, seine zweite Heimath in Paris. Und dagegen nun die „Retter der Gesellschaft" unter dem Mann, der die Lüge aussprach: „l'Empire c'est la paix!" — In unmittelbarer Nähe von Versailles, auf dem Wege nach Sèvres und unsrer „Kronprinzenschanze", liegt in entzückender Umgebung das Villen-Dorf Viroflay; und hier hatte bis vor Kurzem der Halbbruder Napoleon's III., der Graf Morny seine Villa, über deren Portal die freche Inschrift zu lesen war: „Tace, sed memento!" — während große Kübel der Hortensie im Vorgarten Jedermann an seine Abstammung von der Königin Hortense erinnern sollten.*) Von diesem Morny erfuhr man erst allmälig, daß er am 23. Oktober 1811 in Paris von der Königin Hortense geboren sei; seinen Vater kannte man ebenso wenig, man wußte nur, daß er von einer Frau von Souza, Gemahlin eines portugiesischen Gesandten, erzogen wurde. Der Kaiser Napoleon sandte ihn als außerordentlichen Botschafter nach Moskau zur Krönung des Kaisers Alexander II. Auf dieser Reise besuchte Morny zuerst des Kaisers todtkranke Mutter Al. Feodorowna, welche sich damals in Wildbad auf-

---

* „Ils sont des frères, mais pas du même lit", bemerkte einst Jemand in einer Gesellschaft, wo von diesem Halbbruder Napoleons die Rede war. „Du même lit?" — erwiderte spöttisch der mit anwesende Akademiker Villemain, „dites plutôt: pas du même canapé!" —

hielt, und hier traf ihn der vom russischen und preußischen Hof in gleicher Weise geschätzte A. Th. von Grimm, welcher folgende Schilderung von ihm giebt: Ein fremdes, marmorglattes Gesicht, kalt, unverständlich, ohne jeden sympathischen Zug, ein Kopf aus dem Alterthume aber nicht im Verhältniß zum Körper. In der Unterhaltung zeigte er sich als Liebhaber der Malerei; aber selbst im belebten Gespräche blieb sein Gesicht verschlossen, verriegelt, wie ein Kerker voller Verbrechen. Damals war zu gleicher Zeit in Baden-Baden auch der Graf Walewsky, ein anderer Abenteurer des Kaiserreichs, in der Erscheinung noch geringer als Morny, der natürlich als polnischer Flüchtling weder das russische Kaiserreich, noch den Salon der Wittwe Nikolai's betreten durfte, trotzdem aber bei jeder Gelegenheit an die maßgebenden russischen Kreise sich heranzudrängeln suchte. Walewsky, Sohn des ersten Napoleons, also ein wirklicher Buonaparte, erinnerte in seinen Gesichtszügen weniger an diese Familie als Jerome's beide Kinder. Mornys Haltung konnte den ehemaligen Militair, Walewsky nicht den alten Journalisten verleugnen. St. Arnauld, ein Dritter dieser Sippe, ehemals Schauspieler in Frankreich, und später Fechtmeister in England, gilt in dieser Abenteurer-Gesellschaft immer noch als der ehrbarste.

Aber der vertrauteste und einflußreichste aller Spießgesellen dieser Napoleonischen Gesellschaft war der Graf Persigny, geboren als Fialin, Sohn eines bonapartischen Offiziers, von welchem uns durch den oben angeführten Kenner dieser „Retter der Gesellschaft" folgende Schilderung gegeben wurde: Zuerst Wachtmeister im 4. Husaren-Regiment, ergriff er, von da ausgestoßen, die Journalistenfeder, wurde Anhänger des St. Simonismus und predigte dann laut in den Zeitschriften unter Louis Philipp den Napoleonischen Cäsarismus als höchste Staatsweisheit. Der Exkönig Joseph schickte ihn 1834 mit warmer Empfehlung an seinen Neffen, Louis Napoleon, nach Arenenberg. Von nun an wurden Pläne geschmiedet, an die Stelle des Bürgerkönigs in Frankreichs, der sich durch seine Geldliebe und sein Spießbürgerthum Blöße auf Blöße gab, einen Cäsar korsischer Abkunft zu setzen. Es war Persigny's Rath, sich der Stadt Straßburg zu bemächtigen. Nach jenem Mißgeschick irrte er unter verschiedenen Namen in Deutschland, Holland und England umher, theilte den Unstern von Boulogne, trug dort den Adler im Käfige und büßte dies tolle Unternehmen dadurch, daß

er zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt wurde. Die Februar-Revolution befreite ihn. Er erschien sofort wieder in Paris und ebnete seinem Freunde den Weg zum 10. Dezember, zur Präsidenten-Wahl Louis Napoleons. Ebenso thätig war er beim Staatsstreiche, wie bei der Herstellung des Kaiserthums. Er vertauschte nun die Uniform des früheren Husaren-Wachtmeisters mit der glänzenden des Ministers und Gesandten, nannte sich nun Graf von Persigny, heirathete die Fürstin von der Moskwa mit sieben Millionen Francs, und da der Bruder der Fürstin drei Tage nach der Hochzeit „durch Gottes Gnade“ starb, so fielen ihm auch die andern sieben Millionen noch zu. Der Kaiser krönte solchen Lebenslauf, solche Freundschaft mit dem Großkreuze der Ehrenlegion.

Doch halt! Einen dieser Spießgesellen dürfen wir nicht vergessen, zumal da er am 10. August Ministerpräsident wurde, um den wankenden Kaiserthron zu stützen: Marschall Montauban, Herzog von Palikao, der sich diesen Titel 1860 als Chef der französischen Expedition nach China verdiente. Durch diesen Zug nach Peking hatte er dem französischen Staatsschatz 60 Millionen Franks, sich selbst aber und seinen weiten Taschen dadurch ein kleines Trinkgeld von einigen Millionen zugeführt, daß er den Marmorpalast des Kaisers von China ausplündern und diesen Raub dann ganz ungeniert mit all den herrlichen Stücken alt-chinesischen Porzellans in Paris versilbern ließ. Und diesen selben Mann, den der Straßenwitz von Paris seit einem Jahrzent als „le premier coquin de la France“ bezeichnete, betraute die Kaiserin Eugenie nach den Schlachten von Wörth und Saarbrücken mit der Bildung eines neuen Ministeriums, um das die Marseillaise brüllende Volk von Frankreich dem kaiserlichen Regimente zu erhalten.

Wie man über die „Verdienste“ dieser Abenteurer und Spießgesellen des Bonapartismus hier in Versailles und in Paris dachte, konnten wir aus den zum Theil geradezu genial gezeichneten und gemalten Karrikaturen ersehen, welche wir, trotzdem sämmtliche Buchhandlungen und Zeitungs-Kioske „à cause de deuil publique“ geschlossen waren, unter der Hand durch unsern Hauswirth erwerben konnten. Die „Ménagerie impériale“, 32 Blätter, in welchen mit treffender Allegorie diese Persönlichkeiten des Kaiserthums in Gestalt von Thierleibern mit karrikirten Portrait-Köpfen vorgeführt werden, sind von

einer beißenden Ironie, ja geradezu vernichtenden Kritik. Aber so schneidend der Spott und Hohn in diesen Karrikaturen sein mag, am giftigsten sind doch die Stachelverse, welche seit der Vermählung Napoleon's mit der Gräfin Montijo im Januar 1853 sich an die Fersen der Kaiserin hefteten und die hier von Mund zu Mund gehen. Vergeblich wird man in diesen Epigrammen auch nur nach einer Spur jener Artigkeit und Galanterie gegen das weibliche Geschlecht suchen, die man sonst dem französischen Volke nachrühmt. Die „Fleurs, Fruits et Légumes du Jour", 20 Blätter, welche noch kurz vor unserer Ankunft erschienen waren, persifliren schon die Männer der Republik und der Regierung der nationalen Vertheidigung. In solchen Sachen sind die Pariser unerreichte Meister,*) wie überhaupt kein Volk es versteht, die schändlichsten Dinge so schön darzustellen wie die Franzosen. Ein edler Sinn sucht keine Zerrbilder; aber sie drängen sich Einem in Frankreich aller Orten so auf, daß unser Auge ihnen nicht entgehen kann. Auf jedem Büchertisch, an allen Ecken und Enden findet man Karrikaturen. — Für uns Deutsche genügt es, wenn wir, um den gewaltigen Unterschied zwischen der deutschen und französischen Karrikatur in das rechte Licht zu stellen, einerseits auf die Haltung des preußischen Volkes bei der Katastrophe von 1806 und während der folgenden Unglücksjahre hinweisen, andrerseits die „Fliegenden Blätter", den „Kladderadatsch" u. a. mit dem „Journal amusant", der „Vie parisienne" und den zahlreichen Witzblättern von Paris, die meist nur ein ephemeres Dasein fristen, vergleichen. Neben der grundsätzlichen Verspottung jeglicher Regierungsphase, die allerdings durch die geschichtliche Erfahrung ungemein erleichtert und meist auch gerechtfertigt erscheint, begegnen wir in diesen Blättern der schamlosesten Bloßstellung des Weibes, welche weit über die bloße Lust an der Pikanterie hinausgeht. Für die Franzosen der meisten Gesellschaftsklassen existirt das Weib nur als Geliebte, nicht als Mutter

*) Unser Quartiermeister, der Rittergutsbesitzer Eixen hatte während der Belagerung und beim Einzug unserer Truppen in Paris allmälig wohl die vollständigste und interessanteste Sammlung von französischen Carrikaturen zusammen gebracht, die unseres Wissens später in den Besitz des Buchhändlers und Journalisten Hermann Hengst in Berlin übergegangen, nachher aber, als der Staat den Ankauf ablehnte, leider vielfach zerstreut ist. „Paris assiégé" (32 Blätter), „Souvenirs du siège de Paris" und viele andere Blätter-Folgen waren darunter.

und Schwester. Sobald es aufhört, die Geliebte zu sein, wird es der Gegenstand des Hohns und der Verachtung. Und wie das Weib, so wird auch der Ehestand in diesen illustrirten Witzblättern fortwährend verhöhnt und als eine Sklavenkette verlästert, die der freie Mann vermeiden müsse. Mehr als zwei Kinder in der Ehe zu haben, gilt fast als Schande, wenigstens bei den Städtern. In der Regel wird der treue Ehemann von diesen Karrikaturen als ein geistig verkrüppelter Mensch dargestellt, der um des Brodes, um des Weibes und der lieben Kinder willen, keines großen Gedankens, keiner edlen That fähig ist. Hier erst versteht man es, daß der Saint-Simonismus mit seiner Verachtung des Ehestandes und seiner Anschauung, als ob das Unverheirathetsein eine höhere Vollkommenheit sei, bei den Franzosen so viele Schule machen konnte.

Doch ich breche mit diesen Andeutungen ab, weil wir sonst leicht in pharisäisches Aburtheilen verfallen und das vergessen, was auch bei uns in der Familie und im Volksleben zu tadeln wäre, wenn wir den Maßstab anlegen, den der Herr Christus in der Berg-Predigt, bei Auslegung der zehn Gebote, uns in die Hand giebt. —

Versailles, 22. September.

Heut Mittag gingen unsere Wagen mit der Hälfte der Mannschaften noch einmal nach Bièvre hinaus um die letzten Verwundeten von dort abzuholen. Drei Verwundete wurden als Moribunden zurückgelassen, zwei wegen eingetretenen Brandes, der dritte, ein Füsilier der 47er, als Wahnsinniger. Eine Kugel war ihm durch den Helm in den Kopf gegangen, und heute am dritten Tage lebte er noch; Blut und Gehirn sickerte langsam aus der Wunde, aber er lebte noch, lebte im Wahnsinn, der sich bei jedem kalten Umschlag bis zur Tobsucht steigern konnte. Es war ein zu schmerzlicher Anblick! —

Hier im Schloß, wo wieder alle deutschen Verwundeten in den nach der Gartenterrasse zu gelegenen Parterre-Räumen untergebracht wurden, befinden sich dieselben in der besten Pflege. Oberstabsarzt Dr. Kirchner hat die Leitung des Lazareths übernommen, während unser Armee-Delegirte Fürst Putbus das internationale Comité, an dessen Spitze Herr La Roche, ein Sohn des berühmten Malers, steht, gleich von vorn aus dahin zu bringen wußte, daß es sich den Anweisungen des genannten

ausgezeichneten Chefarztes willig fügte. — Für alles ist jetzt gesorgt und Jedermann ist bemüht zur Erleichterung der Schmerzen der armen Blessirten beizutragen.

Hierbei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die süddeutschen, vor Allem die bayrischen Verwundeten viel geduldiger und dankbarer sind, als unsere norddeutschen, speziell die preußischen. Während letztere zumeist egoistisch, ja sogar barsch auftraten, waren die bayrischen Verwundeten, Offiziere wie Mannschaften, äußerst dankbar und wenn es ihr Zustand gestattete, auch behülflich. Es liegt dies mit in dem preußischen Charakter und der angeborenen Zucht. Der Soldat thut seine Pflicht auf jedem Posten; — der kategorische Imperativ ist (wie man mit Recht gesagt hat) unsern Truppen gleichsam zur andern Natur geworden; so lange noch ein Funken von Kraft dem Willen dienstbar ist, so lange der preußische Soldat noch gesunde Glieder hat, ist auch das Kommando, das „Du mußt" der Antrieb zu steter, gewissenhafter Pflichterfüllung. Dieses Bewußtsein gethaner Pflicht tritt aber dann auch bei den Verwundeten als anspruchsvolles Wesen auf. Der Soldat geht selbstverständlich von dem Grundsatz aus: Ich habe so lange es ging für Euch gekämpft und gelitten; jetzt thut auch Ihr Eure Pflicht und pflegt meinen kranken und zerschossenen Körper! — Ich will das nicht tadeln, sondern nur anführen, um oft gehörte Klagen und Beschwerden aus einer genügenden Ursache zu erklären.

Es ist rührend und erhebend, mit welcher Freundlichkeit und Geduld sich besonders Se. Königl. Hoheit der Kronprinz um unsere lieben Verwundeten bemüht; Stunden lang ist er an den Betten oder auf der Terrasse beschäftigt, um ihnen Anerkennung und Trost zu spenden. Ja, welchen Trost sie durch sein herzgewinnendes, rührendes Mitgefühl empfingen, mit welch' stolzem Gefühl sie den schönsten Lohn, den Königl. Dank aus dem Munde ihres ritterlichen Führers entgegen nahmen, — das wird keiner dieser Braven sein ganzes Leben lang vergessen, so trüb auch zunächst der Blick in die Zukunft sich ihnen gestaltet, wenn sie ihre zerschmetterten und verkrüppelten Glieder betrachten.

Im Antlitz jenen milden Ernst, der alle seine männliche Schönheit überstrahlt; aus den Augen jener sonnig-warme Blick, der Einen im Innersten erschauern läßt, zumal wenn er mit dem sonoren Ton seiner Stimme ein Trosteswort spendet; dazu die gehaltene Würde seines ganzen Wesens; — wahrlich, man

kann nicht anders, man muß, wenn er uns eines Handdrucks würdigt, ihm in tiefster Verehrung und innigster Liebe die Hand zu küssen suchen. — Und wie sinnig, wie zartfühlend weiß er die schwersten Kranken zu erfreuen! Ein Blümchen, das er dem Leidenden gelegentlich aus dem Garten seines Quartiers mitbringt, eine Frucht von seiner Tafel, die er aus dem Paletot holt, um sie mit herzlichen Worten des Trostes oder der Anerkennung einem armen Verstümmelten zu reichen, — wie lindert dies den bittern Schmerz der Verwundeten! — wie leuchtet nach solch' einer Scene das vorher so matte, trübe Auge so manches Pflegebefohlenen auf! Immer von Neuem müssen wir es ihnen bestätigen, daß es kein Traum gewesen, daß „der liebe, gute Kronprinz" wirklich selber an ihrem Bette gewesen, die Hand auf die heiße Stirn gelegt und so gütige Worte gesprochen, sie seine „lieben Kameraden" genannt hat. Der verklärte Blick manches Verwundeten nach solch hohem Besuch erfüllt uns mit der Ueberzeugung, daß nun eine Wendung zum Bessern eintreten wird, wenn der Körper noch Widerstandskraft genug besitzt. Man hatte nach jeder Anwesenheit des Kronprinzen das Gefühl, daß ein guter Engel durch's Zimmer gegangen sei. — Gott mag ihn dafür segnen am innern und äußern Menschen, und ihn in allen Gefahren beschützen, die ihm drohen und denen er sich oft unnützerweise durch seine übergroße Vertrauensseligkeit im Verkehr mit den Franzosen aussetzt. Weil er selbst so edel, rein und lauter ist, darum setzt er auch bei Anderen dieselben Herzenseigenschaften voraus; und das kann ihm bei dieser verbissenen, rachsüchtigen Rasse, die heute noch so ist, wie Cäsar sie uns schildert, einmal sehr übel bekommen. Q. D. b. v.! —

Weit entfernt, das Bild dieses edlen Königssohnes auch nur im Geringsten aus dem Rahmen des rein Menschlichen hinaus zu heben, müssen wir doch sagen, daß der Kronprinz nach seinem innern Wesen und seinem äußern Auftreten ein wahrer Idealmensch ist, dem die Liebe und Verehrung aller Menschen zufällt, die in seine Nähe kommen. Die zutrauliche Herzlichkeit, mit welcher sich insbesondere die süddeutschen Soldaten an ihn herandrängen, würde sich einem Fürsten und General gegenüber nicht so herauswagen, wenn nicht der Instinkt des Volksgemüths es herausfühlte, er meint es wahrhaft gut mit Jedermann. — —

Des Abends, wenn die Regimentsmusiken auf der großen

Terrasse die Verwundeten zu erheitern suchen, entwickelt sich bald ein reges Leben in der Nähe des großen Bassins. Die Leichtverwundeten kommen aus den Sälen, deren Flügelthüren bei der jetzigen milden Luft weit geöffnet sind, auf die große Schloßterrasse heraus und promeniren bis zum „grünen Teppich" hinunter oder setzen sich zu Gruppen auf die Marmor-Einfassungen. Die Fürsten und Offiziere des Hauptquartiers, welche zum großen Theil in dem benachbarten Hôtel des Reservoirs einquartiert sind, kommen dann auch herbei und plaudern in freundlicher Weise mit den verwundeten Soldaten. Es wimmelt um diese Zeit von Uniformen aller deutschen Truppengattungen und Grade, und die herbeiströmenden Einwohner von Versailles tragen durch die eleganten Toiletten noch zur Verschönerung des Bildes bei. Sie sehen staunend dem bunten Treiben zu, das sie wohl nie zu sehen erwartet hatten. Um dem ewigen Fragen nach dem Kronprinzen, „notre Fritz" und dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern aus dem Wege zu gehen, eilen wir hinab in den Park, dessen schön gepflegte Alleen und Fußsteige mit ihrem kräftigen Baumschlag zu weiteren Spaziergängen einladen. Die Beete mit den prachtvollsten Blumen-Exemplaren können wir nicht recht mit Genuß betrachten, weil die alle Theile des obern Parks abgrenzenden beschnittenen Eiben-Bäume und Buchsbaum-Hecken jeden natürlichen Geschmack zuletzt anwidern müssen. Freuen wir uns lieber der grünen Rasenplätze und der lauschigen Gänge, welche nach Trianon führen!

Auch die Räume, in welchen Frau von Maintenon gehaust, sind schon für das Lazareth reservirt, und mit eigenthümlichem Lächeln zeigte uns der herumführende Schloßdiener den kleinen Saal, in welchem Se. Majestät der König Wilhelm beim Besuch der großen Industrie-Ausstellung mit Napoleon gespeist hatte, und in dem jetzt ebenfalls Betten für Verwundete aufgeschlagen werden. Bis auf die schöne Sammlung moderner Gemälde und der bekannten Gruppe der Vereinigung Frankreichs (die Kaiserin als Gallia) mit Italien, waren alle Sachen nach Paris gerettet worden, denn der Figaro und Siècle sagt ja, daß wir Räuber und Mordbrenner sind.

Erst zum Abend-Appell kehrten wir aus diesem Garten-Paradies, das Natur und Kunst geschaffen, in's Schloß und zu unserem Quartier zurück, wo wir die Nachricht erhielten, daß

sich die vorgestrigen Friedens-Verhandlungen zu Ferrières zwischen Graf. Bismarck und Jules Favre für immer zerschlagen hätten, weil ersterer auf die Hergabe von Elsaß und halb Lothringen bestand, letzterer aber mehr stolz als besonnen erklärte: „Ni un pouce de notre territoire, ni une pierre de nos forteresses!" — Neben dieser uns so wichtigen und erfreulichen Nachricht hatten wir an diesem Abend auch noch den Genuß, in dem officiellen „Journal de Versailles" vom heutigen Tage die Schilderung der Einnahme dieser Königsstadt durch unsere Leibhusaren, die „hussards de la mort," lesen zu können, die so köstlich, so voll unfreiwilligen Humors ist, daß wir dadurch wieder einigermaßen über den Verlust getröstet wurden, den dieselben schwarzen Husaren vor wenigen Tagen in Fontainebleau erlitten, indem einer ihrer schneidigsten und tüchtigsten Offiziere Graf Rothkirch mit seinem Zuge sich ergeben mußte, nachdem er im dortigen Schlosse drei Tage lang von Tausenden von Mobilgarden eingeschlossen und förmlich ausgehungert worden war.

Am vergangenen Sonntag, dem 18., war der ganze Municipalrath in Permanenz auf der Mairie versammelt und berieth gerade über die Möglichkeit eines Eindringens der Feinde durch die Gitter des Schloßparkes, als auf einmal ein Stadtsergeant mit der Schreckenskunde in den Saal stürzte, daß die Prussiens schon unten im Mairiehof wären und mit dem Stadtoberhaupt verhandeln wollten. Es heißt dann in dieser köstlichen Schilderung weiter: „Der Maire erhebt sich sofort und alle Mitglieder der Versammlung verlassen den Sitzungssaal. Man begiebt sich hinab in den Hof der Mairie, wo vor dem Wachtlokal der Polizei-Commissare ein schwarzer Husar zu Pferde hielt, der auf seiner schwarzen Mütze einen weißen Todtenkopf trug, und blondbärtig, das Lorgnon in's Auge geklemmt, ruhig und lächelnd inmitten der Volksmenge in deutscher Sprache mit Herrn Diez junior verhandelte. Außen am Gitter hielten noch zwei schwarze Husaren, von welchen der eine, mit feinen, lächelnden Mienen, in der Rechten einen 50 bis 60 Centimeter langen Carabiner schußbereit emporhielt. Der Maire trat, mit der Schärpe angethan, heran und ließ den Soldaten fragen, ob er Offizier, ob er von einem General abgeschickt sei und was er eigentlich wolle. Der Reiter antwortete, daß er ein Unteroffizier sei,*)

---

*) Es war der Unteroffizier Maclean von der 1. Escadron der Leibhusaren, der dies kühne Patrouillen-Stückchen vollführte.

und daß er mit dem Bürgermeister zu reden wünsche. Herr Diez bemerkte ihm, daß in Frankreich der Bürgermeister sich Maire nenne, und daß der hiesige vor ihm stehe. Der Husar hatte schon vor der Ankunft des Maire gefragt, ob sich Truppen in Versailles befänden, worauf man ihm antwortete, daß allerdings Nationalgarden da seien. Er hatte außerdem noch gefragt, ob man auf sie schießen würde? Herr Diez hatte geantwortet, daß er darauf nichts sagen könne. Der Maire begann die Verhandlung mit der Erklärung, daß er nur mit einem vom kommandierenden General geschickten Offizier verhandeln könne; worauf der Husar zu verstehen gab, daß fünf Cavallerie-Regimenter in der Ebene seien, und daß er dem General Bericht erstatten werde, damit derselbe einen Offizier als Parlamentair sende. Nach einigen weiteren unwichtigen Worten wandte der Husar sein Pferd, man öffnete ihm das Gitter, und inmitten einer ungeheuren Menschenmenge, die zum großen Theil aus Frauen und Kindern bestand, sprengte er mit seinen beiden Husaren von dannen. Der Maire fuhr sogleich mit den Herrn Deroisin, Remont und mit Herrn Diez als Dolmetscher an die Barrière der Porte de Buc."

Die Preußen waren wieder verschwunden; aber man erfuhr hier, wie dieselben herein gekommen waren. Ohngefähr ein Dutzend war in Sicht des Postens der Nationalgarde gekommen. Sechs waren auf dem Hügel zurückgeblieben, welcher die Barrière beherrscht und schienen Anderen, die noch weiter zurück waren, zu winken. Von den übrigen sechs waren drei halbwegs halten geblieben, während die anderen drei an die Barrière heran geritten kamen und den Eintritt verlangt hatten, um zu parlamentiren. Der Befehlshaber des Wachtpostens hatte sich bereit erklärt, denjenigen einzulassen, welcher sie zu kommandiren schien; auf das Verlangen desselben hatte er jedoch auch seinen beiden Begleitern den Eintritt gestattet und sie von zwei Nationalgardisten begleiten lassen.

Am 19. September, um 8 Uhr Morgens, zeigten sich wieder zwanzig Reiter an der Barrière von Montreuil. Der Befehlshaber des Postens war bereit, den Offizier allein einzulassen und ihn als Parlamentair nach der Mairie zu begleiten; derselbe weigerte sich aber, von seinen Begleitern sich zu trennen und ritt wieder hinweg.

Nachdem sich unsere Kavallerie dann noch an mehreren

anderen Thoren gezeigt hatte, hielt es der Municipalrath doch für angebracht, seine stolze Haltung abzulegen und schleunigst mit dem anrückenden Feinde zu verhandeln. Am selben Tage, den 19. September Mittags, als der Kanonendonner von Plessis-Piquet und Bicêtre herübertönte, schloß der Maire, Herr Rameau, mit einem Adjutanten des Generals von Kirchbach die Kapitulation ab, in welcher den Bürgern und den Kunstschätzen jeglicher Schutz zugesagt, ein dritter Punkt aber noch offen gelassen wurde. Herr Rameau und sein Municipalrath verlangten nämlich vom siegreichen Gegner, daß den 2000 Mann Nationalgarden in Versailles ihre Waffen gelassen und der Sicherheitsdienst in der Stadt anvertraut würde. Der betr. preußische Offizier nahm zwar diese Forderung, wenn auch mit ausdrücklichem Vorbehalt, mit zu Protokoll; aber der General v. Kirchbach erklärte dem Municipalrath kurz und bündig, daß mit einer offenen Stadt, die sich nicht vertheidigen könnte, überhaupt eine Kapitulation, in welcher dieselbe Bedingungen zu stellen sich erlaube, nicht abgeschlossen werden könne, und daß es wider allen Kriegsbrauch sei, in dem Orte, wo das Hauptquartier der siegreichen Armee aufgeschlagen werden solle, den Vertretern der geschlagenen Armee noch die Waffen zu lassen; — binnen zweier Stunden müßten die Gewehre der Nationalgarde abgeliefert sein. Herr Rameau suchte zwar seine Helden-Attitude noch zu wahren und protestirte gegen diese kategorische Bestimmung mit großer Emphase; aber es half ihm nichts, nur das Eine wurde ihm noch zugestanden, daß er selbst den Befehl zur Auslieferung der Waffen veröffentlichen und hierbei Schutz der Person, des Eigenthums, der Monumente und des Schloßmuseums seitens unserer Armee zusichern sollte.

Am 19. September rückte die 17. Brigade (Regimenter 58 und 59) Nachmittags mit klingendem Spiele ein; am folgenden Morgen trafen die Sieger von Plessis-Piquet, die 47er mit ihrem Schwester-Regiment Nr. 7 ein und bezogen die Schloßwache; und am 20. September, nach seinem Recognoscirungsritt über Chatenay und Châtillon, hielt unser Kronprinz, Nachmittags ³/₄5 Uhr, durch die Rue des chantiers seinen Einzug, um in der Präfektur sein Quartier zu nehmen. Am vergoldeten Gitter der Präfektur stand eine Ehrenwache der tapfern 47er und begrüßte ihren Heldenführer mit einem schmetternden altpreußischen Armee-Marsch, während Tausende von Einwohnern Versailles'

dichtgedrängt in den Straßen standen und diesem eigenartigen militairischen Schauspiel zuschauten. „J'y suis, j'y reste!“ — nun sind wir hier und bleiben hier, bis das stolze Paris besiegt zu unseren Füßen liegt! —

---

41. Klein-Trianon.

Eine Idylle mitten im Kriege.

Unsere Verwundeten im Schloß waren versorgt, das Schloß selbst in allen seinen Prunkräumen und der Garten mit all' seinen Sehenswürdigkeiten flüchtig in Augenschein genommen, — nun drängte es uns, am zweiten Tage unseres Aufenthaltes, auch das liebliche Trianon zu besuchen. Mit zwei lieben Kameraden, den Studiosen Max Allihn und C. Gerstenberg eilte ich die Haupt-Allee des Parks hinab, bog nach rechts ab, um zunächst auf Rath des Grafen S. in Groß-Trianon die bedeutende Sammlung von Hofequipagen, Staatskarossen, Portechaisen und Hofschlitten aller Herrscher von Ludwig XIV. bis auf Napoleon III. zu besichtigen, und dann traten wir in den benachbarten Park von Klein-Trianon, wo wiederum weder Parkwächter, noch Gärtner zu sehen war, sodaß wir diese lachenden Gärten ganz ungestört genießen konnten.

Das Schloß ist ein kleines Haus mit nur wenigen Zimmern; aber inmitten seiner entzückenden Umgebung, umwebt von dem ganzen Zauber historischer Erinnerung, wirkt es auf den Besucher tief ergreifend. Ein erhabener Friede, ein unbeschreiblicher Zauber schwebt über dieser lieblichen stillen Landschaft und weckt ernste, weihevolle Gedanken, wie vor einem Grabmonument. Inmitten der überladenen Pracht von Versailles ist dieses stille, einfache Heim um so wohlthuender; neben den künstlich verunstalteten Buchsbaum- und Eibenhecken und der Unnatur dort draußen wirkt die schöne englische Parkanlage von Trianon um so beruhigender und anheimelnder. Im verschnittenen, gradlinigen Park von Versailles, das empfindet man gleich, bewegte sich Alles in steifen Hofformen, auf Hackenschuhen und mit hochgepudertem Toupet; hier innen konnten sich die Menschen, auch die Fürsten als Menschen fühlen und der Natur und ihren edlen Genüssen leben. Hier erst versteht man des edlen Chéniers'

Ode, die er kurz vor seinem blutigen Tode zu Ehren von Versailles gesungen:

Versailles! o Wälder! Lauballeen!
Belebter Marmor! Reich der Feen,
Der Götter Tempel und der Könige Haus dazu!
Dein Anblick gießt in's Herz mir wieder,
Wie auf verdorrtes Kraut der Nachtthau träuft hernieder,
Vergessenheit und sanfte Ruh.

Es war schon Spätnachmittag, als wir den Park betraten; aber golden und warm lag noch der Sonnenschein mit seiner belebenden Kraft auf der ganzen Landschaft. Die Luft war so weich und warm, daß sich die Brust unwillkürlich weitete und begierig den Blumenduft und Kieferngeruch einsog, mit dem die ganze Atmosphäre gewürzt war. Nur dann und wann tönten vereinzelte Schüsse von den Vorposten herüber, sonst ist Alles wohlthuende Ruhe und tiefer Friede ringsum. Die Fluren schlummern so ruhig, als ob eine Hand vom Himmel her sie in Schlaf gestreichelt hätte. — Die zauberhafte Scenerie, welche in so grellem, wohlthuendem Gegensatz zu den Kriegsbildern der letzten Tage stand, versetzte mich in jenes süße Selbstvergessen, welches den staubgeborenen Erdensohn für Augenblicke die Freuden des Himmels ahnen läßt. Schweigend, wie traumumfangen wandelte ich mit meinen lieben Kameraden durch diese lachenden Gärten, deren Anblick einen Strom von Seligkeit in das Herz führten und das äußere Auge immer wieder an sich zogen bis hinaus zu den fernsten Punkten, wo sich der golden und rosig glänzende Himmel mit der geschmückten Erde zu vermählen schien.

Vielleicht waren es die Bilder längst verklungener Tage, die Träume der Jugend, die heute lebendig wurden und das Gemüth so empfänglich für alles Schöne machten; vielleicht waren es die Gedanken an die Herrlichkeit und Größe des deutschen Vaterlandes, welche in diesen letzten Tagen und besonders an dieser Stätte des fränkischen Ruhmes, mächtiger und stolzer denn je, in uns erwacht waren, ganz hingegeben den Empfindungen, die unser Herz und unsern Geist erfüllten, standen wir sprachlos vor dieser Natur, die uns hier umgab. Die Duftwellen, welche die Blumen, die Orangen, Rosen, Resedas, ausstreueten, umwogten und umwallten uns berauschend. Trotz aller Herbstluft und Herbststimmung schien der Geist eines unvergänglichen Frühlings seine Gaben in verschwenderischer Pracht

über dieses Fleckchen Erde ausgegossen zu haben. Ueberall noch ein stilles Knospen und Blühen, überall Blumenduft und Blüthenpracht in üppigster Fülle: der Rasen noch so grün, die Bäume noch frisch, nur hier und da ganz schüchtern ein sich färbendes Blatt zeigend.

Durch die still-verschwiegenen Boskets säuselte der warme Abendwind und erzählte uns von jenen schönen Tagen, als Marie Antoinette und die edle Prinzeß von Lamballe hier zwischen den Blumenbeeten des Schlosses und drüben am ruhigen Mühlenteiche ihre harmlosen, reizenden Schäferspiele veranstalteten, flüstert von dem stillen Liebesglück, welches einst hier herrschte, bis die Revolution brausend und donnernd hereinbrach und mit rauhen Händen dieser schönen Idylle in Trianon ein Ende bereitete. — Doch fort mit jenen wüsten Bildern eines Speisehauses der Revolution, fort auch mit den napoleonischen Bildern aus der Zeit der Prinzessin Borghese, — Helene von Orleans*) wohnte mit Vorliebe hier in diesem stillen, verborgenen Heim, und das schon wäre hinreichend, uns Deutschen diese Stätte zu einer geweiheten zu machen.

Nachdem wir uns des saftigen Grüns, des berauschenden Duftes und der unvergleichlich schönen Gartendurchsichten genugsam erfreut hatten, traten wir in's Schloß. Man hatte mit einer bei Franzosen seltenen Pietät die Zimmer noch ziemlich unverändert gelassen und so wiederherzustellen gesucht, wie sie vor der Revolution gewesen waren; es bot sich uns dadurch die Gelegenheit, aus der alten, anmuthigen und koketten Ausstattung Schlüsse auf den Geschmack der Marie Antoinette zu ziehen. Im kleinen Salon stand die Thüre weit offen und die seidenen Fenstervorhänge waren zurückgeschlagen, sodaß die milde Abendsonne mit ihrem goldnen Schein bis in den fernsten Winkel dieses ehemaligen Musikzimmers dringen konnte. Die Noten lagen von pietätvoller Hand geordnet auf dem Klavier: Gluck'sche Opern und Hefte alter Lieder und Duette, an denen sich einst Marie Antoinette's Kreis ergötzte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf dem alten, dünnbeinigen Klavier Marie Antoinette's (nach unsern heutigen Begriffen ein alter Wiener Klimperkasten) eine Gluck'sche Sonate und Sarabande zu spielen, welche sich unter den übrigen Notenheften der Königin vorfand.

---

*) Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin.

Merkwürdig: Es erinnerte Alles an Marie Antoinette und ihre Zeit; von der andern Dulderin des österreichischen Kaiserhauses, welche hier gewohnt hat, von Napoleons I. Gemahlin Marie Louise, fanden wir keine Erinnerungszeichen.

Wir traten durch die offene Flügelthür hinaus auf die kleine Terrasse und betrachteten Minuten lang schweigend das liebliche Bild, das sich vor unseren Blicken entrollte. Die Luft war noch immer lau, noch ganz sommerlich. Aus dem Blumenparterre vor der Treppe und aus dem Park ringsum stiegen weiche, einschmeichelnde Wohlgerüche der Orangen und Rosen und der herbere Duft des thaufeuchten Grases auf und umfluthete Stirn und Wangen. Mit halbtrunkenen Blicken und Sinnen standen wir vor diesem mit Poesie durchtränkten Bilde. Die hohen, dunkeln Kiefern und Blutbuchen, welche dies schöne Bild im Hintergrund abschließen, neigen sich mit den schwankenden Wipfeln, in denen die Abendlüfte säuseln, und flüstern uns die Abschiedsgrüße zu; auch die Blumen nicken leise herauf und herab an ihren Stengeln und Zweigen, als träumten sie alle von einem entschwundenen Glück.

Die Sonne wollte schon zur Rüste gehen, darum nahmen wir schnell Abschied von diesem heimeligen Erdenfleck, nachdem wir noch einen kleinen Orangenzweig und eine Rose als Andenken an diese Stunden in Klein-Trianon gepflückt hatten. Langgedehnte rothgoldne Streiflichter zitterten noch lange auf den oberen Zweigen der Bäume, während es unten schon dunkelte.

Es war bereits spät, als wir durch den Park von Versailles nach dem großen Stadtschloß und unserem Quartier zurückkehrten.

Versailles, 22. September, Abends.

Drei Tage bin ich nun schon hier in dem französischen Potsdam, dem Lieblingsaufenthalt jenes Königs, den seine Nation prahlerisch „den Großen" oder „die Sonne" nennt, und unter dessen Auspizien Turenne und seine Genossen in den rauchenden Ruinen deutscher Städte zuerst die Spuren ihrer weltbeglückenden, civilisatorischen Mission zurückgelassen haben. Alle freie Zeit habe ich zur Besichtigung dieser großartigen Schöpfung oder, um einen Voltaire'schen Ausdruck zu gebrauchen, dieses abîme des dépenses benutzt, aber bis jetzt erst den kleinsten Theil derselben betrachten und genießen können. Es ist eben nicht Jedermanns Sache, 3—4 Stunden durch dieses große historische

Museum zu laufen, den Hals sich auszurecken und Alles nur flüchtig zu beschnüffeln, um dann mit wüstem Kopf nach Haus zu rennen, übersättigt und ermüdet wie eine Boa constrictor, welche ein Reh gefressen hat und dann Wochen lang apathisch liegen bleibt. Wenn man binnen wenigen Stunden an Tausenden von Bildern und Statuen vorübergeht, so kann von einem intensiven Genusse, von etwas Bleibendem unmöglich die Rede sein. Deshalb suche man sich aus dieser Ueberfülle von guten und schlechten Sachen täglich zehn bis zwanzig Meisterwerke aus und strebe danach, sich dieses Wenige geistig anzueignen und dem Gedächtniß so einzuprägen, daß die Schönheiten der betr. hervorragenden Werke nie daraus verwischt werden können. Es ist dies vor Allem auch hier in den stolzen Hallen des historischen Museums nothwendig, denn neben den größten Werken der Kunst sind oft die abscheulichsten Pfuschwerke aufgestellt; Alles was der französischen Geschichte und à toutes les gloires de la France dient, ist hier ohne Wahl und vorsichtige Kritik aufgestellt. —

Shakespeare sagt: „Wahrhaft groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen!“ — von der tiefen Wahrheit dieses Wortes scheinen die ruhmredigen Franzosen, welche dieses Museum zusammengestellt haben, und scheint überhaupt die französische Geschichts-Auffassung keine Ahnung zu besitzen: Denn mag das Schwert der französischen Armee für die Befreiung oder für die Unterdrückung der Völker geschwungen sein, mag durch den Sieg das Recht oder die Gewalt triumphirt haben, — ganz gleich, es wird hier Alles verherrlicht, à toutes les gloires de la France. Die Eroberung des republikanischen Roms 1849, die Bekämpfung der mexikanischen Unabhängigkeit, die Unterdrückung des Liberalismus in Spanien u. s. w. werden ebenso gefeiert, wie der Schutz der Türkei gegen die russischen Angriffe und die Befreiung der Lombardei von der österreichischen Herrschaft. Treffend bemerkte deshalb der verehrte Divisionspfarrer Lohmann bei Durchwanderung der Schloßräume: „Eine solche Gleichgültigkeit gegen den Zweck des Krieges ist ein trauriges Zeichen sittlichen Verfalls; — man liebt den Krieg um der Ehre, um des Ruhmes, ja den Krieg um des Krieges willen!“

Wie anders unsere deutsche Ansicht vom Kriege und von kriegerischem Ruhm! — Als Blücher mit seinem König und dessen Sohn in die eroberte französische Stadt La Rothière

einritt, deren Gassen voll Todter und Verwundeter lagen, über die die Räder der Geschütze gerollt waren, wandte er sich gegen den jungen Prinzen, der eben am Tage vorher bei Bar sur Aube seinen ersten militärischen Orden sich erworben hatte, das eiserne Kreuz, das er seitdem immer voranträgt, und sprach zu ihm: „Königl. Hoheit, sehen Sie dies einmal an: Das ist der Krieg! Bei einem gerechten Kriege läßt sich der Anblick noch ertragen; aber bei einem ungerechten, — da brennt's auf die Seele!" Der König aber wandte sich gegen den Marschall: „Der Vater dankt Ihnen für dies Wort an den Sohn!" Dieser Sohn war Prinz Wilhelm von Preußen, jetzt unser königlicher Siegesheld. —

Eben so bedenklich ist, daß der Ruhm, der hier im Bild und Marmor verewigt ist, häufig in leere Prahlerei ausartet. Ludwig XIV., der sich auf Denkmünzen „excelsus super omnes gentes dominus" nennt, hat einmal, ohne jede Gefahr und jegliche Anstrengung, einen ausgetrockneten Arm des Rheins unterhalb Emmerich überschritten: Diese Heldenthat wird hier im Museum zweimal à toutes les gloires de la France verherrlicht. Die leichte Verwundung Napoleons bei Regensburg ist zu einem großen Gemälde benutzt, auf dem er, einen Fuß im Steigbügel, sich in einer so theatralischen Stellung die Wunde verbinden läßt, wie sie nur ein Kunstreiter an seinem Pferde behaupten könnte. — Aber noch schlimmer ist, daß Handlungen, die jedes edlere Gefühl verletzen, wie z. B. die Behandlung der Königin Luise durch Napoleon in Tilsit, das Niederreißen der Denksäule auf dem Schlachtfelde von Roßbach u. A., als Heldenthaten gefeiert werden.

Empört über solche Dinge treten wir hinaus auf den cour royale des Schlosses, wo in der Mitte die Bildsäule jenes königlichen Räubers steht, der einst Europa's Geschicke diktirte. Welche Fülle historischer Erinnerungen knüpfen sich an die Statuen, die hier zur Rechten und zur Linken stehen! — Da drüben steht auch jener Turenne, der zum Zeitvertreib seines Königs „Soleil" die wehrlose Pfalz unter den Augen des Kurfürsten Karl Ludwig verwüstete, der aber einen Zweikampf, zu welchem der erbitterte deutsche Fürst ihn herausforderte, feige zurückwies. Und jetzt?! — jetzt haben die Pfälzer und Oberbayern bei Sedan, die Geburtsstätte dieses Turenne bei Bazailles in heißem Ringen erobert und gerade an dieser Stätte jene Schmach gesühnt! Ist das nicht ein deutlicher Fingerzeig, daß

in all' diesen Ereignissen ein tief verborgener Zusammenhang gewaltet, der uns hinaufweist zu einer höheren Macht? Gewiß, es ist uns ein Hochgefühl, gerade auch hier an dieser Stätte, wo der Quellpunkt für die Politik und Kunst zweier Jahrhunderte liegt, anzuerkennen und zu rühmen die deutsche Manneskraft und Manneszucht, die sittliche und geistige Tüchtigkeit und Ueberlegenheit unserer Führer, die Tapferkeit und Ausdauer unsrer Krieger. Aber nur der gemeine Weltsinn bleibt an der Außenseite haften, an dem, was Menschenwitz und Menschenhand vollbracht. Ein durch Gottes Gnade fest gewordenes Herz, das erkennt und rühmt im Weltlauf vor Allem das Walten Gottes; das siehet über den Fürsten und ihren Räthen, über den Feldherren und ihren Heeren in der Feuerwolke daherziehen den obersten Feldherrn und Siegesherzog, von dem es heißt: „Der Herr ist meine Stärke; der Herr ist der rechte Kriegsmann!" O, wie schlecht würde es uns anstehen, wie leicht würden wir in die eitle Prahlerei unserer Gegner verfallen, wenn wir, die wir doch hineingeschaut haben in den Gang der Ereignisse, in das Gewirre der Schlachten, — wenn wir unsre herrlichen Siege nur dem Kriegsglück verdanken, allein unseren Soldaten und Kanonen die Ehre geben wollten, während Deutschlands größte Söhne, diese kriegskundigen Helden, der König Wilhelm und unser lieber Kronprinz, die unsere Geschicke in menschlichen Händen hielten, demüthig vor Gott sich beugen und seine Gnade preisen. „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre!" — wann ist jemals dieser Engelsruf in der Offenbarung Johannis, unter so viel Zeichen göttlicher Barmherzigkeit und Treue für unser deutsches Volk, durch die Reiche der Welt erschollen, als im Verlaufe dieses wunderbaren Krieges?!

Die Blätter der Weltgeschichte sind mit Blut beschrieben; es sieht eine Zeile wie die andere aus. Die unterstrichenen Zeilen sind die Zeichen großer Tage, und diese großen Tage sind Bluttage. Aber die Völker, für die es große Tage sind, nennen es Ehrentage und jubeln bei ihrem Gedächtniß. Haben auch wir ein Recht zu jubeln und ein „Nun danket Alle Gott!" anzustimmen, ohne Gefahr zu laufen, in eitle Ruhmredigkeit und unchristliche Lieblosigkeit zu verfallen? — Wir antworten mit je einem Stück französischer und deutscher Geschichte.

Am 25. August 1572 lagen in Frankreich an hunderttausend Leichen, in wenigen Tagen gemordet, am Boden. Ihr rauchendes,

unschuldiges Blut schrie von der Erde zum Himmel um Rache, und verklagte König und Volk vor dem Thron des Allmächtigen. Es waren die erschlagenen Hugenotten, die noch im Tode geschändet und entehrt wurden. Ein furchtbarer Schrei des Entsetzens ging durch Europa, als die That in den ersten Tagen des September bekannt wurde. Nur Einer frohlockte. Am 2. September ließ er Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen, eine eigene Münze auf diese sogenannte Pariser Bluthochzeit prägen und einen Dankgottesdienst halten. Er selber aber trat an den Altar und sang ein Te Deum, „Herr Gott, Dich loben wir, Herr Gott, wir danken Dir!" — Dieser Eine war der römische Papst Gregor XIII.

Eben an jenem Tage, an dem in jener Bluthochzeit von Paris König Karl von Frankreich den Namen des edlen Coligny im Parlamente feige und lügnerisch mit Schmutz bewarf, auch an einem 26. August, im Jahre 1813 schlägt Blücher die Franzosen an der Katzbach und ruft am Abend den Siegern zu: „Habt Dank, Ihr Tapferen; aber nun lasset uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niedergeworfen habt, ein Loblied singen." Und aus der Krieger Munde erscholl durch die Nacht: „Nun danket Alle Gott!"

Und wieder ist's ein 2. September! Da durchfliegt eine Siegeskunde die ganze Menschheit, welche ein königlicher Siegesheld und demüthiger Christ, der Sohn der Königin Luise, in dessen Adern Coligny's Blut fließt, zusammengefaßt hat in die Worte: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!" —

Es ist eben ein Unterschied, wie man dem Herrn dankt und wofür man ihm dankt.

Doch treten wir wieder in's Schloß und folgen wir dem langen Zuge der Besucher! — Von allen Räumen des Schlosses ziehen natürlich die Zimmer Napoleons das größte und aufmerksamste Publikum auf sich. Vom General bis zum einfachen Trainknecht stehen die Soldaten aller Waffengattungen und Grade Stunden lang hier und staunen die großartigen Schöpfungen eines Horace Vernet, Yvon, Beaucé, Barrias, Delorme, Rigo, Steuben u. s. w. an. Die Schlachtenmalerei ist ja der einzige Zweig auf dem großen blühenden Stamm der Malerei, in welchem die Franzosen etwas geleistet haben, und erst neuerdings sind wir so weit gekommen, daß wir ihnen auch hier den Rang streitig machen können. — Hier in diesen prunkhaften

Sälen lernt man es begreifen, daß die Franzosen stets von gloire und victoire träumen. Wenn der Soldat in diese Gemächer tritt, die Thaten seiner Vorgänger im Regiment so verherrlicht und die gefallenen Generale und Colonels in den unter den Gemälden aufgestellten Büsten so geehrt sieht, wenn ihm hier im Versailler Schloß auf Schritt und Tritt ächte und gemachte Siegeshelden entgegen treten; wenn er bei den Erklärungen des mit der Ehrenlegion geschmückten Galeriedieners inne wird, daß dieser selbe Mann dort auf dem Bilde der Schlacht von Solferino oder der Erstürmung des Malakoff leibhaftig abgemalt ist; wenn die ganze geschichtliche Vergangenheit seines Volkes ihm hier gleichsam lebendig vor Augen tritt und Alles ihn zur Tapferkeit auffordert, — er müßte in der That ohne Gefühl sein, wenn sein Herz nicht schneller pochte, wenn die Brust sich nicht stolzer höbe und er den Entschluß faßte, auch Du willst Dir Ruhm und Ehre erwerben, Du willst diesen unsterblichen Helden es gleich thun, und gelte es auch das Leben.

Weniger besucht als diese Zimmer, aber darum nicht minder interessant sind neben der Galerie Ludwig XIV. die drei Zimmer dieses Königs. Nachdem wir die salle des pendules durchschritten, treten wir in das Schlafgemach des „allerchristlichsten Königs". Die ganze Einrichtung und Ausschmückung ist ziemlich unverändert. Von dem Erker verkündigte am 1. September 1715 der erste Kammerherr dem unten harrenden Volke den Tod des Königs mit den Worten: Le Roi est mort, und nach Zerbrechung eines Stabes: Vive le roi! — Das dritte Zimmer ist das bekannte und vielgenannte Oeil de boeuf, unter Ludwig XIV. und XV. das Vorzimmer der Hofleute und der Hauptsitz aller Klatschereien jener galanten Zeit, von welchen uns die geistreichen Briefe der deutsch-derben Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, geb. Prinzessin von Bayern, so viel zu erzählen wissen. Die raffinirte Lüderlichkeit, welche hier herrschte, ward leider durch die Bündnisse der deutschen Protestanten mit der „Politik der Lilien" das nachgeahmte Muster für die deutschen Edelleute und Fürsten. Zur Zeit der Schönpflästerchen und Lockenperrücken zog der junge deutsche Adel hierher, wo dann „die deutschen Bären geleckt werden sollten." Aber bei diesem „Gelecktwerden" ging mit dem deutschen Fell auch Ehrbarkeit und Nationalstolz verloren; und wie die deutschen Fürsten von

der Pfalz, Nassau-Oranien u. s. w. sich nicht schämten, Subsidiengelder von Frankreich zu empfangen, so hielt es auch der hohe deutsche Adel damals nicht unter seiner Würde, hier im Oeil de Boeuf zu antichambriren und als französischer Soldat sich in der Gunst des „Soleil de la France“ zu sonnen. Hier im Oeil de Boeuf wurden zumeist auch die Intriguen gesponnen, welche zu immer erneuten Angriffen und Verwüstungen der deutschen Rheinlande führten.

Doch „die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Die Bourbonen-Herrschaft ist vor der Gewalt der rohen republikanischen Massen zerstoben, und die Herrschaft des Abenteurers, welcher die habgierigen Blicke nach unsrer Pfalz wieder zu richten wagte, ist in ihr Nichts zurückgesunken, aus dem sie sich mit Lüge und Gewalt erhoben hatte. Deutsche Soldaten durchschreiten jetzt mit festem Tritt diese Hallen, in denen früher nur der schleichende Schritt gefügiger Kreaturen zu hören war. — Hoffen wir, daß dem französischen Volke und seinen Machthabern jene bourbonisch-napoleonischen Ideen und Absichten für immer gründlich verleidet werden.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ — Im Jahre 1570 wurde der dritte Bürgerkrieg Frankreichs im Frieden von St. Germain beendigt und wurden bald darauf die Greuelthaten beschlossen und vorbereitet, welche Paris im treulosesten Verrath mit dem Blute von 25000 Hugenotten befleckte. — 1670 nahmen die entsetzlichen Bedrückungen der Protestanten ihren Anfang, als Ludwig XIV. bestrebt war, den Wunsch seiner Beichtväter zu erfüllen und der römischen Kirche neuen Glanz zu verleihen. Da wurden drei Millionen seiner Unterthanen aller ihrer feierlich beschworenen Rechte beraubt; da erkauften 500000 fleißige, fromme, sittenreine Hugenotten unter namenlosen Gefahren mit der Flucht in's Ausland ihre Glaubensfreiheit. — 1770 begann die unheilvolle Saat des Fanatismus üppig zu wuchern. Bei der Vermählungsfeier des unglücklichen Ludwig XVI. wurden die Vorzeichen eines verheerenden Sturmes erblickt. Abgründe des rohesten Aberglaubens und der entsetzlichsten Sittenlosigkeit thaten sich auf, über Frankreich lagerten sich die Greuel der Revolution. — 1870 sollte deutsches Blut einen wankenden Kaiserthron kitten; die Frau mit der päpstlichen „Tugendrose“ wollte sich die Gunst der Jesuiten dauernd sichern; ein ehrsüchtiges Volk lechzte nach dem Ruhm, das erstarkte

protestantische Preußen zu demüthigen, auf den verwüsteten deutschen Fluren die Papstherrschaft in neuer, ungekannter Machtfülle aufzurichten und zu befestigen. Und nun ist es so ganz anders gekommen, dort in Rom und hier in Frankreich!! — Wer dächte nicht bei dem Sturze Napoleons und seiner Sippe an das Wort des Jesaias: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen. -- Ja, zur Hölle fährst du, zur Seite der Grube. — Ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte?!" —

Aber auch du, mein liebes deutsches Volk, verschließe dich nicht etwa mit eitlem Stolz der Mahnung: (Römer XI, v. 22): „Schaue die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, so fern du an der Güte bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden."

V.

„— Die tönen noch! Es blieben uns Erinnerungen,
Die nie verklingen in der treuen Brust.“

42. Allein auf der Etappenstraße.

Ligny, 28. September.

Als der zweite Akt des großen Kriegsdrama's mit der Einschließung von Paris beendet war, erhielt ich am Abend des 23. September den Auftrag, die Hälfte unserer Mannschaft und einen Teil unserer Utensilien (Tragbahren, Zelt, zerschmetterten Handkarren u. s. w.) nach der Heimath zurück zubringen und den in Nancy seinerzeit requirirten vierspännigen Omnibus wieder dem Eigenthümer, dem bekannten Antoine, gegen Empfangs-Quittung zuzustellen. Noch an demselben Abend erhielt ich von unserm Commandeur die Legitimations-Karten und von Seiten des Oberkommandos der III. Armee die nöthigen Papiere zugestellt; selbst meinem Wunsche nach einer Karte von Frankreich entsprach man, indem ich eine — Kiepert'sche kleine Karte erhielt, welche wenigstens die hauptsächlichsten Städte Nordfrankreichs und Süddeutschlands enthielt. — Ich weiß nicht, ob unser Armee-Delegirte Fürst Putbus damals genau erwogen hatte, wohin er uns schickte, oder ob ihm die drei Ueberfälle der damals in hellen Haufen auftauchenden Franktireurbanden gerade in der von uns zu passirenden Gegend schon bekannt waren; — das aber weiß ich, daß ich unter sothanen Verhältnissen einen solchen Befehl auf mein Gewissen nicht würde genommen oder doch den entlassenen Leuten einige kranke Soldaten als Bedeckung würde mitgegeben haben; und das ist auch Thatsache, daß man mich fast auf jeder Etappe frug, ob wir wirklich von Versailles kämen und ohne Bedeckung die unsichern Straßen passirt hätten?!

Doch der Befehl ist da, der Soldat muß gehorchen. — Nach einer schmerzlich schönen Abschiedsfeier, welche uns die Zurückbleibenden bereitet und an der auch mehrere Offiziere vom tapferen 47. Regiment, die uns auf dem Felde der Ehre kennen

22*

und achten gelernt hatten, freundlich theilnahmen, rückten wir am Morgen des 24. September von Versailles aus, wobei uns noch die eigenthümliche Ehre zu Theil ward, daß die damals noch erscheinenden französischen Zeitungen meldeten, „mehrere hochangesehene Diplomaten und Fürsten hätten mit kleinem Gefolge in einem großen Omnibus Versailles plötzlich verlassen. Wer die Persönlichkeiten seien und was der Grund ihrer so plötzlichen Abreise, werde von den Prussiens absichtlich und hartnäckig verschwiegen."

Der große vierspännige Omnibus war überhaupt von jeher eine Zielscheibe des Witzes aller mit uns in Berührung Kommenden gewesen, obgleich er uns von großem Nutzen war und auch andrerseits zum Transport einer größeren Anzahl Leichtverwundeter oder Kranker stets verwendet wurde. Vor allen neckten wir uns deshalb immer mit der zum Hauptquartier gehörenden Pionier-Telegraphen-Abtheilung, welche sich zum großen Theil aus intelligenten Maurer- und Zimmermeistern, jungen Architekten und Studenten des Polytechnikums rekrutirt hatte. Zeitweis schien auch bei ihnen großer Ueberfluß an Arbeitsmangel zu sein; es ging uns wie den römischen Priestern zur Zeit des absterbenden Heidenthums, daß ein Haruspex den andern nicht ansehen konnte, ohne zu lachen. Wir nannten sie „Vergnügungscomité," und sie annektirten aus Rache für uns den Ausdruck „parties de plaisir", welcher neben der Firma Antoine und dessen Wohnung, an unserm Omnibus angeschrieben stand. Wir suchten das ominöse parties de plaisir mit Farbe zu überstreichen; aber da wir in Ermangelung von Oelfarben uns mit Wasserfarben hatten begnügen müssen, so wurde beim ersten Regen die Uebertünchung wieder abgewaschen, und das wieder erschienene „parties de plaisir" machte nicht nur unserem oben genannten Vergnügungscomité, sondern auch den Herren des Stabes und dem darauf aufmerksam gemachten Kronprinzen große Freude.

Doch ich kehre zu unserer Reisegesellschaft zurück! — Die Aufgabe, die mir geworden, war schwieriger, als ich geahnt hatte. Allerdings war mir auf der General-Etappen-Inspektion in Corbeil meine „Marschroute instradirt" worden; auch war mir bekannt, daß ich auf jeder Etappen-Station für die Mannschaften und Pferde Quartier zu machen und für den Unterhalt derselben zu sorgen hätte; — welche Unannehmlichkeiten und

Scherereien aber damit verknüpft sind und wie schwierig es ist, in den durch fortwährende Truppen-Durchzüge ausgehungerten Gegenden vier Pferde zu füttern, das sollte ich bald zu meinem Leidwesen erfahren. Doch man erlangt auch hierin schnell eine Fertigkeit und mit der nöthigen Dosis von Dreistigkeit kommt man, selbst auf Etappenstraßen durch die ganze Welt.

Der unangenehme Gedanke, von irgend einem Franktireur-Corps aufgehoben zu werden, tauchte hier und da, besonders beim Passiren von großen Wäldern immer wieder auf; auch die von freundlichen Etappen-Offizieren mitgetheilten Mordgeschichten oder die auf den Märkten einzelner Ortschaften liegenden Haufen halbverkohlter Waffen, waren nicht gerade darnach angethan, uns zu erheitern. Aber der lustige Geist unserer Reisegesellschaft, der sich bald in Schelmenstreichen und Kalauern, bald in heiteren Volksliedern Luft machte, war nicht zu bannen; selbst die Gefahren wurden von dem unverwüstlichen Humor als Themata benutzt. Einzelne Leute hielten schon mit einer Begeisterung, die einer bessern Sache werth gewesen, vorbereitende Ansprachen an die Franktireurs, die magnanimes citoyens de la république française, und warfen mit deren neuesten Schlagwörtern um sich, „dat et man so hagelte." — In einem Dorfe, das wir Sonntags gerade in dem Augenblick durchfuhren, wo die Andächtigen aus der Kirche kamen, wurde uns von den nachlaufenden Männern und Burschen ein Hagel von Steinen nachgeschleudert, die zum Glück nicht trafen; aber ich nahm aus diesem Vorkommniß die Veranlassung, unserm seit Versailles etwas widerhaarigen französischen Kutscher klar zu machen, daß bei einem etwaigen Ueberfall er von seinen liebenswürdigen Landsleuten genau so würde behandelt werden, wie wir, und daß es dann mit seiner reichen Baarschaft und seiner täglichen Löhnung vorbei sein würde. Letzterer Grund schien einen besonders tiefen Eindruck auf ihn zu machen, so daß er von da ab willig meinen Weisungen folgte und sich bemühte, bei ähnlichen Vorkommnissen durch die Schnelligkeit seiner Pferde oder durch abschreckende Schimpfereien und Zurufe an seine Landsleute, uns aus der Patsche zu helfen.

Das prächtigste Herbstwetter verwischte bald den schmerzlichen Abschied von Versailles und machte mich empfänglich für die täglich und stündlich wechselnden Erscheinungen, die ich wie die schönen Bilder einer camera obscura an mir vorüberziehen ließ.

Die Unbequemlichkeit, welche jede mehrtägige Wagenreise unter normalen Verhältnissen verursacht, empfanden wir nicht, da wir durch die letzten drei Monate genügend abgehärtet waren, oder überwanden sie leicht, weil die fremden Eindrücke, die wir täglich empfingen, uns in Aufregung hielten und keine Ermüdung zuließen, trotzdem wir, meinem Vorsatz getreu, täglich zwei Etappen, d. h. 8—10 deutsche Meilen bewältigten. Um bei jedem Vorkommniß gleich zur Hand zu sein und dem Kutscher nach der Karte und der Himmelsrichtung die Weisungen geben zu können, saß ich mit auf dem Bock oder auch auf dem hohen Verdeck, von welchem man am bequemsten Umschau halten konnte. Dann und wann gab es ein scheinbar unüberwindliches Hinderniß auf dem Marsche: Ein von den thörichten Bauern quer über die Straße gezogener tiefer Graben, kreuzweis gefällte Bäume, oder irgend ein Unglück mit den Pferden oder am Geschirr derselben; aber da mit der schweren Aufgabe mir auch der Muth und die schneidige Rücksichtslosigkeit gewachsen waren, so wurde ich mit solchen Unbequemlichkeiten jedesmal schnell fertig. Bald ging's wieder vorwärts: Antoine, wie wir unsern Kutscher nach der Firma seines Herrn nannten, klatscht hierauf mit seiner Peitsche wie ein Tollhäusler, ruft sein stereotypes „en route — hi!" — und fort geht's mit Geklingel und Getrappel. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß Antoine nach einer Viertelstunde mit einem seiner Gäule den üblichen Frühstücksärger bekömmt; er schimpft ihn dann einen cochon, voleur, brigand, Napoleon und ähnlich, klatscht ihn verschiedene Male derb um die Ohren und an die Beine, dann aber kommt sein erneutes en rrrroute, hi, hi! klitsch — klatsch! — und schon nach einiger Zeit sind wir wieder durch das Gebimmel der Pferdeglöckchen und die ewigen Pappel-Alleen, durch die wir heute fahren, in eine gewisse Schlaftrunkenheit oder kontemplative Feiertagsstimmung versunken. Man kann sich auch in der That in dem schönen Frankreich nichts Langweiligeres denken, als diese endlosen Pappel-Alleen, welche meist bis auf die Krone ihrer Zweige beraubt und stellenweis so unvollständig sind, daß sie, aus der Ferne gesehen, Kämmen mit ausgebrochenen Zähnen gleichsehen.

„Die Pappeln stehn in langer Zeile
Als Ausrufungszeichen der Langeweile.
Willst du sicher sein vor Liebesweh,
O Herz, folg' immer der Pappelallee!" —

Mittags, bei der Rast auf der ersten Etappenstation, gab's dann allerhand interessante Abwechslung, gemüthliche Unterhaltung mit bayrischen Offizieren, die Alles sofort bewilligen: Brot, Speck, Wein, Heu, Hafer; ein ander Mal kleine Friktionen mit verstimmten preußischen Etappen-Despoten oder auch größere Kämpfe mit den borstigen republikanischen Maires, welche die angewiesenen Rationen in der Regel erst nach Entladung eines dröhnenden Gewitters uns verabfolgen. Heute bin ich aktiver Zeuge, wie man unverschämte und aufdringliche Cigarrenjuden oder giftig gewordene Republikaner an die Luft setzt; Tags darauf fertigt man mich mit höflichen Redensarten ähnlich ab. Bald sind wir als Aerzte in den schönsten Offiziersquartieren, bald als Infirmiers in den schmierigsten Häusern; gestern Abend Zapfenstreich der Württemberger Ersatzbataillone vor der Thür und heut das ewige Gebrüll widerstrebender Requisitions-Ochsen und fluchende Bayern. A la guerre comme à la guerre! —

„Ei Potz Tausend! wie kommst du denn hierher? Mahlzeit, Prosit, Hurrah!" — so schallte es gestern auf einmal durcheinander und im Nu war ich von lauter bekannten Studenten aus Leipzig umringt, welche alle als Kriegs-Freiwillige dem tapfern 107. Regiment angehören und jetzt als Ersatzmannschaften nach Paris marschieren. Vom Gepäckwagen des Bataillons höre ich eine bekannte Tenorstimme, und richtig, dort oben, unter den Fußkranken, sitzt der „Knappe", jener allbekannte Pauliner, mein Landsmann aus Dessau, der (Art läßt nicht von Art!) wie sein Vater als Theologe begann, dann Chemiker wurde und schließlich als lyrischer Tenor der Leipziger Bühne sich sein Brot und Ruhm erwarb. Während ich nun eine Strecke erzählend — denn Alles will ja wissen, wie's vorn aussieht, — mit fortmarschierte, ist natürlich mein Omnibus, der langsam weiter fahren sollte, längst verschwunden und erst nach einem tüchtigen Dauerlauf von einer Stunde erreiche ich den Treulosen, der ganz unverantwortlich ohne Papiere und Marschroute in die Welt hineinfährt. — Andere Soldaten, Hanseaten und Mecklenburger, halten unsern Omnibus für eine Post und im Verlauf von 5 Minuten haben wir ganze Stöße von Briefen und Feldpostkarten im Wagen; — kurz, an Unterhaltung fehlt es nie.

So ging es flott weiter von Etappe zu Etappe über Montmirail, Epernay, Chalons und Vitry, und schon glaubte ich,

mein Ziel, Nancy und die von dort im Gang befindliche Eisenbahn ohne bedeutenden Unfall erreichen zu können, als ein unangenehmer Zwischenfall all' meine Hoffnungen zu vernichten drohete.

Es war am 27. September, wir hatten einen interessanten, durch allerlei gute und böse Wechselfälle belebten Marsch von Vitry le français nach Bar le duc hinter uns, und waren Mittags nach einstündiger Rast weiter gefahren, um noch vor Abend die zweite Etappe in Ligny zu erreichen.

Es war ein prächtiger Herbsttag. Eine elastische, duftige Atmosphäre von bewunderungswürdiger Durchsichtigkeit zeigte den empfänglichen Augen in wechselnden Bildern die Schönheit einer überreichen Natur. Die Obstbäume waren mit goldenen Früchten beladen und die Sträucher und Weinreben trugen Beeren, zuweilen farbiger als die Blüthen des Frühlings. Die Waldbäume hatten theilweise schon das elegische Kleid des Herbstes angelegt, das so wunderbar anregt und in seiner Vielfarbigkeit selbst die grüne Pracht und duftige Herrlichkeit des jungen Frühlings vergessen läßt. Reiche Triften, auf denen hier und da trotz aller Requisitionen noch stattliche Heerden gemüthlich herumlungerten, faßten die Chausseen ein, und darüber hinaus leuchteten zierliche Land- und Wirthschaftshäuser aus einem Walde von Fruchtbäumen hervor, um welche Blumenstücke, geschmückt mit der sinnigen Flora der Jahreszeit, als glänzende Einfassung sich wanden. — Zwar pfiff gegen Abend der Herbstwind schon über die Felder und riß auch hier und da ein vergilbtes Blatt von den mit reichen Früchten behangenen Bäumen am Wege; aber es war bei alledem ein Tag voll goldenen Sonnenscheins.

Diese lachende und ansprechende Scenerie der belle France weckte in der Kolonne jene laute Fröhlichkeit, die das glückliche Erbtheil der Jugend ist. Leichten Herzens, mit fröhlichem Gesang marschierten die Leute der dunkeln Zukunft entgegen, die beim Passiren der Wälder oder der Weinberge doch mit Blut und Tod in jeder Stunde über sie hereinbrechen konnte. Während hinter mir Apotheker Manno aus Potsdam auf dem Verdeck des Omnibus in Morpheus Armen ruhte und ich in fernabschweifenden Gedanken mir das alte Thümmel'sche Liedchen pfiff:

„Wer sagt mir, was im Schalle
Des Posthorns, in dem Knalle
Der Peitsche für ein Zauber liegt?" —

merkte ich auf einmal, wie trotz Antoines Schimpfen und Peitschengeknall die Pferde den Wagen nicht mehr fortbringen konnten. Die zitternden, schweißtriefenden Thiere strengten sich fast über ihre Kräfte an, aber der Wagen ging langsamer und immer langsamer. Mit einem Satz war ich unten, und auf mein donnerndes „Halt, antreten!" — sprangen Alle aus dem Wagen. Wie der Rauch uns zeigte, war das rechte Hinterrad durch die glühend-heiße Achse in Brand gerathen und mit dieser infolge der Hitze so verquollen, daß es sich nicht mehr drehen konnte. Nun war guter Rath theuer. Die Mannschaften mußten zur Erleichterung des Wagens ihr Gepäck umschnallen und auf den Rücken nehmen und zum Schieben antreten, um den nun doppelt schweren Omnibus bis zum nahegelegenen Dorfe Cheppes zu bringen, wo ich einen Schmied zu finden hoffte. In der That hatten wir bald in der Hauptstraße des stattlichen Dorfes eine Schmiede-Werkstatt gefunden; aber der Schmied selbst, eine kräftige Gestalt mit finstern Blicken, war Anfangs zu keiner Arbeit zu bewegen, trotz meines glänzenden Angebots; erst als ich zu seiner Beruhigung den Maire citiert hatte, ließ er sich zur Reparatur des Wagens herbei. —

Wenn man im Herbst, nach einem Regen, um die Abendstunde die Wege eines Parks hinwandelt, sieht man erstaunt ein Heer von großen und kleinen Kröten herumkriechen und frägt erstaunt: Woher so plötzlich die unheimliche Brut? Ein ähnliches Gefühl hatte ich hier in Cheppes.

Bei unserer Ankunft im Dorf war kaum ein Hund oder ein neugieriges Kindergesicht am Fenster zu sehen gewesen, — Alles wie ausgestorben; jetzt nach Ankunft des Maire war bald die ganze Dorfbevölkerung um uns versammelt. Alle Welt drängt sich um den Wagen, schaut hinein und sucht sich zu informiren. Neben monsieur le maire tauchte plötzlich auch monsieur le curé auf, eine hagere, stattliche Persönlichkeit, mit dem Schaufelhut der Jesuiten auf dem Kopf und mit Augen, die in unheimlicher Gluth und stechendem Blick unter den buschigen Brauen hervorblitzten. Der Maire erstarb fast in Devotion vor dem unheimlichen geistlichen Herrn, welcher in Flüsterton an Allem befehlshaberisch theilnahm. Die Wahrheit zu sagen: Wie monsieur le curé so dastand unter seinen Gläubigen, sah er viel eher als der Führer unserer Kolonne

aus, als ich, der im Schatten seiner stattlichen Gegenwart fast zu völliger Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfte. Nur eine Person unter den Dorfinsassen schien sich in dem beherrschenden Einfluß auf jene Gemeinde mit ihm zu theilen: die sage femme, eine zigeunergelbe Alte mit ein Paar funkelnden schwarzen Augen im Kopf gleich den seinen; — ein wahres Teufelsweib, feurig, sprudelnd, energisch, in Worten und Geberden stets Feuer und Flamme, eifrige Patriotin und jedenfalls fromme Katholikin. Bei ihrer Lieblings-Attitüde hatte sie stets die runden Arme keck und herausfordernd in die Seite gestemmt und stampfte dabei mit dem einen Fuße, um jedem ihrer Worte den gehörigen Nachdruck zu geben. — Wenn es gestattet wäre, unter irgend welchen Bedingungen von den Beinen einer Dame zu sprechen, so würde ich zu bemerken mir erlauben, daß die von jener sage femme so massiv gebaut, so stark entwickelt waren, daß man fast darauf hätte schwören mögen, besagte Dame habe einst bei Austheilung der Spazierhölzer sich zweimal gemeldet. Doch da solche Besprechung leicht als ungentil erscheinen dürfte, so wollen wir lieber über diesen Gegenstand schweigen, so sehr er auch bei Betrachtung dieser hoch-geschürzten Dame die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Statt dessen wollen wir nur noch bemerken, daß die Augen dieser mit einem kleinen Schnurrbart behafteten Patriotin fortwährend giftige Pfeile auf uns harmlose Leute schossen. Ich weiß nicht, was sie und monsieur le curé an meinem bescheidenen Ich so räthselhaft und auffällig fanden; aber sie beobachteten oder überwachten mich förmlich mit Argusaugen.

Die Reparatur des Rades dauerte länger, als ich dachte und bei dem schon hereinbrechenden Abend mir lieb war. Bei aller Sicherheit, die ich erheuchelte, empfand ich es doch schmerzlich, daß wir keine Waffen hatten, mit denen wir den ehrenwerthen Bewohnern von Cheppes hätten einigen Respekt einflößen und monsieur le maire und monsieur le curé, welche fortwährend unsern Wagen wie Spürhunde umschnüffelten, in geziemender Entfernung halten können. Die Leute wurden immer dreister und unsre Lage nachgerade kritisch. Da trat zum Ueberfluß noch ein Ereigniß ein, welches unser Verderben zu besiegeln schien.

Einer meiner Leute, ein stud. phil. M. Cohn, der überall und nicht gerade in der angenehmsten Weise sich bemerkbar zu machen pflegte, hatte sich auch hier wieder unnütz gemacht, indem er an

die junge, hübsche Frau des Schmieds, die ihrem Mann den Blasebalg zog, in aufdringlicher Weise sich heranmachte. Dieser Mensch, ein sonderbares Gemisch von großer Wissenschaftlichkeit und roher Sinnlichkeit, hatte mir speziell, da er zu meiner Abtheilung gehörte, vielen Aerger bereitet und uns schon beim Ausrücken, als er in Frankfurt a./M. ein mit anderen Liebesgaben erhaltenes Neues Testament mit einem wegwerfenden Ausruf zum Fenster hinaus warf, großen Widerwillen eingeflößt. Bei großer Ungeschicklichkeit im Dienst, besaß er doch ein hohes Selbstbewußtsein und verstand es meisterhaft, sein winziges, fettbauchiges Ich durch die dreistesten Prätensionen hervorzuheben. In sein Betragen legte er jene wegwerfende Impertinenz, welche vielen seiner Rassegenossen eigen ist. Seine Thätigkeit im Felde bezog sich mit Vorliebe auf den Dienst der Göttin mit dem magischen Gürtel; und da er überdies den Begriff „requirieren" ziemlich kautschuckartig auffaßte und schon nach Sedan außer seiner Militairmütze und seinem Klemmer auf der Hacknase nichts von dem aus Berlin Mitgebrachtem mehr auf dem Leibe trug, so hatten wir für ihn nur wenig kameradschaftliches Gefühl noch übrig behalten. Auch hier hatte er mit seinem zudringlichen Cynismus der jungen Frau sich genähert, und während ich und die übrigen Kameraden uns abmüheten, draußen auf der Dorfstraße die drohende Gefahr durch ruhiges und festes Benehmen abzuwehren, hatte er in seiner Nichtsnutzigkeit den Schmied so gereizt, daß dieser sein Handwerkzeug wegwarf und unter Scheltworten auf die rohen Barbaren erklärte, für uns nichts mehr thun zu wollen.

Jetzt wurde die Haltung der Dorfleute immer drohender. Monsieur le curé zog sich nach einer entfernteren Hausecke zurück; dafür erschienen aber immer mehr Blousenmänner, welche von dem vorhin genannten Teufelsweib haranguirt wurden. Es war höchste Zeit, daß ich einen Ausweg aus dieser kritischen Lage fand. Nachdem ich Herrn Cohn gehörig angeschnauzt, so energisch, daß auch die umstehenden Franzosen und der Schmied ohngefähr merken konnten, was ich ihm für Schmeicheleien sagte, wandte ich mich an den Maire. In ruhiger, aber möglichst weit schallender Stimme erklärte ich ihm: „Da wir infolge der Weigerung des Schmieds heute leider nicht bis Ligny kommen könnten, so müßten wir für uns und die unserer Pflege anvertrauten Verwundeten, welche in 1 bis $1^1/_2$ Stunde

eintreffen würden, hier im Dorfe Quartier machen." Indem ich mein Notizbuch hervorzog und einen möglichst geschäftsmäßigen Ton annahm, bat ich ihn, „sofort für uns, d. h. für mich als Arzt ein Offiziers-Quartier und für acht Infirmiers eben so viel gute Unteroffizier-Quartiere anzuweisen und Kutscher nebst den vier Pferden in meinem Quartier mit unterzubringen. Ferner habe er für die in spätestens 1½ Stunde eintreffenden Rekonvaleszenten 42 gute Quartiere mit Bett und darunter drei Offizier-Quartiere zu besorgen und in den betreffenden Häusern möglichst schnell ein Diner zu bestellen. In seinem eigenen Hause, oder, wenn dort kein genügender Raum sei, im Pfarrhause, müsse die Wache für heut Nacht untergebracht werden und für diese 12 Begleitmannschaften ebenfalls gutes Essen und genügend Wein beschafft werden. Vorspann sei morgen nicht nöthig, da die Wagen bis Nancy requirirt seien; doch würde man Hafer, Heu und Stroh für die Pferde brauchen. Er möge sich schnell Alles notieren und das Weitere veranlassen."

Peinliche Stille ringsum; — mit ruhiger, lauter Stimme rief ich unseren Leuten einige gleichgültige Befehle zu und bat dann den Mediziner Reinecke*) im Flüsterton, den Kutscher Antoine so zu beschäftigen, daß er nicht mit seinen Landsleuten sprechen könnte. Mein Befehl, seine schweißtriefenden Pferde ordentlich mit Strohwischen abzureiben, mußte diesen biedern Franzmann zunächst vom Verkehr mit seinen Kompatrioten abhalten. Nun wandte ich mich wieder zu meinem Opferlamm, dem Maire, der ganz geknickt und blaß vor mir stand. Vor Schreck war er Anfangs sprachlos; dann riß er verzweifelt den Hut vom Kopf, ja sogar noch die darunter befindliche Zipfelmütze, wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und wühlte, indem er hin und her rannte, in dem kurzgeschnittenen schwarzen Haar, als wollte er sich da die Gedanken herholen, die ihm zu fehlen schienen. Endlich hatte er sich gesammelt. Er blieb vor mir stehen und, indem er die Hände vertraulich auf meine Schultern legte, sagte er mit einer Stimme, der man die Angst und das böse Gewissen noch anmerkte: Mein Herr Doktor! In einer halben Stunde ist Ihr Wagen fertig; — Sie kommen heut Abend noch zu der schönen, reichen Stadt Ligny, wo Sie Ihre braven Verwundeten viel besser pflegen können, als wir

*) Jetzt Kreis-Physikus unseres Osthavelländischen Kreises, Dr. Reinecke zu Nauen.

es hier vermögen, denn wir haben nach den früheren Truppen-Durchzügen nichts, rein gar nichts mehr in unseren Häusern und Vorrathskammern. Sie können ruhig vorauffahren nach Ligny, um dort Quartier zu machen; kommen nachher Ihre braven Verwundeten und Rekonvaleszenten, so werden wir Erfrischungen für sie bereit halten, Wein, sehr schönen Wein und frisches Wasser, daß sie gestärkt weiter können. In einer halben Stunde ist Ihr Wagen fertig, verlassen Sie sich darauf, denn ich sage es, — ich, monsieur le maire! —

Gesagt, gethan! Nach einer polternden, in kurzen Sätzen geführten Auseinandersetzung mit dem Schmied, nahm dieser die Arbeit an unserem Rade und der Achse wieder auf, wobei ihm der Herr Maire in höchst eigener Person eine Zeit lang den Blasebalg zog. — Mein Coup war gelungen; so trat ich um so sicherer auf und fixierte, die Uhr in der Hand, jeden herumstehenden Blousenmann so scharf und herausfordernd, daß allmälig alle verdufteten, wie es ihr monsieur le curé nach meiner Ansprache an den Maire vorsichtigerweise sofort gethan hatte.

Da kam, wie gerufen, der leere preußische Postwagen an, den ich am Nachmittag unterwegs getroffen und der ohne jede Bedeckung, ja ohne genaue Information über den nach Ligny einzuschlagenden Weg in der belle France, gleich einem entflogenen gelben Kanarienvogel, herumturnte. Eingedenk der unermüdlichen Gefälligkeit des Herrn Lambrecht, des Feldpostdirektors unserer III. Armee, sowie seines ebenso liebenswürdigen Sekretairs Helbing, hatte ich mich bemüht, unsern Landsmann möglichst genau über seine Reiseroute zu unterrichten, hatte ihn aber schließlich mit der Mahnung, möglichst unseren Spuren zu folgen, seinem Schicksal überlassen müssen. Jetzt kam dieser „Schwager" in kindlicher Sorglosigkeit daher kutschiert und freute sich, uns wieder eingeholt zu haben. — Mit den nöthigen Legitimationspapieren versehen, mußten nun Apotheker Manno und stud. med. Reinecke auf dem Postwagen nach Ligny vorausfahren, dort auf der Etappe Quartier machen und gleichzeitig mein Gesuch übermitteln, daß man seitens des Etappen-Kommandos nach uns forschen möchte, wenn wir nicht bis zum andern Morgen dort eingetroffen wären.

Schon nach einer Stunde konnte ich meine Rechnung begleichen und aufbrechen, wobei der Maire mir bieder die Hand schüttelte und hoch und theuer versicherte, daß „unsere braven

Rekonvaleszenten" bei ihrer Ankunft erquickt und dann sofort nach Ligny weiter geschickt werden sollten. — Er wird an jenem Abend noch lange zu warten gehabt und schließlich seinen „schönen Wein und frisches Wasser" selber getrunken haben. — Während wir wohlgemuth auf route impériale gen Ligny eilten, nahm ich für mich still das Kapitel der „Nothlüge" durch, frug mich, ob diese kleine Kriegslist unter diese Rubrik zu bringen sei, und kam zu dem beruhigenden Schluß, daß nach Ansicht meines verehrten Lehrers der Ethik, des Fricke, eine solche Täuschung Nothwehr und deshalb geradezu Pflicht gewesen sei, da es ja galt, das Leben der meiner Leitung Befohlenen zu retten und die Bewohner von Cheppes von einem Morde noch rechtzeitig abzuhalten.

Daß wir von morgen ab wieder in geregelte Kultur-Verhältnisse eintreten würden, diese angenehme Aussicht wurde uns auf dem heutigen Marsche auch schon gemacht, als wir plötzlich den Pfiff der ersten Lokomotive auf der jetzt freien Bahn vernahmen. Dieser langentbehrte schrille Pfiff klang unseren Ohren wie die lieblichste Musik eines Mozart.

In Ligny angekommen, das heute durch mehrere Bataillone strammer Mecklenburger und einen ganzen Park von Proviant-Kolonnen fast ein noch kriegerisches Ansehen hat, als bei unserm ersten Aufenthalt, traf ich die beiden vorausgeschickten Leute noch mit leeren Händen an; sie waren, wie sich nachher herausstellte, etwas protzig aufgetreten, und so ließ man sie auf der Kommandantur ein wenig ablaufen. Schnell hatte ich dann mit dem herbeigeholten liebenswürdigen Kommandeur, einem Hauptmann Grimm*), Alles geordnet und Wagen und Mannschaften wieder im cheval blanc untergebracht, wo unsere Wirthsleute überaus glücklich waren, daß wir wieder lebendig von Paris zurück sind, und unsere gute dicke Mama vor lauter Freude einen nach dem andern an ihren vollen Busen drückte.

Aber siehe da, ein neues Hinderniß! Mein Kutscher Antoine, der hier Verwandte hatte, weigerte sich plötzlich mit größter Hartnäckigkeit, am folgenden Tage weiter zu fahren, indem er behauptete, daß 9½ Meile bis Nancy für seine Gäule zu viel seien. Kurz entschlossen packte ich ihn beim Kragen und schleppte ihn unter Rippenstößen zur viel geplagten Komman-

*) Später Regierungsrath in Potsdam.

dantur, wo ihm vom Hauptmann Grimm die angenehme Alternative gestellt wurde: Entweder morgen fahren und 10 frs. Extra-Löhnung von mir, oder nicht fahren und für die Widerspenstigkeit, nach Kriegsrecht, eine Kugel durch den Kopf. Das schien denn doch nicht so ganz ohne Eindruck auf den jetzt häufig an chronischer Gehirnverstopfung leidenden Antoine geblieben zu sein.

Als ich endlich die Kommandantur verließ, trat mir auf halber Höhe der Treppe ein Herr entgegen, der sich, bei der Nachricht, wir kämen von Versailles, schon vorhin im Sitzungszimmer der Mairie mir hatte nähern wollen. In höflicher Weise frug er mich nach meinem Quartier, und als ich ihm das cheval blanc angab, lud er mich ein, sein Haus als Quartier wählen zu wollen; ich würde dort noch etwas besser aufgehoben sein, als in jenem Gasthaus mit seiner Einquartierung von Knechten und Soldaten. Ich schaute den Mann, der dies Alles in höflichem Tone vortrug, etwas fragend, um nicht zu sagen mißtrauisch an; doch wich dies Mißtrauen sofort, als ich ihm in's Auge schaute. Es war eine kurze, gedrungene Gestalt mit grauem Bart, eigenthümlich schwarzen Augen und selbstbewußter, breitspuriger Haltung; aber bei alledem lag eine gewisse Artigkeit in seinem Wesen, die in Verbindung mit der einfach eleganten Kleidung mich ahnen ließ, daß ich bei ihm besser aufgehoben sein würde, als bei der dicken, vielleicht noch immer liebesüchtigen Wirthin im genannten Gasthof. Ich sandte also meine Leute zum cheval blanc, besorgte schleunigst aus den Magazinen in der Vorstadt die Rationen für Mannschaften und Pferde und eilte in mein neues Quartier, mit dem ich in der That recht zufrieden sein konnte. Behagliche, mit Geschmack ausgestattete Räume, aufmerksame Bedienung, gesprächiger, wenn auch etwas neugieriger Wirth, feines Diner und — last not least — feinste Weine; — was wollte ich mehr?! Ich konnte leben „wie der liebe Herrgott in Frankreich".

Das den Franzosen angeborne Bestreben, ihr Volk und Land dem Fremden von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, macht sie bei solchen Gelegenheiten noch entgegenkommender, als sie es sonst schon der Pflicht der Gastfreundschaft schuldig zu sein glauben. — Das Gespräch wird meist mit jenen fast stehend gewordenen höflichen Redensarten und in jenem heitern, scherzenden Tone geführt, durch den man sich über die traurige

Gegenwart oft hinweghilft oder sie doch durch eine kleine Selbsttäuschung zu verbannen sucht.

Wir speisten allein; daß er mich aber mit der Behauptung, seine Damen seien vor unserm Anrücken nach dem Süden geflüchtet, belogen hatte, war mir sofort beim Eintritt in das Haus klar geworden. — Ein Mensch wie ich, der leider mit etwas empfindlichen Kopfnerven begabt ist, kann schon im Zimmer aus dem Ferngeräusch der Straße entnehmen, ob die Witterung draußen trocken oder feucht, kalt oder warm ist; ja, kann aus der Stimme eines Menschen den Charakter des Sprechenden errathen. Und so fühle ich auch (so lächerlich es klingt) beim Betreten eines Gemaches aus dem Geruch heraus, ob sympathische oder abstoßende Personen vorher im Raume gewesen sind. Auch muß ich mit festem Willen, mit Vorsicht und ganzer Liebe eines Christen dagegen ankämpfen, daß ich mich bei Beurtheilung von Menschen nicht vom sogen. ersten Eindruck bestimmen lasse, wiewohl ich mich hierbei selten getäuscht habe. So lag auch, als ich jenes Haus betrat, etwas in der Luft und sprach aus der ganzen Einrichtung und unordentlichen Ordnung desselben ein gewisses Etwas, das mir bestimmt sagte, hier sind bis vor kurzem zarte Frauenhände thätig, ist soeben noch zarter Frauensinn wirksam gewesen. Doch in der beschämenden Erinnerung meiner eigenen „Nothlüge" von heut Nachmittag, war ich so höflich, seine Mittheilung als wahr hinzunehmen. Lügen haben aber kurze Beine, und sollte er mit der seinigen bald arg in die Klemme kommen.

Daß unser Hauptquartier wirklich in Versailles lag und unsere Truppen die dortige Umgegend besetzt hielten, konnte er nicht mehr bestreiten, als ich ihm meine von Oberst v. Gottberg unterzeichnete und von Versailles datierte Ordre originaliter unter die Nase gehalten hatte; als ich aber seinen Expectorationen gegenüber erklärte, wir hofften in vierzehn Tagen bis drei Wochen in Paris einzuziehen, vergaß er sich soweit, daß er behauptete, ganz Paris sei unterminirt und würden wir beim Einzug alle in die Luft gesprengt werden, sodaß nicht ein einziger dieser „maudits prussiens" ungestraft seinen geheiligten Boden betreten würde. Bei dieser Beleidigung sprang ich auf und forderte kategorisch die sofortige Zurücknahme dieses bösen Wortes; — da vernahmen wir einen halb unterdrückten weiblichen Aufschrei, und als wir beide a tempo uns umwandten, sah ich auch

noch deutlich, wie die Mousselin-Vorhänge der nach dem vorderen Zimmer führenden Glasthür sich bewegten. „Was ist das?!" — O, nichts, nichts; bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr. Da ich vergaß, daß Sie mein Gast sind, so nehme ich jenen beleidigenden Ausdruck zurück bitte, setzen Sie Sich! „Nein, ich muß wissen, was das war? — Aha, ich ahne: Der Geist Ihrer nach dem Süden abgereisten Damen! Doch ich bin Geisterbanner, ich werde — —!" Erschreckt trat er mir in den Weg und bat mich dringend, Platz zu nehmen. Ich that's, doch wollte die Unterhaltung nicht mehr recht in Fluß kommen, weil ich mit gespannter Neugier, er mit größter Aengstlichkeit jene Glasthür und das benachbarte dunkle Zimmer, ohne gerade hinzublicken, beobachtete.

Wir hatten schon das dritte oder vierte petit verre zum Nachtisch getrunken; aus seinen merkwürdig schwarzbraunen, unergründlichen Augen, die in einem eigenartig verhaltenen Glanze leuchteten, sprach schon der Geist des Weins, und doch schien die ausgepichte Kehle des alten Sünders noch zu weiteren Leistungen bereit. Ich spürte aber von den Weinen und Schnäpsen eine gewisse Schwere in Kopf und Gliedern, und erklärte ihm, daß es nun genug sei. Nach all' der Aufregung verlangte die Natur ihr Recht; ich sehnte mich nach Schlaf, und sollte ich noch einige Stunden Ruhe finden, so war es Zeit, mich zurückzuziehen, denn Mitternacht war schon vorüber.

43. Nancy.

30. September.

Toul hatte am 23. kapitulirt, und da unsere Marschroute recht ominös Ligny-Void-Ecrouves-Nancy lautete, so konnten wir ja das nicht mit genannte Toul in die Tour aufnehmen.

Gestern Morgen schieden wir von dem gemüthlichen Ligny. In der reinen Luft des schönen Herbstmorgens stiegen wir den stark aufsteigenden Weg hinter der Stadt hinan. Unten im Thal begann die Weinlese, die insofern eine außergewöhnliche ist, als diesmal blaujackige preußische Soldaten dabei thätige Hülfe leisten. Männer und Weiber kommen mit hohen Holzbutten voller Trauben, daneben auch Esel mit stoischer Miene rechts und links hohe Körbe der schönsten Beeren tragend. Das

in der ganzen Champagne angeschlagene Verbot des Großherzogs von Mecklenburg, weder Trauben selbst zu pflücken, noch die Winzer um solche anzusprechen, wird beim Anblick dieser herrlichen Früchte recht schwer. Doch wir können nicht lange diese Landschaft voller Leben und entzückender Anmuth betrachten; von oben kommt uns wieder Mecklenburger Artillerie entgegen, lauter frische, kräftige Gestalten, und dabei die ersten Soldaten, welche wir auf dem Marsche treffen ohne das obligate „Lieb' Vaterland kannst ruhig sein."

Es ging nun schnell in den frischen Morgen hinein. Gegen Mittag leuchteten uns die Thürme der Kathedrale von Toul aus der Ferne entgegen, gelblich-weiß vom blauen Himmel sich abhebend. Rechts und links der Straße befinden sich Weinberge, welche so wohlgepflegt und unbeschädigt dastehen, als ob die Umgegend nie eine Belagerung gesehen; bis hinauf an der zur Linken liegenden Côte St. Michel Alles voller Leben und Lust. Auf den Gesichtern der Einwohner, die uns begegnen, scheint sich die größte Freude auszuprägen, daß sie „dem dunklen Gefängniß entflogen", sich in ihren freundlichen Gärten und Weinbergen ergehen können.

Wir waren ganz erstaunt, anstatt einer furchtbaren Verwüstung diese lachenden Gefilde zu finden. Kaum daß hier und da ein Erdwerk und Holzbaracken andeuteten, daß hier Batterien gestanden. Doch je näher der Stadt, um so merklicher sind die Spuren der Belagerung. Einzelne Gartenhäuschen liegen in Trümmern; in die Häuser zur Linken haben die Kugeln aus der Festung furchtbare Löcher gerissen, und an allen Mauern sind die Spuren der Flintenkugeln deutlich zu erkennen. Die Gartenzäune sind niedergetreten, die Chausseen an einzelnen Stellen durch die Granaten aufgewühlt; zu beiden Seiten liegen stattliche, längst verdorrte Bäume; das Brückengeländer am Rhein-Marne-Kanal und die eisernen Bänke sind zertrümmert; das Bahnhofsgebäude zur Rechten zeigt klaffende Oeffnungen; das Festungsthor, die Pallisaden sind merklich laidirt, — und dies Alles Folge von einem nur achtstündigen Bombardement mit Feldgeschützen, das die Bayern und eine Abtheilung preußischer Artillerie am 23. August gegen diese nach Vauban'schen System angelegte alte Festung eröffnet hatten! Man begreift nicht, wie man Toul so unverantwortlich lange ruhig gelassen und nur durch ein kleines Korps von zwei und einem halben

Regiment cernirt hatte. — Die Bayern hatten schon ihre Geschütze auf dem Mont St. Michel und waren im Begriff die 2000 Mobilgardisten durch die nachdrückliche Sprache ihrer Geschütze zur Uebergabe zu überreden; — da kam der Befehl zum Abmarsch. Man gab die unvergleichliche Position auf und schickte später die braven Anhaltiner (93er) und 27er vor, um „durch Handstreich die Stadt zu nehmen", d. h. sich an den Wällen der Stadt die Köpfe einzurennen. Mit Schmerzen gedachte ich der lieben Jugendgenossen und Freunde, welche hier nach „diesem Handstreich" in fremder Erde gebettet wurden.

Was das Regiment Anhalt nicht vermochte, bewirkte fünf Wochen später die brandenburgische Festungsartillerie und die Mecklenburger Batterien: Toul war noch das einzige Sperrfort der Eisenbahnlinie von Lagny nach Nancy und Deutschland, darum mußte es fallen, und (wie jener jüdische Artillerist siegesfroh und militärisch knapp nach Haus telegraphirte:) „Toul ful Schmuhl."

Gleich nach Eintritt in die Stadt, links von der porte de France, haben die deutschen Kugeln furchtbare Spuren zurückgelassen, während die Mörserbatterien ganze Häuserreihen einer benachbarten Straße in Brand geschossen haben. Leider ist durch das Bombardement auch ein Lazareth, mit einigen deutschen Verwundeten darin, hart mitgenommen worden; in dem Glauben durch das Genfer internationale Zeichen geschützt zu sein, hatten die Franzosen naiver Weise unmittelbar davor auf dem Walle mehrere große Geschütze postirt, welche unsrerseits zum Schweigen gebracht werden mußten. — Die Mitte der Stadt ist fast unbeschädigt, nur daß hier und da eine Kugel den Balkon, ein Stück Dach oder einen Schornstein herabriß. Dagegen ist die nach Nancy gelegene Seite wieder hart mitgenommen. Ein Gasthaus und die Kaserne hinter der Kathedrale hat thürgroße Löcher, und die Mairie, in welcher sich jetzt die Kommandantur (Mecklenburger Füselier-Reg. Nr. 90) befindet, zeigt die merkwürdigsten Spuren der Kanonade. Als am Morgen des 23. August, also beim ersten Bombardement, die Truppen im Hofe der Mairie zum Appell angetreten waren, warf die in der Nacht unbemerkt auf dem Mont St. Michel aufgestellte Batterie einen ganzen Hagel von Geschossen hierher. Einzelne Kugeln drangen durch drei bis vier Wände und durchlöcherten die hohen Zimmer der Mairie, in denen jetzt Herr von Legat waltet,

auf die neckischste Weise, konnten aber den aus Felsquardern gewölbten Räumen nicht viel anhaben.

Was aber unsere Artillerie zu leisten vermag, davon zeugt vor allem der linke Thurm der Kathedrale. Man wollte das herrliche Bauwerk der alten Bischofsstadt möglichst schonen; aber da sich ein Beobachtungsposten oben befand, so mußte er zur Warnung heruntergeholt werden. Der erste Schuß kam etwas zu kurz und zerschmetterte leider das rechte große Fenster der zweiten Thurm-Etage; aber beim zweiten Schuß hatte der Brandenburger die Distance genau berechnet: Ein Knall, und der Posten mitsammt der Eckbalustrade des linken Thurmes war durch einen luftigen salto mortale verschwunden. Sonst ist die alte prächtige Kirche glücklich erhalten, kaum daß einige alte Glasmalereien der Nebenkapellen durch den Luftdruck der französischen Geschosse verletzt sind.

Daß die Toulenser noch nicht gehungert haben, zeigten die großen Getreidevorräthe, welche in der Kirche, unter dem Schutze des an dem Portale aufgehäuften Mistes aufgestapelt standen; und daß Toul die bei den Franzosen stehend gewordene „letzte Cartouche" auch noch nicht verschossen hatte, dafür fanden wir bei unserer Promenade auf den Wällen der Stadt an allen Geschützen sprechende Beweise. — Auch hier, wie überall im Feldzuge, hatte unsere Artillerie mit unglaublicher Präcision geschossen und die Geschützmannschaften der Franzosen auf der nordöstlichen Stadtseite hatten sich in den Schanzkörben förmlich verkriechen müssen, um nur auch gegen das Feuer von den feindlichen Batterien der Westseite geschützt zu sein. Aber wie überall in der französischen Militärwirthschaft herrscht auch hier auf den Wällen eine Sauerei und ein ekelhafter Schmutz, daß man es unbegreiflich findet, wie die Offiziere wochenlang solche Wirthschaft dulden konnten, ohne den Geruch dabei zu verlieren.

Es waren kaum vier Tage seit der Beschießung verflossen, und doch war Alles schon wieder lustig und guter Dinge. Die Damen promenirten in den elegantesten Pariser Toiletten einher und schienen ganz erstaunt, daß unsere guten Mecklenburger so gefühllos und gleichgiltig die feurigen Blicke dieses unverbesserlich eiteln Gelichters erwiderten. Die Männer politisirten heftig in den Cafe's, gebehrdeten sich, als ob sie die Sieger wären und bildeten sich etwas ganz Bedeutendes darauf ein, daß sie „eine hartnäckige Belagerung mehrere Monate lang

standhaft ausgehalten." Daß sie nur durch unsere Geschütze zur Uebergabe gezwungen sind, ist natürlich nicht im Entferntesten richtig; nur Hunger und fehlender Ersatz hat den Muth der unbesiegbaren Mobilen gebrochen! —

In scharfem Trabe ging es nun auf der uns schon bekannten Straße nach Nancy, wo wir um 5 Uhr in den belebten Bahnhof einbogen, unbeschreiblich froh, nun bald auf der glatten Straße der Eisenbahn unserer Heimath zueilen zu können. Bei der furchtbaren Unordnung und dem unglaublichen Durcheinander am Bahnhof, war an ein Fortkommen zunächst nicht zu denken, und wohl oder übel mußten wir das Anerbieten des freundlichen Etappen-Kommandeurs annehmen und noch eine Nacht in Nancy Quartier beziehen.

Zu der hier am Bahnhof, als bisheriger Endstation, herrschenden unglaublichen Konfusion hatte sich auch noch eine Aufregung gesellt, welche durch die Uebergabe von Straßburg erzeugt war. Die Einwohner schüttelten ungläubig die Köpfe und erklärten es für rein unmöglich; aber die Deutschen jauchzten über diese gewaltige Waffenthat und diesen neuen Sieg.

---

44. Vorläufig heimgekehrt.

Berlin, 3. Oktober.

„Auf der Westseite hier oben steht ein schöner Mönch gemeißelt, wehmüthig hineinschauend in die Vogesen und in die untergehende Sonne. In diesem Blicke liegt ein schwer Stück vom Leben und Leiden der Menschheit und des deutschen Volkes."

Berthold Auerbach, 7. Sept. 1861.

Diese Worte, welche der sinnige Dichter in das Album des Straßburger Münster-Thurmes einschrieb, fielen mir wieder ein, als ich im Eisenbahnwagen Gelegenheit hatte, eine deutsche Frau mit französischem Herzen kennen zu lernen, die jetzt ihrem gefangenen Manne nach Deutschland nachreiste. Ich gedachte dabei auch des schönen Tages, den ich, gerade vor einem Jahr, von der Universität Genf heimkehrend, dort oben auf dem herrlichen Münster verlebte; ich erinnerte mich, wie beim Abschied der alte, biedere Führer Grabowsky (jetzt kann ich ja

seinen Namen ungescheut nennen!) mich noch einmal unter den Arm nahm und nochmals auf der ganzen Plattform stumm herumführte, um mir den ganzen Elsaß und die vom Abendlicht vergoldeten Vogesen zu zeigen. Mit zitternder Stimme sagte er dann: „Erinnern Sie die Jugend Deutschlands immer wieder daran, daß hier deutsches Land in wälschen Händen. — Leben Sie wohl, Gott behüte Sie!" — Mit zweifelndem Herzen rief ich damals dem Greise zu: „Wir kommen und holen es," — und heute, was die kühnsten Träume nicht erhofft, heute nach einem Jahr ist das Land unser, hoffentlich unser für immer!

Der Chef des Generalstabes in unserm großen Hauptquartier, Graf Moltke, hat in einem Aufsatze, den er schon als junger Offizier im Jahre 1841 „über die westliche Grenzfrage" geschrieben, sich mit tiefem Schmerz auch über den schnöden Raub Straßburgs im Jahre 1681 durch den ränkesüchtigen Ludwig XIV. ausgesprochen und mit Beschämung erwähnt, daß, von französischem Golde bestochen, sogar Deutsche als Verräther zu diesem Raube geholfen haben. — „Und so fiel Straßburg, das bisher das unantastbare Bollwerk Deutschlands am Oberrhein gewesen war!" — ruft er in schmerzlichem Grimme aus, und, so hätte er hinzusetzen können, der katholische Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg, schämte sich nicht, den französischen König, den Fluch Deutschlands, bei seinem feierlichen Einzuge in die Stadt mit denselben Worten zu begrüßen, mit denen einst Simeon den Herrn und Heiland begrüßt hatte.

Weil er aber solche schweren Anklagen wider Deutsche erheben mußte, so sah Moltke es als eine Ehrenpflicht an, einen Mann der unverdienten Vergessenheit zu entreißen, der in ehrenfester, unerschütterlicher deutscher Treue Alles daran gesetzt hatte, um dies Unheil von seiner geliebten Vaterstadt abzuwenden. Denn in welcher Geschichte des deutschen Volkes, frägt Moltke, ist wohl das tragische Ende dieses Patrioten irgend erwähnt worden?!

Lassen wir uns von dem genialen Soldaten, der das Meiste dazu gethan hat, daß Straßburg jetzt wieder in deutschen Händen ist, an dies Bild deutscher Treue erinnern!

Es ist ein Irrthum, anzunehmen, als ob ein größerer Theil von Straßburger Bürgern eine Vereinigung mit Frankreich ersehnt hätte: im Gegentheil, sie haßten und fürchteten

nichts so sehr als unter Frankreich zu kommen; sie brachten die größten Opfer, um ihre Stadt hinreichend zu befestigen, und ließen sich von des glatten Ludwigs Ränken weder berücken noch bestechen. Ja, als sie entdeckten, daß der Advokat Obrecht einen Versuch machte, die Stadt an Ludwig zu verrathen, da legte der Henker dem Verräther einfach den Kopf vor die Füße. — Aber leider halfen alle diese Anstrengungen nicht. Von Deutschlands und der Schweiz oftmals aber vergeblich erbetener Hülfe verlassen, durch die Franzosen von allen Seiten gedrängt, in allem Verkehr nach außen gehemmt und arm gemacht, ward Straßburg an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die Seele dieser patriotischen Bemühungen, die Stadt nicht Frankreichs Beute werden zu lassen, war der hoch-angesehene edle Ammeister Dominikus Dietrich, dem es vor allem zu danken war, daß jenes Advokaten Obrecht schlimmer Anschlag entdeckt und so scharf bestraft ward. Gegen den brütete der Sohn des hingerichteten, der jüngere Obrecht, Rache: Dafür sollten Dietrich und alle Deutschgesinnten in der Stadt büßen. — So bot er sich dem hinterlistigen Ränkespiel Ludwig's als williges Werkzeug an, und französisches Geld stand ihm genug zur Verfügung, um durch Bestechung einflußreiche, aber feile Menschen, namentlich den Stadtschreiber zu gewinnen. Gewiß auf seinen Wink benutzten die lauernden Franzosen grade die Zeit, als die angesehensten Bürger auf der Frankfurter Messe abwesend waren, um mitten im tiefsten Frieden Straßburg mit einer bedeutenden Macht zu überfallen und durch einen Handstreich zu nehmen.

Zum Lohn für seinen Verrath wurde Obrecht, der zur katholischen Kirche übertrat, zum unumschränkten Statthalter des Königs von Frankreich in Straßburg ernannt.

Den edlen Ammeister Dominikus Dietrich durften die Franzosen nicht in Straßburg zurücklassen, dafür war der treue unbeugsame Deutsche eine viel zu bedeutende, einflußreiche und darum gefährliche Persönlichkeit, aber sie wollten doch zugleich versuchen, ob sie ihn nicht mit der Zeit mürbe machen und dazu bewegen könnten, daß er seiner Partei französische Grundsätze beibringe. Dietrich wurde also nach Paris citiert und dort lange zurückbehalten und immer hingehalten. Endlich glaubten die Herren, der alte Deutsche könnte wohl mürbe geworden sein, und der berüchtigte Louvois, König Ludwig's allgewaltiger

Minister, sandte ihm den Befehl, vor ihm zu erscheinen. — Merkwürdiger Weise fand Dietrich den Minister, als er vorgelassen ward, in der Bibel lesend. Was das bedeuten sollte, wurde dem ehrlichen Deutschen alsbald klar, als ihm Louvois die aufgeschlagene Stelle vorlas: „Die Hauptleute Antiochi sprachen zum Mattathias: Du bist der vornehmste und gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind! — so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabt werden mit Silber und Gold und großen Gaben.“ Und dann sah ihn der mächtige Mann fragend mit forschenden Augen an. Ohne alles Zögern fiel aber Dietrich, der bibelfeste Lutheraner, sofort ein und antwortete mit den Worten der folgenden Verse aus dem Gedächtniß fortfahrend: „Da sprach Mattathias frei heraus: Wenn schon alle Länder dem Antiochus gehorsam wären, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich und meine Söhne und Brüder im Bunde unserer Väter wandeln! Da sei Gott vor! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gottes Gesetz abfielen.“ (1. Makkab. II, 17—21.) — Auf solche feste, entschiedene Zurückweisung war nun wohl der stolze Minister, der gewohnt war, daß man ihm mit kriechender Unterwürfigkeit entgegen trat, nicht gefaßt. Er machte kurzen Prozeß mit Dietrich und schickte den treuen Mann nach Südfrankreich in die Verbannung, aus der er erst im hohen Alter wieder entlassen wurde, so daß er wenigstens in seiner Heimath, in Straßburg, sterben konnte. — —

Als unser Moltke jenen Aufsatz schrieb, flossen ihm die wehmüthigen Worte aus der Feder: „Die Stadt wurde übergeben, und nie mehr hat seitdem auf ihren Wällen die deutsche Fahne geweht.“ — Gott sei Dank! jetzt weht sie dort wieder, und das hat durch Gottes wunderbare Fügung unter des frommen Königs Wilhelm Regiment der Verfasser jenes Aufsatzes, dem es so sehr am Herzen lag, vergessene deutsche Treue wieder zu Ehren zu bringen, als Chef unseres Generalstabes selbst bewirkt. —

Straßburg, „die wunderschöne Stadt, in der so mancher Soldat begraben liegt“, wird bald wieder aus den Trümmern

und der Asche der Belagerung erstehen, die verwälschten Namen werden bald wieder aus den Straßen verschwinden, der Haß und die Wuth der deutschen Renegaten wird nach einem Jahrzehnt verschwunden sein*), und herrlich, wie nie zuvor wird das Elsaß wieder emporblühen, nicht mehr ausgesogen von einer verkommenen Nation, sondern getragen und gekräftigt durch den friedlichen Wetteifer mit den stammverwandten Provinzen; das Land wird wieder aufathmen, wenn „das deutsche Blut vom Höllenjoch erlöst ist"; deutsche Wissenschaft und Kunst wird wieder erblühen, der Protestantismus und mit ihm die gute deutsche Sitte wird sich wieder ermannen, und mit Macht den Druck der Pfaffenwirthschaft abschütteln, die von jeher danach trachtete, den Bauern die deutsche Bibel zu entreißen; der wieder wehende deutsche Geist wird nach einigen schmerzlichen Jahren des Ueberganges triumphieren und Elsaß, das Schmerzenskind der Germania, wird dann bald sich wieder erinnern, daß deutsches Blut in seinen Adern rinnt und wieder ächt deutsch werden.

Damit dies aber bald geschehe, dazu ist Eins unumgänglich nothwendig, daß das Elsaß und Deutsch-Lothringen an Preußen falle. Die Elsässer sträuben sich zwar dagegen und wollen wegen der gefürchteten allgemeinen Wehrpflicht lieber badisch oder bayrisch werden, weil sie sich einbilden, so dem Militärdienst entgehen zu können. Aber wenn dieses kranke Glied des Deutschthums unter dem jahrelangen Druck der französischen Präfekten-Wirthschaft das selbstständige Denken und Richtig-Handeln verlernt hat, so müssen die übrigen über sein Schicksal bestimmen, müssen es so einrichten, daß durch diesen kleinen, neu hinzukommenden

---

*) Damals, als dies geschrieben wurde, konnte man nicht ahnen, daß unter dem Statthalter von Manteuffel und seiner Tochter mit ihrer „Korum-Schwärmerei", eine sogen. Versöhnungs-Aera, statt des strammen, aber gerechten preußischen Regiments könnte versucht werden, eine Aera, in der man alles deutsch-protestantische Wesen mißachtete, alle französisch-ultramontan-protestlerischen Kreise aber verhätschelte. Die Folgen sind, wie die Reichstagswahlen erwiesen, nicht ausgeblieben, und unsere Hoffnungen einer baldigen Regermanisirung sind sehr herabgestimmt. Es ist bedauerlich, daß ein Theil der reichsländischen Bevölkerung sich heute wieder Frankreich näher fühlt, als Deutschland. Aber die deutsche Nation wird die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich das alte innige Verhältniß im Laufe der Zeit wieder herstellen lasse. Die französische Arbeit zweier Jahrhunderte wird nicht in zwei Jahrzehnten, aber vielleicht schon, wenn nicht nochmals eine Manteuffel'sche Versöhnungs-Aera kommt, in zwei Menschenaltern wett gemacht werden. D. V.

Theil die sich allmälig vollziehende deutsche Einheit unter Preußens Führung nicht im Geringsten in ihrem Fortschreiten und innern Wachsthum gestört werde. Und daher kann nur eine Bestimmung eintreten, daß das Elsaß preußisch wird. Nur wenn wir den Städtern für ihren französischen Nationaldünkel das stolze Bewußtsein, einem großen, geachteten und gefürchteten Staate anzugehören, geben werden, dann, aber auch nur dann wird sich der widerstrebende Geist der Bevölkerung beugen. Werden die Elsässer in die engen Schranken eines Kleinstaates eingepfercht, so werden sie immer und immer wieder nach Frankreich sehnsüchtig hinüberschielen.

Man ermanne sich doch endlich aus jenem lauwarmen Patriotismus, der da glaubt, „die braven Bayern und biedern Württemberger„ für ihre Bundestreue großmüthig belohnen zu müssen. Fühlt man denn nicht, wie schwer die Süddeutschen dadurch beleidigt werden, daß ihnen dafür, daß sie nur ihre Pflicht und Schuldigkeit thaten, eine Belohnung gegeben werden soll?! — Und sollten wirklich die süddeutschen Regierungen sich so weit vergessen, solche unnationale Politik zu treiben, — nun dann wird nach dem Kriege ihnen in jedem heimkehrenden Soldaten ein Pionier des nationalen Gedankens erstehen.

Gleich von Anfang an pulsirte eine gewaltige Leidenschaft in den Adern unsres Volkes; und diese Leidenschaft ist eine edle, weil der Krieg, zu dem unsere Heere ausgezogen sind, ein gerechter Krieg ist. Vergangene Größe und vergangene Schmach wird in der Erinnerung lebendig und nur leicht verhüllt von dem Schleier der Zukunft erhebt sich wieder das Bild des Gesammtvaterlandes in hehrer Gestalt. Der höchste Preis liegt in dem auflodernden deutschen Nationalbewußtsein, in der Ueberwindung aller inneren Spaltungen, er liegt in dem der Welt gegebenen Beweis von dem, was unsere, als Volk der Denker bald gelobte, bald bemitleidete Nation, gut geleitet, in thatkräftigem Handeln vermag. Nachdem „das deutsche Vaterland" aus einem bloßen geographischen Begriff eine sittliche Idee geworden war, ist es jetzt eine politische That, und kein Volksblätt'l oder Pfaff wird im Stande sein, den Funken des Nationalbewußtseins, den jeder Soldat aus dem jetzigen Kampfe mitbringt, zu erlöschen. Die Einheit der deutschen Armeen und damit des deutschen Volkes ist durch das gemeinsam vergossene Blut besiegelt, und von einer bayrisch-deutschen und württem-

bergischen, oder gar von einer hessischen Politik eines Dalwigk kann und darf in Zukunft nicht mehr die Rede sein. Man betrüge das Volk nicht wieder „nach solchen Opfern heilig großen" um die Frucht des Kampfes, die deutsche Einheit.

„Nicht mehr dann trennt uns Süd' und Norden;
Ein Lied, Ein Herz, Ein Gott, Ein Orden,
Ein Deutschland hoch und schön."

Gestern Nachmittag fuhren wir wieder über den Rhein; mir traten die Freudenthränen in die Augen. Hellglänzend und ruhig „wie das Adagio einer Beethoven'schen Symphonie" floß er dahin, unergründlich tief wie das deutsche Gemüth, reich wie die deutsche Kunst, die jetzt den geraubten Bau Erwins von Steinbach als Eigenthum zurückfordert. — Mit welch' andern Gefühlen erblickten wir ihn, als vor zwei Monaten, wo in unser donnerndes Hurrah doch ein geheimes Weh sich mischte. Wohl waren wir mit ernster Zuversicht in den heiligen Kampf gezogen; in den leuchtenden Zügen aller Derer, welche die „Wacht am Rhein" sangen, stand es geschrieben: wir müssen siegen und wir werden siegen. Wie Jakob mit Jehovah rang und ihn nicht losließ, bis er ihn segnete, so haben wir in mancher stillen Bivouac-Nacht, beim Blick zu den leuchtenden Sternen da droben, den heiligen und gerechten Gott in heißem Gebet um Sieg unserer gerechten Sache angerufen. Wer aber hätte die zermalmenden Niederlagen geahnt, die Schlag auf Schlag unsere hochmüthigen Gegner trafen, welche innerhalb vier Wochen seine Heere vernichteten oder vom Schlachtfeld in die Festung warfen?! Nicht nur offiziöse Blätter der Franzosen, wie der „Pays", redeten von einem „kaudinischen Joch", darunter die Preußen sich beugen müßten, „und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen sollten, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist;" nicht blos die Flaneurs auf den Pariser Boulevards waren es, die sich den Krieg mit Deutschland als eine militairische Promenade dachten; — nicht blos die französischen Generale waren es, die es für überflüssig hielten, für den Feldzug sich mit Karten ihres Landes zu versehen; — fast in ganz Europa galt Frankreich zum Voraus als Sieger, und Lord Granville versicherte bei der Nachricht von der Kriegserklärung einem vertrauten Zuhörerkreise, „daß die Franzosen binnen drei Wochen in Berlin stehen

würden.“ Und nun?! Wahrlich, die letzten Monate, die wir durchlebten, sind so wunderbar, daß sie hinter uns liegen wie ein Traum, wie eine großartige Heldensage, in welcher Personen und Handlungen weit über das gewöhnliche Maß der Wirklichkeit hinausgehoben sind.

Wenn die Franzosen, unfähig ihr Unglück zu tragen, überall nur Verrath wittern, so wissen wir, daß die Summe der sittlich-religiösen und sittlich-politischen Kräfte es gewesen, die uns den Sieg verschafft haben. Wie Oberst Stoffel schon vor dem Feldzug die tieferen Ursachen unserer Ueberlegenheit begriff und seine Landsleute auf die moralische Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht in Verbindung mit dem allgemeinen Volksunterricht, auf die ernste Arbeitsamkeit der preußischen Offiziere und das Pflichtgefühl der kärglich-besoldeten Staatsbeamten verwies, so fängt auch das Ausland schon an, im Donner der Schlachten zwischen Weißenburg und Paris den siegreichen Kampf des germanischen Geistes gegen den überhandnehmenden Romanismus zu spüren. „Wenn das deutsche Volk,“ — so heißt es in dem jüngst erschienenen Missionsberichte der holländischen Taufgesinnten zu Amsterdam, — „eine bewunderungswürdige Kraft entwickelt und Sieg auf Sieg errungen hat, so lag der tiefste Grund nicht in der staatskundigen Einsicht oder dem militairischen Genie einzelner Männer; sondern der Geist der Ordnung, der Zucht, des gegenseitigen Vertrauens, des pünktlichen Gehorsams, des thatkräftigen Handelns war eine Frucht deutschen Ernstes und deutscher Frömmigkeit. Und wenn über das unglückliche Frankreich von Stund an ein Lügengeist losbrach, der Niederlagen als Siege verkündigte; wenn die Augen für die Wahrheit der Zustände wie mit Blindheit geschlagen waren; wenn dort ein Mißtrauen herrschte, das überall Verrath vermuthete; wenn die Widersetzlichkeit groß und der Gehorsam selten war: trug daran die kaiserliche Regierung die meiste Schuld, oder die Erschlaffung der religiösen und sittlichen Grundsätze?“ —

Seien wir also würdig dieser großen Tage, der herrlichen Zeit, die Gott vom Himmel unserm deutschen Volke geschenkt hat. Zeigen wir dem verblüfften Europa, daß wir unsere Aufgabe im Herzen des Continents verstehen: Wenn das Herzvolk frische, gesunde Kräfte durchwallen, werden sich auch die übrigen Völker nicht so schlecht befinden. Wahrheit und Natur siegen

immerdar; darum keinen Schritt zurück, und alle Uebel, die uns noch drohen könnten, werden sich bald in Dunst und Nebel auflösen. Mit der Herrschaft des feudalen romanisch-französischen Geistes ist es hoffentlich für lange Zeit zu Ende. Die Ströme des edelsten deutschen Blutes, die in und um Elsaß geflossen sind, sind nicht für einige Silberlinge geflossen.

Nach 25 Jahren.

Potsdam, Juli 1895.

Die Schilderungen dieses Buches tragen zumeist die lebendige Erregung der gewaltigen Ereignisse an sich, durch welche sie im Jahre 1870/71 hervorgerufen sind; — aber doch möchte ich jetzt nichts daran ändern, auch wenn hier und da ein Urtheil schief, eine Bemerkung zu jugendlich keck sein sollte. Jede Aenderung und Verbesserung könnte nur der Frische und Unmittelbarkeit der Erzählung schaden und den Eindruck von dem verwischen, was damals in unseren jugendlichen Herzen an begeisterter Vaterlandsliebe und freudigem Opfermuth lebte; und nur in dieser Form, glaube ich, werden sie an ihrem Theil im Stande sein, das Gewissen der jetzigen Jugend und der Männer aufzurütteln und ihnen zu zeigen, daß die neue, fieberhaft erregte Zeit, an deren Schwelle wir stehen, ganze Männer und feste Charaktere braucht und von ihnen das Zusammenraffen aller sittlich religiösen Kräfte und begeisterte Hingabe an das Vaterland fordert.

Es sind unruhige, gewitterschwangere Zeiten, in denen wir stehen. Mit den alten preußischen Traditionen ringt ein neuer, noch unbewährter Geist; — wissen wir auch, daß der Neubau unseres Reiches nicht in dem Styl vergangener Epochen ausgeführt werden kann, so sollen doch die Fundamente, auf denen gebaut wird, dieselben bleiben: Furchtloses Regiment, gewissenhafte Pflichterfüllung, Ehrfurcht vor der Obrigkeit, Bekenntniß zu dem lebendigen Gott und seinem Gesalbten. Denn wodurch ein Staat begründet ist, sagt weise und wahr ein alter Geschichtsschreiber, dadurch wird er auch erhalten. Und wenn irgend Einer im preußischen Staat,

im deutschen Reich, dann steht unser Kaiser auf dem festen Grunde deutscher Treue und göttlich gegebener Autorität.

Daß in dem Aufzug alter Sitte der Einschlag freier Entwicklung verwoben werden muß, ist gewiß; wir alle stehen am Webstuhl unseres Jahrhunderts und freuen uns der Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit. Aber allzusehr hat die Freiheit das Uebergewicht gewonnen über die Ordnung; die subjektive, selbstsüchtige Willkür, die mit den ehrwürdigsten Einrichtungen spielt, über die Macht der Geschichte, welche das Wort Gottes ist. Alle die Zuckungen, welche unsern Volkskörper fieberhaft schütteln, entstehen aus diesem Ringen zweier Richtungen und Bestrebungen. — Der maßlose, immer dreister auftretende Ultramontanismus ist der Rückschlag eines wüsten Materialismus, eines rohen Fleischesdienstes, und die gottlose und vaterlandslose Sozialdemokratie das Kind der religiösen Freigeisterei und ein Gegensatz der wirthschaftlichen Ungebundenheit; der Banquerott des irdischen Wohlstandes weiter Kreise steht in unheilvoller Wechselwirkung mit dem Verlust an geistigen und geistlichen Gütern; die sittlichen Stützen deutsch-christlichen Lebens wanken und zittern. —

Wir sind, wie kürzlich gesagt wurde, als christliche Nation betrachtet, beispiellos undankbar gewesen für all' die Güte des Herrn, die er uns in den letzten Feldzügen hat zu Theil werden lassen. Seien wir von nun an dankbarer! — Weder die Rednerbühne, noch die Festtafel oder gar die Kanzel diene dazu, Deutschland zu erheben auf Kosten des gedemüthigten Frankreichs. Es ist eine bloße Phrase, die Befreiung vom Welschthum zu rühmen und — welsche Moden, auch die unsinnigsten, sklavisch nachzuahmen, welsche Theaterstücke, auch die unsittlichsten, viel hundert Mal aufzuführen, mit welschen Freiheitsbegriffen den deutschen Volksgeist zu bethören. Das Gebet des Pharisäers: „Herr ich danke Dir, daß ich nicht bin wie andre Leute" paßt nicht für ein evangelisches, christlich-deutsches Volk; sondern dem evangelischen Sinn sind solche Dank- und Festfeiern, wie wir in diesem Jubeljahr ihnen entgegen gehen, stets auch Bettage gewesen. Bitten wir deshalb den Herrn um die Wiedergeburt unseres Volkes aus Seinem Geist!

Nationale Gedenktage sind Erfrischungszeiten der Königstreue und Vaterlandsliebe. Nur dadurch sind die großen Erfolge errungen, daß alle die Mächte, die unser Volksleben

ausmachen und die leider so oft in Zwiespalt sich verzehrt haben, beim Ausbruch des Krieges mit Naturgewalt zusammen traten und daß die Losung: „Treue um Treue" vom Thron zur Hütte, von Residenz zu Residenz klang. — Diese Begeisterung ist nicht geblieben; die zerstörenden Kräfte haben ihre unselige Arbeit wieder begonnen. Da gilt es für die Patrioten, in Einem Geiste zusammenzustehen, des Vaterlandes froh zu bleiben und in der Erinnerung an das gemeinsam vergossene Blut, an die gemeinsam errungenen Güter der Einheit und Freiheit, fest zu halten an dem Panier: Kaiser und Vaterland!

Aber das nationale Gefühl allein ist nicht im Stande, die finstern Geister zu bannen, welche unser Volk in das ehemalige Chaos zurückzustürzen trachten; gerade unsere Zeit mit ihrem wirren Streit beweist es, wie schwach die bloße nationale Idee ist gegenüber den zerstörenden Gewalten. Der deutsch nationale Gedanke erbleicht vor den blutrothen Flammen der Sozialdemokratie, wie vor der Brandfackel des Ultramontanismus, der alljährlich über den „Sedan-Rummel" uns verhöhnt. — Nur gottesfürchtige Völker bleiben freie Völker; während glaubenslose Zeiten immer Zeiten des Verfalls für sie gewesen sind. Denn auch von Völkern gilt, was von einzelnen Menschen gilt: Wer in der Furcht und im Gehorsam gegen den höchsten Herrn im Himmel die höchste Freiheit errungen, der kann nicht die Sklavenketten menschlicher Knechtschaft tragen. Begeisterung und Opfermuth, das Höchste einzusetzen um die höchsten Güter, Gut und Blut in die Schanze zu schlagen für Freiheit und Vaterland, für Haus und Hof und Weib und Kind, das findet sich nur bei einem Volke, das im Herrn der Heerschaaren seinen allmächtigen Schirmherrn verehrt und in die Feldschlacht mit der Losung zieht: Wir mit Gott und Gott mit uns!

Dieses Jubiläumsjahr und besonders der Tag von Sedan mit seinem aufgehobenen Gottesfinger erinnert uns an Gottes Allmacht und Liebe; der ganze Krieg mit seinen 17 siegreichen Schlachten und 156 siegreichen Gefechten mahnt uns: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre!" — Der ganze Krieg mit seiner Weihe und Erhebung, mit den Seufzern der Leidenden und Tröstungen des Glaubens erinnert uns an Christum. Warum hält, was im Kriege die Seelen bewegt, im Frieden nicht Stand? Sind wir Kinder, die nur durch Gottes Zuchtruthe zum Gehorsam des Glaubens gewiesen werden?! Wenn

nicht, nun so werde uns dieses Jubiläumsjahr, so werde uns der Sedantag immer von Neuem ein Tag des Dankes und des Gelübdes:

„Mit Gott wollen wir Thaten thun!" — Mit Gott für König und Vaterland! — —

Die Heldenführer, die bisher für uns gekämpft und gesiegt haben, sie gehen hin einer nach dem andern; aber der alte Gott, der bisher zum Siege verholfen, er lebt noch und wird mit den Kindern und Enkeln sein, wie er mit den Vätern und Ahnen gewesen ist. Unser Nachwuchs und wir älteren Leute mit ihnen, werden es unter dem jungen Kaiser Wilhelm ebenso machen, wie unter dem alten Kaiser Wilhelm, wenn es von Neuem gilt zu kämpfen

mit Gott für Kaiser und Reich! —

dann werden wir echte deutsche Mannentreue ihm halten, Treue bis in den Tod, und werden für ihn sterben können mit dem Rufe:

„Es lebe der Kaiser!"

Druck von A. W. Hayn's Erben in Potsdam.

Pietschker, Karl August Gottfried

Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris Schlachtenbilder und biographische Silhouetten

Potsdam und Leipzig [1895]